

W. Somerset Maugham
Der bunte Schleier

Kitty Garstin, schöner, langsam verblassender Stern am Londoner Gesellschaftshimmel, heiratet in Torschlußpanik einen jungen Wissenschaftler und geht mit ihm nach Honkong.

In der engen Gesellschaft der Kronkolonie gelangweilt, verfällt sie bald dem eitlen Charles Townsend. Als ihr Mann davon erfährt, kommt es zwar nicht sofort zu einer Katastrophe, aber für Kitty beginnt ein anderes Leben: im wirklichen, damals von der Cholera heimgesuchten China lernt sie, über sich und die Welt anders zu denken.

Greta Garbo spielte die Rolle der Kitty in dem Film, der W. Somerset Maughams Stoff weltberühmt machte.

»Man muß Maugham wieder lesen. Seine Romane können auch den anspruchsvollsten Psychologen beeindrucken. Dieser Autor beschreibt die buntscheckige Gesellschaft des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts – er hetzt die durchtriebenen, tragischen Figuren seines großen Kasperltheaters von London nach Paris, von Monte Carlo nach Valparaiso. – Er schreibt mit einer raschen Eleganz, die Stichelei und Reverenz vermischt, mit der Distanziertheit eines Henry James, mit dem prüfenden Blick eines Evelyn Waugh.« *L'Express, Paris*



ISBN 3-257-21461-8 [12.80]

21461

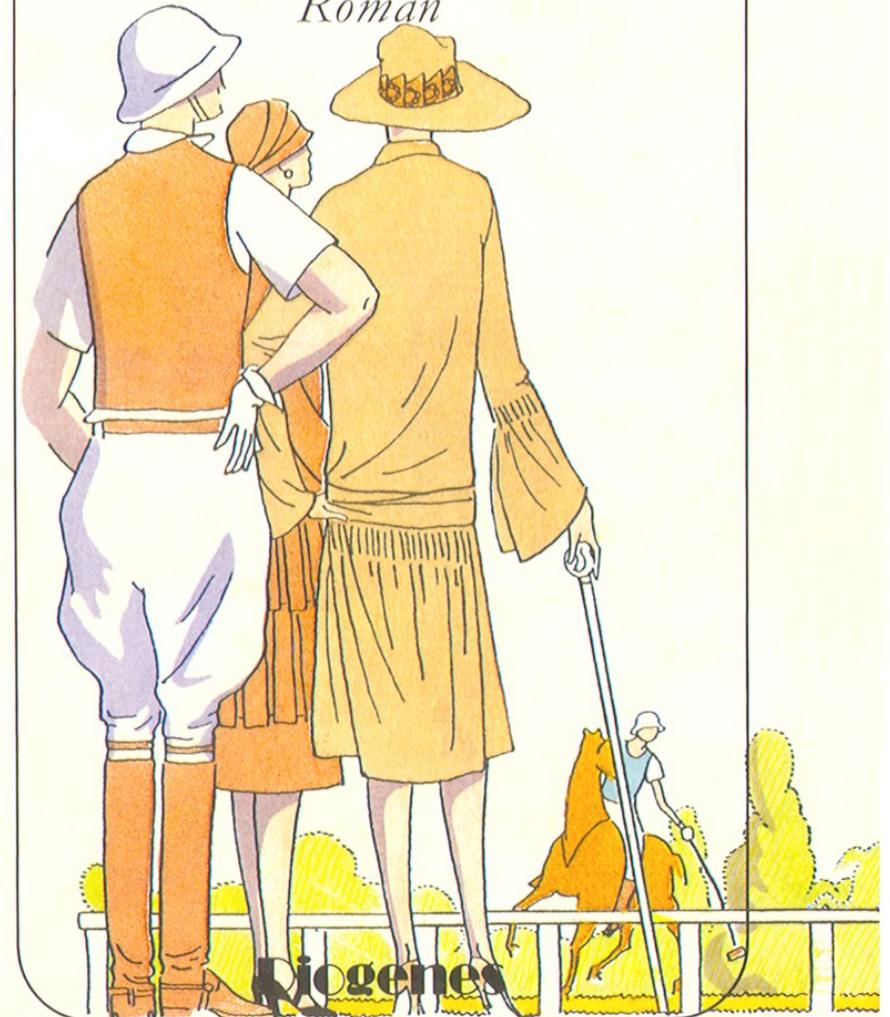
detebe-KLassiker

W. Somerset Maugham ● Der bunte Schleier

W. Somerset
Maugham

Der bunte
Schleier

Roman





SOMERSET

MAUGHAM

DER BUNTE

SCHLEIER





SOMERSET MAUGHAM

Der bunte Schleier

ROMAN

1958

IM BERTELSMANN LESERING

Einzig berechtigte Übertragung aus dem Englischen

von Anna Kellner

Titel des englischen Originals: THE PAINTED VEIL

Lizenzausgabe des Alfred Scherz Verlages, Bern

© Alfred Scherz Verlag, Bern

Einband M. Kausche. Schrift 10 Punkt Palatino Linotype

Druck Südd. Verlagsanstalt und Druckerei GmbH., Ludwigsburg

Printed in Germany

*„... der bunte Schleier,
den die Menschen Leben nennen.“*

1

Sie stieß einen Schreckensruf aus. „Was gibt’s?“ fragte er.

Trotz der Dunkelheit, die im Zimmer herrschte - die Fensterläden waren geschlossen -, bemerkte er, daß ihr Gesicht vor Entsetzen verzerrt war.

„Jemand hat die Tür zu öffnen versucht.“

„Vielleicht war es die Amah oder einer der Diener.“

„Die kommen nie um diese Zeit. Sie wissen, daß ich nach Tisch immer schlafe.“

„Wer kann es sonst sein?“

„Walter“, flüsterte sie mit bebenden Lippen. Sie wies auf seine Schuhe. Er versuchte die Schuhe anzuziehen, aber seine Ängstlichkeit - denn ihre Unruhe hatte sich auch ihm mitgeteilt - machte ihn ungeschickt, und dann waren sie etwas eng. Schwer atmend, ungeduldig gab sie ihm einen Schuhlöffel. Sie schlüpfte in einen Kimono und ging barfüßig zu ihrem Toilettentisch. Ihr Haar war kurz geschnitten, und sie hatte es mit einem Kamm wieder in Ordnung gebracht, ehe er sich den zweiten Schuh zugeschnürt hatte. Sie reichte ihm seinen Rock.

„Wie komme ich fort?“

„Warte lieber noch ein wenig. Ich werde nachsehen, ob alles in Ordnung ist.“

„Es kann unmöglich Walter sein. Er verläßt das Laboratorium nie vor fünf.“

„Wer sonst?“

Sie sprachen flüsternd. Sie zitterte. Er dachte: In einem unvorhergesehenen Fall würde sie den Kopf verlieren, und das verdroß ihn. Zum Teufel, warum hatte sie ihm gesagt, daß keine Gefahr sei? Sie hielt den Atem an und legte ihm die Hand auf den Arm. Er folgte der Richtung ihres Blickes. Sie standen den Fenstern gegenüber, die auf die Veranda hinaus gingen. Die Läden waren geschlossen und zugeriegelt. Sie sahen,

wie der weiße Porzellanknopf des Griffes sich langsam drehte. Sie hatten niemand auf der Veranda gehen hören. Diese lautlose Bewegung zu sehen, war entsetzlich. Eine Minute verging, nichts war zu hören. Dann bemerkte sie – und Totenblässe bedeckte ihr Gesicht beim Anblick dieser übernatürlichen Erscheinung –, wie der weiße Porzellanknopf des anderen Fensters sich genau in derselben heimlichen, geräuschlosen, erschreckenden Weise drehte. Es war so gräßlich, daß Kitty, deren Nerven plötzlich versagten, den Mund öffnete, um zu schreien, aber ihr Gefährte bemerkte es, legte ihr rasch die Hand auf den Mund, und der Schrei erstickte in seinen Fingern.

Schweigen. Sie lehnte sich an ihn, ihre Knie zitterten, und er fürchtete, sie würde ohnmächtig werden. Stirn. runzelnd, mit zusammengebissenen Zähnen, trug er sie zum Bett und setzte sie darauf nieder. Sie war so weiß wie das Bettuch, und auch seine Wangen waren trotz der gebräunten Hautfarbe blaß. Er stand neben ihr und betrachtete wie versteinert den Porzellanknopf. Keines sprach. Da sah er, daß sie weinte.

„Laß das, um Himmels willen“, flüsterte er gereizt, „ist das Malheur geschehen, so ist es eben geschehen! Wir müssen frech leugnen!“

Sie sah sich nach ihrem Taschentuch um, und da er wußte, was sie brauchte, so reichte er ihr das Handtäschchen.

„Wo ist dein Tropenhelm?“

„Ich habe ihn unten gelassen.“

„O mein Gott!“

„Höre, Kitty, du mußt dich zusammennehmen. Ich wette hundert gegen eins, daß es nicht Walter war. Warum sollte er denn jetzt schon zurück sein? Er kommt doch mittags nie nach Hause, nicht wahr?“

„Nie.“

„Ich wette, was du willst, daß es die Amah war.“

Sie lächelte matt. Seine volle, schmeichelnde Stimme beruhigte sie, und sie ergriff seine Hand und drückte sie zärtlich. Er ließ ihr einen Augenblick Zeit, sich zu sammeln.

„Schau, Kitty, wir können nicht ewig hier bleiben“, sagte er dann, „fühlst du dich stark genug, auf die Veranda hinauszugehen und dich umzusehen?“

„Ich glaube nicht, daß ich stehen kann.“

„Hast du etwas Brandy hier?“

Sie schüttelte den Kopf. Ein finsterner Blick verdüsterte seine Stirn, er wurde ungeduldig, wußte nicht recht, was er tun sollte. Plötzlich umklammerte sie seine Hand fester.

„Wenn er draußen wartet?“

Er zwang seine Lippen zu einem Lächeln, und seine Stimme hatte wieder den sanften, überzeugenden Klang, dessen Wirkung er so gut kannte.

„Das ist nicht sehr wahrscheinlich. Nimm dich doch ein wenig zusammen, Kitty! Wie kann es dein Mann sein? Wenn er nach Hause gekommen wäre, einen fremden Helm im Vorsaal gesehen und das Zimmer verschlossen gefunden hätte, hätte er bestimmt einen Skandal gemacht. Es muß einer von den Dienstboten gewesen sein. Nur ein Chinese dreht einen Griff so um.“

Sie war ein wenig zu sich gekommen.

„Es ist nicht sehr angenehm, selbst wenn es nur die Amah war.“

„Die kann man abfinden, und wenn nötig, werde ich ihr die Hölle heiß machen. Ein Regierungsbeamter zu sein, hat nicht viele Vorteile, aber aus den wenigen muß man herausschlagen, was man kann.“

Er hatte wohl recht. Sie stand auf, wandte sich ihm zu und streckte die Arme aus; er drückte sie an sich und küßte sie auf den Mund. Es war eine Seligkeit, die fast weh tat. Sie betete ihn an. Er gab sie frei, und sie trat ans Fenster. Sie schob den Riegel zurück, öffnete den Laden ein wenig und blickte hinaus. Keine Menschenseele. Sie ging leise auf die Veranda, tat einen Blick in das Ankleidezimmer ihres Gatten und dann in ihr Boudoir. Beide waren leer. Sie ging ins Schlafzimmer zurück und winkte ihm.

„Niemand.“

„Ich glaube, das Ganze war eine optische Täuschung.“

„Lach nicht! Ich war zu Tode erschrocken. Geh in mein Boudoir und setz dich dort hin. Ich ziehe mir nur Strümpfe und Schuhe an.“

Er ging; fünf Minuten später kam sie zu ihm. Er rauchte eine Zigarette.
 „Sag, Kitty, könnte ich einen Whisky-Soda haben?“
 „Ja, ich werde klingeln.“
 „Könnte auch dir nicht schaden, wie ich sehe.“
 Sie warteten schweigend auf das Erscheinen des Dieners. Sie gab ihm den Auftrag.
 „Telefoniere ins Laboratorium und frage, ob Walter dort ist“, sagte sie dann. „Man kennt dort deine Stimme nicht.“
 Er hob den Hörer ab und verlangte die Nummer. Er fragte, ob Dr. Fane dort sei. Dann legte er den Hörer hin.
 „Er war seit Mittag nicht dort“, sagte er. „Frage den Diener, ob er hier war.“
 „Das kann ich nicht. Es würde sonderbar aussehen, wenn er dagewesen wäre und ich ihn nicht gesehen hätte.“
 Der Diener brachte die Getränke. Townsend schenkte sich ein. Als er ihr anbot, schüttelte sie den Kopf.
 „Was soll geschehen, wenn es Walter war?“ fragte sie. „Vielleicht macht er sich nichts draus.“
 „Walter?“
 Ihr Ton war ungläubig.
 „Es ist mir immer aufgefallen, wie schüchtern er ist. Manche Männer können Szenen absolut nicht ertragen. Er hat genug gesunden Menschenverstand, um zu wissen, daß durch einen Skandal nichts zu gewinnen ist. Ich glaube nicht einen Augenblick, daß es Walter war; aber wenn er es war, so wird er nichts unternehmen. Er wird darüber weggehen.“
 Sie dachte einen Moment nach, „Er liebt mich furchtbar.“
 „Das ist ausgezeichnet. Du wirst ihn herumkriegeln.“ Um seine Lippen spielte das bezaubernde Lächeln, das sie immer so unwiderstehlich fand. Es war ein langsames Lächeln, das in den hellen blauen Augen begann und sich allmählich bis zu dem wohlgeformten Mund ausbreitete; er hatte kleine weiße, ebene Zähne. Es war ein sinnliches Lächeln, und

das Herz schmolz ihr.
 „Ich mache mir nicht viel daraus“, sagte sie mit aufblitzender Fröhlichkeit, „es ist nicht zu teuer bezahlt.“
 „Ich bin schuld daran.“
 „Warum bist du gekommen? Ich war ganz erstaunt, dich zu sehen.“
 „Ich konnte nicht widerstehen.“
 „Mein geliebter Charlie!“
 Sie beugte sich ein wenig vor und blickte ihn mit ihren dunklen, glänzenden Augen leidenschaftlich an, den Mund vor Verlangen ein wenig geöffnet; er schloß sie in seine Arme. Mit einem Seufzer des Entzückens überließ sie sich ihm.
 „Du weißt, daß du immer auf mich zählen kannst“, sagte er.
 „Ich bin so glücklich mit dir! Ich wollte, ich könnte dich so glücklich machen wie du mich.“
 „Hast du keine Angst mehr?“
 „Ich hasse Walter“, antwortete sie.
 Er wußte nicht, was er darauf antworten sollte, und küßte sie. Ihr Gesicht schmiegte sich so weich an seines. Aber er ergriff ihr Handgelenk, an dem sie eine goldene Armbanduhr trug, und sah nach, wie spät es war.
 „Weißt du, was ich jetzt tun muß?“
 „Dich aus dem Staube machen?“ lächelte sie.
 Er nickte. Einen Augenblick klammerte sie sich noch fester an ihn, aber sie fühlte, daß er fort wollte, und gab ihn frei.
 „Es ist eine Schande, wie du dein Amt vernachlässigst. Fort mit dir!“
 Er konnte der Versuchung zu schäkern niemals widerstehen.
 „Du scheinst es ja verdammt eilig zu haben, mich loszuwerden“, sagte er.
 „Du weißt, wie schwer es mir wird, dich fortzulassen.“ Ihre Antwort war leise und tiefernt. Er lachte geschmeichelt.
 „Zerbrich dir nur nicht dein hübsches Köpfchen über unseren geheimnisvollen Gast! Es war ganz sicher die Amah. Und wenn es schiefgehen sollte, ich bürgе dafür, dir geschieht nichts.“
 „Du scheint sehr viel Erfahrung zu besitzen.“ Er lächelte vergnügt und

selbstgefällig.

„Das nicht, aber ich bilde mir ein, daß ich nicht auf den Kopf gefallen bin.“

3

Sie ging auf die Veranda hinaus und sah ihm nach, wie er das Haus verließ. Er winkte ihr mit der Hand. Es durchzuckte sie, als sie ihn sah; er war einundvierzig Jahre alt, aber er hatte die geschmeidige Gestalt und den elastischen Schritt eines Jünglings.

Sie blieb noch eine Weile träumend auf der schattigen Veranda, das Herz von gestillter Liebe leicht. Sie wohnten im "Tal der Freuden", am Hügelabhang, denn für ihr Einkommen war das höher gelegene Villenviertel zu teuer. Aber ihr zerstreuter Blick gewahrte kaum die blaue See und die Schiffe, von denen der Hafen wimmelte. Sie dachte nur an ihren Geliebten.

Natürlich hatte sie heute eine Dummheit gemacht; aber wenn er nach ihr verlangte, wie konnte sie da klug sein? Er war zwei-, dreimal nach Tisch dagewesen; um diese Zeit dachte bei der großen Hitze niemand daran, sich hinauszurühren, und nicht einmal die Diener hatten ihn kommen und gehen sehen. Es war so schwer in Tsching-Yen. Sie haßte die Chinesenstadt, und es machte sie nervös, in das schmutzige kleine Haus, etwas abseits von der Viktoriastraße, zu gehen, wo sie zusammenzutreffen pflegten. Das Haus gehörte einem Raritätenhändler, und es war kein Vergnügen, von den Chinesen, die dort herumsaßen, angestarrt zu werden. Sie haßte das unterwürfige Lächeln des alten Mannes, der sie nach hinten in den Laden und von da eine dunkle Treppe hinaufführte. Das Zimmer war muffig, und sie schauderte jedesmal, wenn sie das große Holzbett an der Wand erblickte.

„Hier ist es furchtbar schmutzig, nicht?“ sagte sie zu Charlie, als sie das erstemal dort mit ihm zusammentraf. „Nur solange du nicht hier bist“, antwortete er.

In dem Augenblicke, da er sie in die Arme nahm, vergaß sie natürlich

alles.

Ach, wie unerträglich war es doch, daß sie beide nicht frei waren! Sie mochte seine Frau nicht. Kittys unstete Gedanken hafteten einen Augenblick an Dorothy Townsend. Welch ein Malheur, Dorothy zu heißen! I So ein Name macht einen alt. Sie war mindestens achtunddreißig. Charlie sprach nie von ihr. Natürlich liebte er sie nicht; sie langweilte ihn zu Tode. Aber er war ein Gentleman. Kitty lächelte mit liebevoller Ironie: das sah ihm ähnlich, dem dummen, lieben Kerl: er war ihr untreu, aber nie entschlüpfte ihm ein herabsetzendes Wort über sie. Sie war hochgewachsen, größer als Kitty, weder stark noch mager, und sie hatte volles, lichtbraunes Haar. Sie konnte nie hübsch gewesen sein, hatte höchstens den Reiz der Jugend besessen; ihre Züge waren angenehm, aber unbedeutend, und ihre blauen Augen waren kalt. Ihr Teint reizte niemanden, ein zweites Mal hinzusehen, und ihre Wangen waren farblos. Ihre Toiletten waren – nun ja, Toiletten der Frau des Kolonialvizesekretärs in Tsching-Yen. Kitty lächelte und zuckte leicht die Achseln. Man konnte natürlich nicht leugnen, daß Dorothy Townsend eine angenehme Stimme hatte. Sie war eine wunderbare Mutter, Charlie erzählte immer davon, und sie war, was Kittys Mutter eine feine Dame nannte. Aber Kitty mochte sie nicht. Ihre kühle Art mißfiel ihr, und die Höflichkeit, mit der sie einen behandelte, wenn man zum Tee oder zum Abendessen kam, war erbitternd, denn man mußte merken, wie wenig man sie interessierte. Kitty vermutete, daß sie nur für ihre Kinder auf der Welt war; zwei Knaben waren bereits in England, wo sie die Schule besuchten, den dritten, ein sechsjähriges Kind, wollte sie im nächsten Jahre hinbringen. Ihr Gesicht war eine Maske. Sie sagte lächelnd und in ihrer angenehmen, wohlerzogenen Art, was man von ihr erwartete, aber trotz aller Herzlichkeit hielt sie einen fern. Sie hatte einige intime Freundinnen in der Kolonie, die sie sehr bewunderten.

Kitty erwog, ob Frau Townsend sie wohl für unfein hielt. Sie errötete. Sie hatte gar keine Ursache, so vornehm zu tun. Wohl war ihr Vater ein Kolonialstatthalter gewesen, und solange die Herrlichkeit dauerte, war es natürlich großartig – wenn man im Auto vorüberfuhr, zogen die Männer die Hüte –, aber ein Statthalter im Ruhestand, ist das auch et-

was? Jetzt lebte Dorothy Townsends Vater in einem kleinen Haus in Earl Court in London von seiner Pension. Und wenn Kitty ihre Mutter bäte, dort einen Besuch zu machen, so würde sie es als eine Last empfinden. Kittys Vater, Bernard Garstin, war Justizrat, und warum sollte er nicht eines Tages auch Richter werden? Und immerhin wohnten ihre Eltern in South Kensington.

4

Als Kitty durch ihre Heirat nach Tsching-Yen kam, konnte sie sich nur mühsam mit der Tatsache versöhnen, daß ihre gesellschaftliche Stellung von dem Beruf ihres Gatten abhing. Natürlich war man ihr sehr liebenswürdig entgegengekommen, und die ersten zwei, drei Monate waren sie fast jeden Abend eingeladen gewesen; als sie beim Statthalter dinierten, führte dieser sie als Neuvermählte zu Tisch, aber sie hatte sofort begriffen, daß sie als die Gattin des Bakteriologen in der Statthalterei nicht recht zählte. Und das ärgerte sie.

„Es ist zu dumm“, sagte sie zu ihrem Mann, „es ist kaum ein Mensch da, um den man sich in England auch nur fünf Minuten lang kümmern würde. Mutter würde nicht im Traum daran denken, einen von ihnen zum Abendessen einzuladen.“

„Ärgere dich deswegen nicht“, antwortete er, „es ist doch ganz belanglos.“

„Gewiß ist es belanglos, es zeigt nur, wie dumm sie sind; aber es ist doch komisch, wenn man bedenkt, was für Leute bei uns zu Hause verkehrt haben, daß man hier wie ein Fetzen behandelt wird.“

„Vom gesellschaftlichen Standpunkt existiert der Mann der Wissenschaft eben nicht“, lächelte er.

Das wußte sie jetzt, hatte es aber nicht gewußt, als sie ihn heiratete.

„Ich kann nicht gerade sagen, daß es mir ein Vergnügen ist, den Agenten der Schiffsgesellschaft als Tischherrn zu haben“, sagte sie und lächelte ebenfalls, um nicht versnobt zu scheinen.

Vielleicht fühlte er den Vorwurf hinter der leicht hingeworfenen Be-

merkung, denn er ergriff ihre Hand und drückte sie schüchtern.

„Es tut mir wirklich leid, Kitty, aber mach dir nichts daraus.“

„Ach, ich denke nicht daran!“

5

Es konnte nicht Walter gewesen sein. Es war sicher jemand von der Dienerschaft, und das war gleichgültig. Chinesische Dienstboten wußten immer alles. Aber sie schwiegen.

Das Herz klopfte ihr heftiger, als sie sich erinnerte, wie der weiße Porzellanknopf sich langsam gedreht hatte. Solchen Gefahren durfte sie sich nie wieder aussetzen. Da war es noch besser, in den Raritätenladen zu gehen. Niemand, der sie dort hineingehen sah, würde sich etwas dabei denken, und sie wären dort absolut sicher. Der Besitzer des Ladens wußte, wer Charlie war, und war nicht so dumm, sich die Feindschaft des Kolonialvizesekretärs zuzuziehen. War übrigens nicht alles belanglos, außer daß Charlie sie liebte?

Sie verließ die Veranda und kehrte in ihr Boudoir zurück. Dort warf sie sich auf das Sofa und streckte die Hand nach einer Zigarette aus. Ihr Blick fiel auf einen Brief, der auf einem Buch lag. Sie öffnete ihn. Er war mit Bleistift geschrieben.

„Liebe Kitty! Hier ist das gewünschte Buch. Ich wollte es gerade hinschicken, als ich Dr. Fane traf, der sich erbot, es mitzunehmen, da er am Haus vorbeikäme.“

Sie klingelte, und als der Diener erschien, fragte sie ihn, wer das Buch gebracht hätte und wann.

„Herr bringen es, Missy, nach Tiffin“, antwortete er. Dann war es Walter gewesen. Sie rief das Büro des Kolonialsekretärs an und verlangte Charlie. Sie sagte ihm, was sie soeben erfahren hatte. Eine Pause trat ein. „Was soll ich tun?“ fragte sie.

„Ich bin mitten in einer wichtigen Beratung, kann leider jetzt nicht mit Ihnen sprechen. Mein Rat ist, sich ganz ruhig zu verhalten.“

Sie legte den Hörer hin. Sie begriff, daß er nicht allein war, aber sie war

böse auf seine Arbeit.

Sie setzte sich an ihren Schreibtisch, barg den Kopf in den Händen und überdachte ihre Lage. Natürlich konnte Walter auch geglaubt haben, daß sie schlief; warum hätte sie sich nicht einschließen sollen? Sie suchte sich zu erinnern, ob sie miteinander gesprochen hatten! Aber der Helm! Es war zum Rasendwerden, daß Charlie ihn unten gelassen hatte. Aber das tat man doch immer, sie konnte es ihm nicht übelnehmen, und es war noch gar nicht sicher, daß Walter ihn bemerkt hatte. Er hatte vermutlich eine berufliche Verabredung gehabt und Buch und Billett nur unterwegs in Eile abgegeben. Sonderbar war nur, daß er die Tür und die Fenster zu öffnen versucht hatte. Glaubte er, daß sie schlief, so sah es ihm nicht ähnlich, sie zu stören. Oh, wie töricht war sie gewesen!

Ein Schauer ging ihr durch den Leib, und wieder fühlte sie den süßen Schmerz im Herzen, den sie immer fühlte, wenn sie an Charlie dachte. Es war nicht zu teuer bezahlt. Er hatte ihr gesagt, daß sie immer auf ihn zählen könne, und wenn alle Stränge rissen, dann ... Mochte Walter einen Skandal machen. Sie hatte ja Charlie, was lag ihr daran? Sie hatte Walter nie gern gehabt, und seit sie Charlie Townsend liebte, war es ihr langweilig und verdrießlich gewesen, die Zärtlichkeiten ihres Gatten über sich ergehen zu lassen. Sie wollte nichts mehr mit ihm zu tun haben. Wie wollte er übrigens etwas nachweisen? Wenn er sie beschuldigte, würde sie leugnen, und wenn sie nicht länger sollte leugnen können, dann würde sie ihm die Wahrheit ins Gesicht schleudern. Mochte er tun, was ihm beliebte.

6

Nach den ersten drei Monaten ihrer Ehe wußte sie, daß sie einen Irrtum begangen hatte, aber ihre Mutter trug größere Schuld daran als sie.

Im Boudoir stand eine Fotografie ihrer Mutter, und Kittys gequälte Blicke fielen darauf. Sie wußte nicht, warum sie das Bild eigentlich hier hatte, denn sie liebte ihre Mutter nicht sehr. Sie hatte auch eine Fotografie von ihrem Vater, aber die stand im Salon unten auf dem Klavier. Sie

war aufgenommen worden, als er Justizrat wurde, und stellte ihn in Perücke und Talar dar. Aber auch in Perücke und Talar wirkte er nicht imposanter; er war ein kleiner, dürrer Mann mit müden Augen, einer langen Oberlippe und schmalem Mund. Der Fotograf hatte ihn ersucht, „freundlich“ auszusehen, aber er hatte es nur zuwege gebracht, strenge dreinzuschauen. Aus diesem Grunde – denn gewöhnlich sah er mit den herabgezogenen Mundwinkeln und den traurigen Augen etwas gedrückt aus – hatte Frau Garstin diese Aufnahme nachbestellt; sie fand, daß Strenge zu seinem Berufe passe. Ihre eigene Fotografie stellte sie in der Toilette dar, in der sie zu Hof ging, als ihr Mann Justizrat wurde. Sie sah sehr großartig in dem Samtkleid aus, dessen Schleppe so schöne Falten warf; sie trug Federn im Haar und Blumen in der Hand. Sie hielt sich sehr aufrecht. Sie war fünfzig Jahre alt, mager und flachbrüstig, hatte leicht vorstehende Zähne und eine große, gutgeformte Nase. Sie besaß viel schwarzes, schlichtes Haar, und Kitty hatte immer den Verdacht, es sei, wenn nicht gefärbt, so doch hergerichtet. Die schönen schwarzen Augen standen nie still, und das fiel am meisten an ihr auf; es verwirrte einen, wenn sie mit jemandem sprach, diese ruhelosen Augen in dem unerschütterlichen, kalten, gelben Gesicht zu sehen. Sie betrachteten einen von oben bis unten, glitten dann auf andere Personen und wieder zurück; man fühlte, wie sie einem Herz und Nieren prüfte und dabei doch alles sah und hörte, was ringsum vorging – die Worte, die sie sprach, standen in gar keinem Zusammenhang mit ihren Gedanken.

7

Frau Garstin war eine hartherzige, grausame, herrschsüchtige, ehrgeizige, knausrige und dumme Frau. Sie war eine von fünf Töchtern eines Rechtsanwaltes in Liverpool, und Bernard Garstin hatte sie kennengelernt, als er zu einer Gerichtsverhandlung hingekommen war. Er schien damals ein vielversprechender junger Mann zu sein, und ihr Vater hatte ihm eine große Zukunft vorausgesagt. Das war nicht eingetroffen. Garstin war unverdrossen, fleißig, tüchtig, aber es fehlte ihm der Wille, sich

sich durchzusetzen. Seine Frau verachtete ihn. Aber sie war sich klar, wenn auch mit Bitterkeit, daß sie nur durch ihn etwas erreichen konnte, und so trieb sie ihn auf den Weg, den sie gehen wollte. Sie quälte ihn ohne Erbarmen. Sie entdeckte, daß sie, wollte sie etwas, wogegen seine Empfindung sich aufbäumte, bloß ohne Unterlaß hinter ihm her sein mußte; dann gab er erschöpft nach. Sie schmeichelte den Männern, die ihm Prozesse verschafften, und war mit ihren Frauen intim. Sie war unterwürfig gegen die Richter und deren Damen. Jungen Politikern ging sie um den Bart.

In fünfundzwanzig Jahren hatte sie nie jemanden eingeladen, weil er ihr gefiel. Sie gab in regelmäßigen Abständen große Abendgesellschaften. Aber ihr Geiz war so groß wie ihr Ehrgeiz. Geld auszugeben war ihr verhaßt. Sie schmeichelte sich, für das halbe Geld ebensoviel machen zu können wie die anderen für das doppelte. Ihre Abendessen waren sorgfältig zusammengestellt und dauerten lange, und sie glaubte fest daran, daß Leute, die beim Essen sich unterhielten, nicht wüßten, was man ihnen zum Trinken vorsetzte. Sie umhüllte eine Flasche perlenden Moselwein mit einer Serviette und glaubte, daß ihre Gäste ihn für Champagner hielten.

Bernard Garstin hatte eine feine, wenn auch keine große Praxis. Leute, die nach ihm ihre Advokaturskanzlei eröffneten, hatten ihn längst überholt. Seine Frau veranlaßte ihn, als Kandidat für das Parlament aufzutreten. Die Partei kam für die Wahlkosten auf, aber auch hier lag der Geiz der Frau Garstin mit ihrem Ehrgeiz im Kampfe: sie konnte sich nicht so weit überwinden, Geld genug auszugeben, um die Wähler freundlich zu stimmen. Die Summen, die Bernard Garstin für die unzähligen Fonds leistete, zu denen ein Kandidat beitragen mußte, waren immer ein wenig unzureichend. Er unterlag. Sosehr es Frau Garstin auch gefallen hätte, die Gattin eines Parlamentsmitglieds zu sein, sie trug ihre Enttäuschung doch mit Fassung. Diese Episode hatte sie mit einer Anzahl hervorragender Personen in Berührung gebracht, und sie freute sich darüber, daß ihre gesellschaftliche Stellung gewonnen hatte. Sie wußte, daß Bernard im Parlament nie zur Geltung gekommen wäre, und sie hatte ihn nur aus dem Grunde zur Kandidatur veranlaßt, weil er damit Anspruch auf den

Dank seiner Partei erwarb. Noch zwei oder drei Durchfälle, und er würde ihn haben.

Aber er war immer noch ein einfacher Rechtsanwalt, und viele jüngere Kollegen waren bereits Justizräte geworden. Das mußte auch er werden, nicht nur, weil er sonst nie Richter werden konnte, sondern auch seiner Frau wegen: es demütigte sie, bei einer Abendgesellschaft hinter Frauen in den Speisesaal einzutreten, die um zehn Jahre jünger waren als sie. Aber da stieß sie bei ihrem Mann auf einen Widerstand, an den sie seit Jahren nicht mehr gewöhnt war. Er fürchtete nämlich, daß er als Justizrat nicht viel zu tun haben würde. Er sagte ihr, ein Sperling in der Hand sei besser als eine Taube auf dem Dach; darauf gab sie ihm zur Antwort, daß Sprichwörter die letzte Zuflucht der Armen im Geiste seien. Er wies auf die Möglichkeit hin, daß sein Einkommen um die Hälfte zurückgehen könnte, und wußte, daß kein Argument ihr größeren Eindruck machen würde. Sie wollte nichts hören. Sie schalt ihn einen Feigling. Kurz, sie ließ ihm keine Ruhe, bis er, wie immer, endlich nachgab. Er bewarb sich um den Justizratstitel, und er wurde ihm sofort bewilligt.

Seine bösen Ahnungen waren gerechtfertigt. Er war nicht populär und hatte wenig zu tun. Die Enttäuschung, die er etwa empfand, verbarg er, und machte er seiner Frau Vorwürfe, so nur im Herzen. Er wurde vielleicht noch etwas schweigsamer, aber er war zu Hause immer schweigsam gewesen, und keiner in der Familie bemerkte eine Veränderung an ihm. Seine Töchter hatten in ihm nie etwas anderes als eine Geldquelle gesehen; es war immer ganz natürlich gewesen, daß er ein Hundeleben führte, um sie mit Kost und Wohnung, mit Kleidern und Ferienreisen und Geld für allerlei Krimskrams zu versehen. Jetzt, da sie erfuhren, daß durch seine Schuld das Geld weniger reichlich floß, trug die Gleichgültigkeit, die sie immer für ihn empfunden hatten, einen Schimmer zorniger Verachtung. Nie legten sie sich die Frage vor, was der gedrückte kleine Mann empfand und fühlte, der frühmorgens fortging und erst abends heimkam, gerade zur rechten Zeit, um sich zum Essen umzukleiden. Er war ihnen ein Fremder, aber da er ihr Vater war, hatte er sie zu lieben und für sie zu sorgen.

Frau Garstin besaß eine Energie, die an sich bewundernswert war. Sie ließ niemand in ihrem Kreise, der ihr die Welt bedeutete, merken, wie gedemütigt sie sich durch das Fehlschlagen ihrer Hoffnungen fühlte. Sie änderte ihre Lebensweise nicht. Durch geschickte Einteilung konnte sie auch weiterhin Prunkdinners geben und kam ihren Freundinnen mit der Heiterkeit entgegen, deren sie sich stets beflissen hatte. Sie besaß einen mageren Vorrat an gefälligen Redensarten, die in der Gesellschaft, in der sie sich bewegte, für Konversation genommen wurde. Unter Menschen, die das Plaudern nicht leicht ankam, war sie ein wertvoller Gast, denn sie war nie um ein neues Gesprächsthema verlegen, und man konnte sich darauf verlassen, daß sie ein peinliches Schweigen sofort mit einer passenden Bemerkung abzukürzen verstand.

Es war sehr unwahrscheinlich geworden, daß man Bernard Garstin jemals als Richter an den Obersten Gerichtshof berufen würde, aber eine Richterstelle im Landesgericht oder schlimmstenfalls in den Kolonien konnte er noch erwarten. Mittlerweile hatte seine Frau die Genugtuung, daß er zum Richter einer Provinzstadt ernannt wurde, was seine Abwesenheit von London nur zeitweilig nötig machte. Nun setzte sie ihre Hoffnungen auf ihre Töchter. Sie hatte zwei, Kitty und Doris. Durch große Partien wollte sie sich für die Enttäuschung ihres eigenen Lebens entschädigen. Doris sah nicht besonders hübsch aus, ihre Nase war zu lang, ihre Figur plump – Frau Garstin konnte also für sie nichts anderes als einen wohlhabenden jungen Mann mit anständigem Beruf erwarten.

Aber Kitty war eine Schönheit. Schon als Kind hatte sie es zu werden versprochen, denn sie besaß große, dunkle, lebhaftige Augen, braunes, gelocktes Haar mit einem rötlichen Schimmer, herrliche Zähne und einen wundervollen Teint. Die Züge waren nicht ebenmäßig, das Kinn war massiv, die Nase, wenn auch nicht so lang wie die ihrer Schwester, doch zu groß. Ihre Schönheit hing zum großen Teile mit ihrer Jugend zusammen, und Frau Garstin war sich darüber klar, daß sie in der ersten Blüte heiraten müsse. Als sie in die Gesellschaft eingeführt wurde, war

sie blendend: der Teint war zwar immer noch das Schönste an ihr, aber die Augen mit ihren langen Wimpern waren wie Sterne und doch von so weichem Glanz, daß einem das Herz klopfte, wenn man sie ansah. Sie war von entzückender Heiterkeit und hatte den Wunsch, zu gefallen. Frau Garstin schenkte ihr alle Liebe, die herbe, praktische, berechnende Liebe, über die sie verfügte; sie träumte ehrgeizige Träume, und sie strebte nicht nur eine gute Partie für diese Tochter an, sondern eine ganz große.

Kitty war in dem Bewußtsein erzogen worden, daß sie einmal eine schöne Frau sein würde, und sie ahnte auch den Ehrgeiz ihrer Mutter. Er deckte sich mit ihren Wünschen. Sie wurde in die Gesellschaft eingeführt; Frau Garstin vollführte Wunder, wenn sie durchsetzen wollte, daß man Kitty zu Bällen einlud, wo man heiratsfähige Leute kennenlernte. Kitty hatte Erfolg. Sie war ebenso unterhaltend wie schön, und sehr bald war ein Dutzend Männer in sie verliebt. Aber keiner entsprach Kitty; reizend und liebenswürdig gegen alle, war sie vorsichtig genug, sich mit keinem bloßzustellen. Der Salon in South Kensington war an Sonntagnachmittagen voll von verliebten Jünglingen, aber Frau Garstin bemerkte mit anerkennendem Lächeln, daß Kitty geschickt genug war, sie ganz allein in Distanz zu halten. Sie war bereit, mit ihnen zu flirten, es unterhielt sie, den einen gegen den anderen auszuspielen, aber wenn einer ihr einen Heiratsantrag machte, was keiner von ihnen unterließ, wies sie ihn ebenso taktvoll wie entschieden ab.

Ihre erste Saison verging, ohne daß der ideale Freier sich einstellte, die zweite desgleichen; aber sie war jung und konnte warten. Frau Garstin sagte ihren Freundinnen, ihrer Ansicht nach wäre es jammerschade, wenn ein Mädchen unter einundzwanzig Jahren heirate. Aber es verging ein drittes Jahr und ein viertes. Zwei oder drei ihrer alten Bewunderer baten wieder um ihre Hand, aber sie waren immer noch arm; dann gab es einige, die jünger waren als sie; dann wieder einen pensionierten Staatsbeamten: der war dreiundfünfzig Jahre alt. Kitty tanzte noch immer viel, sie besuchte die großen Sportfeste in Wimbledon, Ascot und Henley; sie unterhielt sich vorzüglich; aber keiner hielt um sie an, bei dem Stellung und Einkommen in Betracht gekommen wären. Frau Gar-

Garstin begann es ein wenig unbehaglich zu werden. Sie bemerkte, daß Kitty Männer von Vierzig und darüber anzuziehen begann. Sie gab ihrer Tochter zu bedenken, daß sie in ein oder zwei Jahren nicht mehr so schön sein würde und daß immerfort neue junge Mädchen nachwüchsen. Sie legte ihre Worte nicht auf die Waagschale, wenn sie unter sich waren, und sie warnte ihre Tochter davor, die Überfahrt zu versäumen. Kitty zuckte die Achseln. Sie hielt sich für so hübsch wie je, für hübscher vielleicht, denn in den letzten vier Jahren hatte sie gelernt, sich anzuziehen, und sie fand, daß sie reichlich Zeit habe. Wäre es ihr gerade nur ums Heiraten zu tun, ein Dutzend Jungens würden mit beiden Händen zugreifen. Früher oder später würde der Rechte schon kommen. Frau Garstin beurteilte die Lage schon klüger: das Herz voll Zorn gegen ihre schöne Tochter, welche die guten Gelegenheiten versäumt hatte, setzte sie ihre Ansprüche herab. Sie wandte ihre Aufmerksamkeit wieder den Männern mit bürgerlichem Beruf zu, über die sie früher gespöttelt hatte, und schaute nach einem jungen Rechtsanwalt oder Kaufmann aus, dessen Zukunft ihr Vertrauen einflöste.

Kitty war fünfundzwanzig und noch immer unverheiratet. Frau Garstin war erbittert und sagte Kitty öfter ihre Meinung in höchst unangenehmer Weise. Sie fragte, wie lange sie ihrem Vater noch auf der Tasche liegen wolle. Er hätte ihr mit schweren Opfern Möglichkeiten geschaffen, die sie ungenützt hatte vorbeigehen lassen. Frau Garstin fiel es nie ein, daß sie die Söhne reicher Väter oder Erben eines Adelstitels durch allzu herzliche Einladung abgeschreckt hatte. Sie schrieb das Fiasko Kittys Dummheit zu. Und dann kam Doris an die Reihe. Sie hatte noch immer eine lange Nase und eine schlechte Figur und tanzte nicht gut. Aber sie verlobte sich in ihrer ersten Saison mit Geoffrey Dennison. Er war der einzige Sohn eines reichen Chirurgen, dem während des Weltkrieges die Baronie verliehen worden war. Geoffrey war also der Erbe eines Adelstitels – ein baronisierter Arzt ist zwar nichts Großartiges, aber Adel ist Adel, Gott sei Dank – und eines sehr ansehnlichen Vermögens.

In panischem Schrecken heiratete Kitty Doktor Walter Fane.

Sie kannte ihn erst kurze Zeit und hatte ihn nie besonders beachtet. Sie wußte nicht einmal, wann und wo sie ihn zuerst gesehen hatte; nach ihrer Verlobung erzählte er ihr, es sei auf einem Tanzabend gewesen, zu dem seine Freunde ihn mitgenommen hätten. Damals hatte sie ihm keine Beachtung geschenkt und nur aus Gutmütigkeit mit ihm getanzt, weil sie mit jedem gern tanzte, der sie engagierte. Sie hatte keine Idee, wer er sei, als er einige Tage später, wieder an einem Tanzabend, auf sie zukam und sie ansprach. Später bemerkte sie, daß er zu allen Tanzabenden kam, zu denen sie geladen war.

„Wissen Sie“, sagte sie ihm einmal lachend, „jetzt habe ich mindestens zwölfmal mit Ihnen getanzt, da müssen Sie mir endlich Ihren Namen nennen.“

Er schien ganz bestürzt.

„Wissen Sie ihn denn nicht? Ich wurde Ihnen doch vorgestellt.“

„Ach, da murmelt man immer so was. Ich wäre gar nicht überrascht, wenn auch Sie keine Ahnung hätten, wie ich heiße.“

Er lächelte sie an. Sein Gesicht war ernst und ein wenig streng, aber sein Lächeln war ungemein gewinnend.

„Natürlich weiß ich es.“ Er schwieg einen Augenblick. „Sie sind gar nicht neugierig?“ fragte er dann.

„So wie die meisten Mädchen.“

„Aber ist es Ihnen nicht eingefallen, jemanden zu fragen, wie ich heiße?“

Sie war etwas belustigt; sie dachte darüber nach, wieso er bei ihr Interesse für ihn voraussetzte; aber sie sah ihn mit ihrem bestrickenden Lächeln an, und ihre schönen Augen, Waldseen unter Bäumen, strahlten bezaubernde Güte aus.

„Nun, wie heißen Sie?“

„Walter Fane.“

Sie wußte nicht, warum er eigentlich zu den Tanzabenden den kam: er tanzte nicht sehr gut und schien nur wenige Leute zu kennen. Sie dachte flüchtig, er sei in sie verliebt, aber sie ließ den Gedanken wieder fallen:

Mädchen, die sich einbildeten, jeder Mann, dem sie begegneten, wäre in sie verliebt, waren ihr immer lächerlich vorgekommen. Aber sie schenkte Walter Fane jetzt etwas mehr Beachtung. Er benahm sich keinesfalls so wie die anderen verliebten Jünglinge. Die meisten hatten es ihr ganz offen gesagt und sie zu küssen versucht, viele taten es auch. Aber Walter Fane sprach nie von ihr und wenig von sich. Er war ziemlich schweigsam; das störte sie nicht, denn sie hatte immer etwas zu sagen, es gefiel ihr, daß er über die lustigen Bemerkungen lachte, und wenn er etwas sagte, war es nicht dumm. Er war offenbar sehr schüchtern. Sie erfuhr, daß er im Orient lebte und auf Urlaub zu Hause war.

Eines Sonntagnachmittags erschien er bei Garstins in South Kensington. Es waren etwa ein Dutzend Leute da; er blieb ein Weilchen, offenbar fühlte er sich unbehaglich, dann entfernte er sich. Frau Garstin fragte ihre Tochter, wer er sei.

„Ich kenne ihn kaum“, antwortete Kitty. „Hast du ihn eingeladen?“

„Ja. Ich traf ihn bei den Baddeleys. Er sagte mir, er hätte schon öfters mit dir getanzt, und darauf sagte ich, daß wir sonntags immer zu Hause sind.“

„Ich glaube, er heißt Fane und hat irgendeine Anstellung im Orient.“

„Ja, er ist Arzt. Ist er in dich verliebt?“

„Ich weiß es wirklich nicht.“

„Jetzt solltest du eigentlich schon wissen, ob ein junger Mann in dich verliebt ist.“

„Ich würde ihn nicht heiraten, auch wenn er es wäre“; versetzte Kitty leichthin.

Frau Garstin erwiderte nichts. Ihr Schweigen war bedrückend. Kitty errötete: ihrer Mutter lag offenbar nichts mehr daran, wen sie heiratete, wenn sie sie nur los wurde.

In der folgenden Woche traf sie ihn dreimal in Gesellschaft, er hatte etwas von seiner Schüchternheit verloren und war auch ein wenig gesprä-

chiger. Er war Arzt, praktizierte aber nicht; er war Bakteriologe – Kitty hatte nur einen sehr unklaren Begriff, was das bedeutete – und hatte eine Anstellung in Tsching-Yen. Im Herbst mußte er wieder zurück. Er erzählte ihr viel von China. Kitty hatte es sich angewöhnt, für alles Interesse zu zeigen, wovon die Leute mit ihr sprachen, aber das Leben in Tsching-Yen mußte wirklich recht fidel sein; es gab Klubs dort und Tennis und Wettrennen und Polo und Golf.

„Wird auch viel getanzt?“ – „O ja, ich glaube schon!“ Sie hätte gern gewußt, ob er ihr das mit Ansicht erzählte. Er schien gern in ihrer Gesellschaft zu sein, aber niemals gab er ihr durch einen Händedruck, durch einen Blick oder ein Wort im geringsten zu verstehen, daß er sie mit anderen Augen betrachtete als irgendein Mädchen, mit dem man zusammentraf und tanzte. Am folgenden Sonntag besuchte er sie wieder. Da es regnete konnte ihr Vater nicht Golf spielen und war auch da, und er plauderte lange mit Dr. Fane. Nachher fragte ihn Kitty, wovon sie gesprochen hätten.

„Er lebt in Tsching-Yen. Der Richter dort ist ein alter Kollege von mir. Dr. Fane scheint mir ein ganz ungewöhnlich intelligenter Mensch zu sein.“

Kitty wußte, daß ihr Vater sich gewöhnlich in Gesellschaft der jungen Leute schrecklich langweilte, die er um seiner Töchter willen jahrelang in seinem Hause ertrug.

„Es kommt nicht oft vor, daß dir einer von meinen jungen Leuten gefällt, Vater“, bemerkte sie.

Seine gütigen, müden Augen ruhten auf ihr.

„Wirst du ihn vielleicht heiraten?“

„Bestimmt nicht.“

„Liebt er dich?“

„Er läßt sich nichts anmerken.“

„Gefällt er dir?“

„Nicht besonders. Er geht mir ein wenig auf die Nerven.“

Er war gar nicht ihr Typ. Er war von kleiner Statur, aber nicht gedrungen, eher schlank und mager; brünett, glattrasiert, mit regelmäßigen, scharfgeschnittenen Zügen. Die Augen waren fast schwarz, aber nicht

groß; sie waren nicht sehr beweglich und ruhten mit eigentümlicher Zähigkeit auf den Gegenständen, die er betrachtete; merkwürdige, aber nicht besonders freundliche Augen. Mit der geraden, feinen Nase, der schönen Stirn, dem wohlgeformten Mund hätte er hübsch sein können. Merkwürdigerweise war er es nicht. Als Kitty sich mit ihm zu beschäftigen begann, staunte sie, daß er, im einzelnen betrachtet, so schöne Züge hatte und doch so weit davon entfernt war, hübsch zu sein. Das Gesicht war kalt, der Ausdruck etwas ironisch. Nun, da Kitty ihn besser kannte, war sie sich klar, daß sie sich in seiner Gegenwart nie recht behaglich fühlte. Er war nicht heiter.

Inzwischen ging die Saison zu Ende, und sie hatten sich ziemlich oft gesehen, aber er war genauso zurückhaltend und undurchdringlich geblieben wie früher. Er war ihr gegenüber nicht gerade scheu, aber verlegen; seine Gespräche blieben unpersönlich. Kitty schloß daraus, daß er gar nicht verliebt in sie sei. Sie gefiel ihm, und er unterhielt sich gern mit ihr, aber wenn er im November nach Tsching-Yen zurückkehrte, würde er sicher nicht mehr an sie denken. Sie hielt es nicht für unmöglich, daß er mit einer Pflegerin im Spital von Tsching-Yen verlobt sei, mit der langweiligen, unschönen, plattfüßigen und tüchtigen Tochter eines Geistlichen; das wäre die richtige Frau für ihn.

Da verlobte sich Doris mit Geoffrey Dennison. Sie machte mit achtzehn eine sehr gute Partie, und Kitty war fünfundzwanzig und noch ledig. Würde sie am Ende gar nicht heiraten? Den einzigen Heiratsantrag in dieser Saison hatte ihr ein zwanzigjähriger Student aus Oxford gemacht; sie konnte doch keinen Mann nehmen, der fünf Jahre jünger war als sie! Sie hatte ihre Karten schlecht genützt. Im vergangenen Jahr hatte sie einen Adligen abgewiesen, einen Witwer mit drei Kindern. Jetzt tat es ihr fast leid. Ihre Mutter würde nun sicher unerträglich sein, und Doris, Doris, die immer zurückgesetzt worden war, damit die ältere Schwester eine große Partie machen könne, würde nun über sie triumphieren. Kitty wurde das Herz schwer.

Aber eines Nachmittags, als sie von Besorgungen heimkehrte, traf sie Walter Fane auf der Bromptonstraße. Er blieb stehen und sprach sie an. Dann fragte er so nebenbei, ob sie nicht einen Spaziergang durch den Park mit ihm machen wolle. Sie hatte keine besondere Lust, nach Hause zu gehen, es war jetzt dort nicht gerade sehr vergnüglich. Sie schlenderten also durch den Park, sprachen, wie gewöhnlich, von gleichgültigen Dingen, und er fragte sie, was sie im Sommer vorhätte.

„Im Sommer vergraben wir uns immer irgendwo auf dem Lande. Vater ist nach der langen Arbeitszeit gewöhnlich sehr erschöpft, und da gehen wir an den ruhigsten Ort, den wir finden können.“

Kitty hielt sich nicht genau an die Wahrheit, denn sie wußte sehr gut, daß ihr Vater lange nicht genug zu tun hatte, um abgearbeitet zu sein, und daß man ihn, selbst wenn es der Fall gewesen wäre, bei der Wahl des Landaufenthaltes niemals zu Rate gezogen hätte. Aber ein stiller Ort war ein billiger Ort.

„Wie einladend diese Sessel aussehen“, sagte Walter plötzlich.

Sie folgte seinen Blicken und sah auf zwei grüne Sessel, die unter einem Baum auf dem Rasen standen.

„Setzen wir uns“, erwiderte sie.

Aber als sie saßen, wurde er merkwürdig zerstreut. Ein komischer Mensch. Sie plauderte fröhlich weiter und fragte sich im stillen, warum er sie wohl aufgefordert hatte, mit ihm spazierenzugehen. Vielleicht wollte er ihr seine Neigung zu der plattfüßigen Pflegerin in Tsching-Yen anvertrauen.

Plötzlich unterbrach er sie mitten im Satze, er hatte ihr gar nicht zugehört, und sein Gesicht war kreideweiß.

„Ich habe Ihnen etwas zu sagen.“

Sie sah ihn rasch an und bemerkte quälende Angst in seinen Augen. Seine Stimme klang gepreßt, leise und unsicher. Aber ehe sie sich fragen konnte, warum er so aufgeregt sei, sprach er.

„Ich will Sie fragen, ob Sie mich heiraten wollen.“

„Ich bin wie aus den Wolken gefallen“, antwortete sie und sah in überrascht an.

„Wissen Sie denn nicht, daß ich Sie unsäglich liebe?“

„Sie haben es nie gezeigt.“

„Ich bin ungeschickt und schwerfällig. Es ist mir immer schwerer, von wichtigen Dingen zu sprechen als von gleichgültigen.“

Ihr Herz begann schneller zu schlagen. Man hatte ihr oft vorher Heiratsanträge gemacht, fröhlich oder sentimental, und sie hatte genauso geantwortet. Aber keiner hatte in so jäher und doch merkwürdig tragischer Art um ihre Hand angehalten.

„Es ist sehr gütig von Ihnen“, erwiderte sie unsicher.

„Ich liebe Sie vom ersten Augenblick an. Ich wollte Sie schon längst fragen, ich konnte mich aber nie dazu entschließen.“

„Das ist nicht sehr schmeichelhaft für mich“, lachte sie. Sie war froh, Gelegenheit zum Lachen zu haben, den trotz des schönen, sonnigen Tages schien die Luft plötzlich von bösen Ahnungen erfüllt zu sein. Er runzelte finster die Stirn.

„Ach, Sie wissen, was ich meine: ich wollte die Hoffnung nicht verlieren. Aber hetzt gehen Sie bald aufs Land, und ich muß im Herbst nach China zurück.“

„Ich habe nie an Sie gedacht“, sagte sie hilflos.

Er sagte nichts mehr. Er blickte düster auf den Rasen. Komischer Mensch. Aber nun, da er gesprochen hatte, schien seine Liebe etwas zu sein, was sie nie zuvor gekannt hatte. Sie war erschrocken und stolz zugleich. Seine Unbewegtheit machte Eindruck auf Sie.

„Sie müssen mir Zeit zum Überlegen lassen“, sagte sie. Er sprach noch immer nichts. Er rührte sich nicht. Wollte er sie so lange hier halten, bis sie sich entschieden hatte? Das war doch lächerlich. Sie mußte es mit ihrer Mutter durchsprechen. Sie hätte gleich aufstehen sollen, als sie antwortete; sie hatte gewartet, weil sie dachte, er würde weitersprechen, und nun fiel es ihr schwer, sich zu rühren, sie wußte selbst nicht warum. Sie sah ihn nicht an, aber sie wußte genau, wie er aussah; sie hatte nie daran gedacht, einen Mann zu heiraten, der nur um so wenig größer war als sie. Wenn man nahe bei ihm saß, so sah man, wie hübsch seine Züge

waren und wie kalt sein Gesicht. Das war um so befremdlicher, als sie doch wußte, daß eine verheerende Leidenschaft in seinem Herzen brannte.

„Ich kenne Sie nicht, ich kenne Sie doch gar nicht“, sagte sie aufgeregt. Er sah sie an, und ihre Augen wurden von seinen angezogen. Zärtlichkeit, die sie nie zuvor darin gesehen hatte, sprach aus ihnen, aber auch Flehen, wie aus den Augen eines geprügelten Hundes – das stieß sie ab.

„Ich glaube, ich gewinne bei näherer Bekanntschaft“, sagte er.

„Nicht wahr, Sie sind sehr schüchtern?“

Das war der seltsamste Heiratsantrag, den sie je erhalten hatte. Auch jetzt schien es ihr, als sprächen sie von Dingen, die man bei einer solchen Gelegenheit nicht erwartet. Sie war nicht ein bißchen in ihn verliebt. Sie wußte selbst nicht, warum sie ihm nicht sofort einen Korb gab.

„Ich bin furchtbar dumm“, begann er wieder, „ich möchte Ihnen so gern sagen, wie sehr ich Sie liebe, aber es fällt mir so schwer.“

Es war merkwürdig und ganz unerklärlich, daß sie gerührt war; er war nicht wirklich kalt, er hatte nur eine unglückselige Art – in diesem Augenblick gefiel er ihr besser als je zuvor. Doris sollte im November heiraten. Er würde dann auf dem Weg nach China sein. Wenn sie sich entschloß, seine Frau zu werden, würde sie mit ihm fahren. Bei Doris' Hochzeit Brautjungfer zu sein, war kein angenehmer Gedanke. Das würde sie sich gern ersparen. Doris verheiratet und sie noch ledig! Jeder wußte, wie jung Doris noch war, und sie erschien dann noch älter. Das würde sie zur alten Jungfer stempeln. Eine sehr gute Partie war Fane nicht, aber daß sie in China leben würde, war eine Erleichterung. Sie fürchtete die böse Zunge ihrer Mutter. Es war ja richtig, Mädchen, die mit ihr zusammen in die Gesellschaft eingeführt worden waren, hatten längst Männer, die meisten auch Kinder; sie wurde es müde, diese Freundinnen zu besuchen und von ihren Kindern zu schwärmen. Walter Fane bot ihr ein neues Leben. Sie wandte sich ihm mit einem Lächeln zu, dessen macht sie sehr wohl kannte.

„Wenn ich so voreilig wäre, Ihnen mein Jawort zu geben, wann würden Sie heiraten wollen?“

Er atmete tief vor Entzücken, und seine blassen Wangen röteten sich.

„Jetzt. Sofort. So bald wie möglich. Wir würden unsere Flitterwochen in Italien verleben. August und September.“

Das würde sie davor bewahren, den Sommer mit ihren Eltern in einem Pfarrhaus auf dem Lande zu verbringen. Wie der Blitz tauchte vor ihrem geistigen Auge die Notiz in der „Morning Post“ auf, daß die Trauung sofort stattfinden würde, weil der Bräutigam im Herbst nach China zurück müsse. Sie kannte ihre Mutter und war sicher, daß sie sich nicht mit einer stillen Hochzeit begnügen würde; Doris träte wenigstens eine Zeitlang wieder in den Hintergrund, und wenn deren großartige Hochzeit stattfand, war sie, Kitty, weit weg.

Sie streckte ihre Hans aus.

„Sie gefallen mir recht gut, aber Sie müssen mir Zeit lassen, mich an Sie zu gewöhnen.“

„Es ist also ja?“

„Ich glaube schon.“

12

Damals kannte sie ihn nur wenig, und jetzt, obgleich sie schon fast zwei Jahre verheiratet waren, kannte sie ihn kaum besser. Erst hatte seine Güte sie gerührt, seine Leidenschaft ihr geschmeichelt, so sehr sie darüber staunte. Er war ungemein rücksichtsvoll, sorgte mit großer Aufmerksamkeit für ihr Wohlbehagen; sie sprach nie einen Wunsch aus, ohne daß er sich sofort beeilte, ihn zu erfüllen. Beständig brachte er ihr kleine Geschenke. Wenn sie nicht wohl war, konnte es keinen zärtlicheren, aufmerksameren Menschen geben als ihn. Sie schien ihm eine Gunst zu erweisen, wenn sie ihm Gelegenheit gab, etwas Unangenehmes für sie zu tun. Und er war immer ausnehmend höflich. Er erhob sich, wenn sie ins Zimmer trat, er reichte ihr die Hand, wenn sie aus dem Auto stieg, er nahm den Hut ab, wenn er sie zufällig auf der Straße traf, er beeilte sich, ihr die Tür zu öffnen, wenn sie ein Zimmer verließ, er betrat nie ihr Boudoir oder das Schlafzimmer, ohne anzuklopfen. Er behandelte sie nicht, wie andere Männer ihre Frauen behandeln, sondern als wäre sie

mit ihm Gast in einem Landhaus. Das war angenehm und doch etwas komisch. Sie hätte sich behaglicher gefühlt, wenn er ungezwungener gewesen wäre. Auch ihre ehelichen Beziehungen brachte sie ihm nicht näher. Er war leidenschaftlich, ungestüm, ungewöhnlich hysterisch oder sentimental.

Sie war verblüfft, wie leicht erregbar er eigentlich war. Seine Selbstbeherrschung kam entweder von seiner Schüchternheit oder sie war das Resultat langer Schulung, sie wußte es nicht genau; daß er, der solche Angst davor hatte, sich lächerlich zu machen, und sich so davor schämte, einen Unsinn zu reden, zuzeiten, wo sie in seinen Armen lag und seine Leidenschaft gestillt war, im Kinderton zu ihr sprach, schien ihr verächtlich zu sein. Sie hatte ihn einmal tief beleidigt, weil sie gelacht und ihm gesagt hatte, er rede so entsetzlich dummes Zeug. Seine Arme wurden plötzlich schlaff; er schwieg eine Weile, gab sie ohne ein Wort frei, erhob sich dann und begab sich in sein Zimmer. Sie wollte ihm nicht weh tun und sagte tags drauf zu ihm: „Du törichter Mensch, es macht mir doch nichts, wenn du närrisches Zeug sprichst.“

Da lachte er schamhaft. Sie wußte längst, daß er unglücklicherweise nicht die Fähigkeit besaß, sich gehenzulassen. Er war sehr scheu. Waren sie in einer Gesellschaft, wo alle zu singen begannen, so konnte er sich nie überwinden, mitzutun. Er saß lächelnd da, um zu zeigen, daß er sich freute und unterhielt, aber sein Lächeln war gezwungen; es war mehr ein sarkastisches Grinsen, und man konnte sich der Empfindung nicht erwehren, daß er alle diese Leute, die sich da unterhielten, für eine Herde von Dummköpfen hielt. Er war nicht dazu zu bringen, an einem der Gesellschaftsspiele teilzunehmen, welche die immer heitere Kitty so lustig fand. Auf der Überfahrt nach China hatte er sich absolut geweigert, auf einem Maskenfest ein Kostüm anzuziehen, obwohl alle anderen eines trugen. Es beeinträchtigte ihr Vergnügen, daß ihn jede Unterhaltung dieser Art offensichtlich langweilte.

Kitty war sehr lebhaft; sie konnte den ganzen Tag schwatzen und lachte gern. Sein Schweigen beunruhigte sie. Dann hatte er eine Gewohnheit, die sie zur Verzweiflung brachte: wenn sie eine gleichgültige Bemerkung machte, antwortete er nicht darauf. Es war ja keine Antwort nötig,

aber sie wäre doch angenehm gewesen. Wenn sie bei Regen sagte: „Es regnet in Strömen“, hätte sie ihn gern sagen hören: „Jawohl.“ Aber er schwieg. Sie hätte ihn manchmal gern geschüttelt.

Einmal wiederholte sie: „Ich sagte, daß es heftig regnet.“

Da erwiderte er mit einem liebevollen Lächeln: „Ich habe es gehört.“

Das bewies ihr, daß er sie nicht hatte beleidigen wollen. Er schwieg, weil er nichts zu sagen hatte. Aber wenn alle Leute, dachte Kitty lächelnd, nur dann redeten, wenn sie etwas zu sagen hätten, würden die Menschen sehr bald den Gebrauch der Sprache verlernen.

13

Die Sache war einfach die: er hatte keinen Charme. Deshalb war er auch nicht beliebt; das hatte sie herausgehakt, als sie noch gar nicht lange in Tsching-Yen waren. Von seiner Arbeit wußte sie sehr wenig, aber immerhin genug, um sie sich vorzustellen, und erkannte, daß ein Bakteriologe in der Statthalterei nicht viel galt. Er schien kein Bedürfnis zu haben, diesen Teil seines Lebens mit ihr zu erörtern. Anfangs hatte sie, in dem Bestreben, sich für alles zu interessieren, ihn darüber ausgeholt. Aber er wehrte mit einem Scherzwort ab.

„Es ist sehr langweilig, rein technisch“, sagte er ein andermal, „und sehr schlecht bezahlt.“

Er war sehr zurückhaltend. Was sie von seiner Vergangenheit, seiner Abstammung, seiner Erziehung und seinem Leben wußte, hatte sie geradezu aus ihm herauslocken müssen. Dabei ärgerte ihn seltsamerweise nichts so sehr wie gefragt zu werden, und wenn sie in ihrer natürlichen Neugierde eine ganze Reihe von Fragen auf ihn losließ, wurden seine Antworten immer einsilbiger. Sie war klug genug, um einzusehen, daß er nicht deshalb mit seinen Antworten zurückhielt, weil er etwas vor ihr zu verheimlichen hatte, sondern weil er von Natur verschlossen war. Er fühlte sich unbehaglich dabei. Er konnte sich nicht aussprechen. Er las gern, aber seine Bücher kamen Kitty langweilig vor. War er nicht mit wissenschaftlichen Abhandlungen über sein Fach beschäftigt, so las er

Bücher über China oder historische Werke, Er ließ sich nie gehen. Er konnte es einfach nicht. Er spielte ganz gern: Tennis und Bridge.

Sie dachte darüber nach, wieso er sich hatte in sie verlieben können. Keine Frau hätte weniger zu diesem zurückhaltenden, kühlen, selbstbewussten Mann gepaßt als sie. Und doch stand es fest, daß er sie wahn-sinnig liebte. Er tat alles auf der Welt, um ihr zu gefallen. Wenn sie an eine bestimmte Seite seines Wesens dachte, die er ihr gezeigt hatte und die nur sie kannte, verachtete sie ihn ein wenig. Sie fragte sich, ob seine sarkastische Art, seine hochmütige Duldsamkeit für so viele Personen und Dinge, die sie bewunderte, nicht nur eine Maske wäre, hinter der sich eine große Schwäche verbarg. Sie hielt ihn für klug, alle Leute hielten ihn dafür, aber er war fast nie unterhaltend, dann und wann einmal, wenn er mit zwei oder drei Leuten beisammen war, die ihm sympathisch waren, und wenn er sich in guter Stimmung befand. Er langweilte sie nicht gerade, aber er ließ sie gleichgültig.

14

Kitty hatte Dorothy Townsend bereits bei verschiedenen Teegesellschaften getroffen, ehe sie Charlie kennenlernte. Sie war mit Walter zum Abendessen bei ihnen eingeladen worden. Kitty war kühl ablehnend. Charles Townsend war Kolonialvizeseekretär, und sie hatte nicht die geringste Lust, sich von ihm mit der Herablassung behandeln zu lassen, über die sie sich bei Frau Townsend trotz der guten Manieren zu beklagen hatte.

Das Zimmer, in dem sie empfangen wurden, war geräumig; es war wie alle Salons in Tsching-Yen einfach und behaglich eingerichtet. Eine große Gesellschaft hatte sich hier versammelt. Die Fanes waren die letzten, und als sie eintraten, servierten chinesische Diener in Livree Cocktails und Oliven. Frau Townsend begrüßte sie in ihrer kühlen Art, tat einen Blick auf eine Liste und sagte Walter, wen er zu Tisch führen sollte.

Kitty sah einen hochgewachsenen, schönen Mann auf sich zusteuern.

„Mein Mann“, stellte Dorothy Townsend vor.

„Ich werde das Vergnügen haben, neben Ihnen zu sitzen“, sagte er zu Kitty.

Sie fühlte sich sofort wie befreit, und alle Feindseligkeit schwand aus ihrer Brust. Seine Augen blickten sie lachend an, aber sie bemerkte ein rasches Zucken der Überraschung in ihnen.

„Ich werde nichts essen können“, sagte er, „und wie ich Dorothy kenne, wird das Essen verteufelt gut sein.“

„Warum nicht?“

„Man hätte mir sagen sollen. Irgendeiner hätte mich warnen müssen.“

„Wovor?“

„Kein Mensch hat mir ein Wort gesagt. Wie sollte ich wissen, daß ich heute eine strahlende Schönheit kennenlernen würde?“

„Was soll ich darauf erwidern?“

„Nichts. Überlassen Sie das Reden mir. Ich werde es immer wieder und wieder sagen.“

Kitty, die ganz unbewegt war, fragte sich im stillen, was Dorothy Townsend ihm wohl über sie gesagt haben mochte. Er mußte sie gefragt haben. Und Townsend, der sie mit lachenden Augen betrachtete, erinnerte sich plötzlich daran.

„Wie sieht sie aus?“ hatte er sie gefragt, als sie ihm erzählte, daß sie die Frau des Doktors Fane kennengelernt hatte.

„Ganz nett“; war ihre Antwort gewesen, „etwas theatralisch.“

„War sie auf der Bühne?“

„O nein, das meine ich nicht! Ihr Vater ist ein Rechtsanwalt oder so etwas. Ich glaube, wir werden sie einmal einladen müssen.“

„Aber es ist nicht eilig, nicht?“

Als sie bei Tisch nebeneinander saßen, erzählte er ihr, er kenne Doktor Fane, seit er in die Kolonie gekommen sei.

„Wir spielen Bridge zusammen; er ist der beste Bridgespieler im Klub.“

Sie erzählte es Walter auf dem Heimweg.

„Das bedeutet nicht viel“, sagte er.

„Wie spielt er?“

„Nicht schlecht, aber nur, wenn er ein gutes Blatt hat. Wenn er schlechte

Karten bekommt, dann kennt er sich gar nicht aus.“

„Spielt er so gut wie du?“

„Ich bilde mir nichts auf mein Spiel ein. Ich halte mich für einen sehr guten Spieler zweiten Ranges. Townsend glaubt, er sei ersten Ranges. Aber das ist er nicht.“

„Ist er dir sympathisch?“

„Er ist weder sympathisch noch unsympathisch. In seiner Arbeit ist er sicher nicht untüchtig, und man hält ihn allgemein für einen guten Sportsmann. Er interessiert mich nicht besonders.“

Walters Gemessenheit erbitterte Kitty, wie schon so oft zuvor. Mußte man so zurückhaltend sein? Entweder ein Mensch gefiel einem, oder er gefiel einem nicht. Ihr hatte Charles Townsend sehr gut gefallen. Und sie hatte es nicht erwartet. Er war offenbar der populärste Mann in der Kolonie. Es hieß, der Kolonialsekretär würde sich bald zurückziehen, und man hoffte, Townsend würde sein Nachfolger werden. Er spielte Tennis und Polo und Golf. Er hielt Rennpferde. Er war stets gefällig. Den Amtsschimmel gab es für ihn nicht. Er sah niemanden über die Achsel an. Kitty wußte nicht, warum sie sich ärgerte, als sie ihn so loben hörte; sie glaubte, er müßte sehr eingebildet sein. Wie töricht war das von ihr gewesen: Eitelkeit war der letzte Vorwurf, den man ihm hätte machen können.

Der Abend war ihr sehr angenehm vergangen. Sie hatten von den Londoner Theatern, von Ascot und Cowes gesprochen, von lauter bekannten Dingen; nach dem Abendessen hatte er sich wieder zu ihr gesetzt. Er sagte nichts besonders Lustiges, aber sie lachte doch immer. Vielleicht nur über die Art, in der er alles vorbrachte: der Ton seiner tiefen, vollen Stimme war einschmeichelnd, und die freundlichen, schimmernden blauen Augen hatten einen so entzückenden Ausdruck, daß man sich sofort angeheimelt fühlte. Er hatte Charme. Das machte ihn so gewinnend.

Er war hochgewachsen, mindestens sechs Fuß zwei Zoll, und hatte eine schöne Figur; er war durch Sport trainiert und hatte keine Unze Fett an sich. Er war gut gekleidet, der bestgekleidete Mann in der Gesellschaft, und trug seine Anzüge gut. Sie hatte es gern, wenn ein Mann elegant

war. Ihre Augen wanderten zu Walter – er sollte wirklich etwas mehr auf sein Äußeres sehen. Die Manschetten- und Westenknöpfe Townsends fielen ihr auf; sie hatte die gleichen im vornehmsten Geschäft, bei Cartier, gesehen. Natürlich, die Townsends besaßen Privatvermögen ... Sein Gesicht war sonnverbrannt, aber die gesunde Farbe schimmerte durch. Der kleine, gekräuselte, bestutzte Schnurrbart, der die vollen roten Lippen nicht verbarg, gefiel ihr. Er hatte schwarzes, kurzgeschnittenes, ganz glatt gebürstetes Haar. Aber das Schönste an ihm waren die Augen unter den dichten Augenbrauen: sie waren so blau und spiegelten so viel Heiterkeit und Herzensgüte, daß man von seiner gutmütigen Natur überzeugt sein mußte. Niemand, der so blaue Augen hatte, war imstande, einem weh zu tun.

Sie hatte bestimmt Eindruck auf ihn gemacht. Hätte er ihr auch nicht so reizende Artigkeiten gesagt, seine Augen, die von Bewunderung glühten, hätten ihn verraten. Seine Ungezwungenheit war bezaubernd. Er war nicht eingebildet. Kitty kannte sich in diesen Dingen aus und bewunderte die Geschicklichkeit, mit der er in die Scherze, aus denen ihre Unterhaltung hauptsächlich bestand, dann und wann eine anmutige Schmeichelei einzuschmuggeln wußte. Als sie ihm zum Abschied die Hand reichte, spürte sie einen Händedruck, den sie nicht missverstehen konnte.

„Ich hoffe, wir sehen Sie bald wieder“, sagte er leichthin, aber seine Blicke gaben seinen Worten eine besondere Bedeutung.

„Tsching-Yen ist ja sehr klein, nicht?“ erwiderte sie.

Wer hätte damals gedacht, daß sie in drei Monaten so zueinander stehen würden? Er hatte ihr nachher gesagt, daß er an diesem ersten Abend bereits in sie vernarrt gewesen, daß sie die schönste Frau auf Erden sei. Er erinnerte sich des Kleides, das sie getragen hatte – es war ihr Brautkleid –, und sagte ihr, sie habe wie ein Maiblümchen ausgesehen. Sie wußte, daß er in sie verliebt war, noch ehe er es ihr gestand, und hielt in ein

wenig erschrocken, von sich fern. Er war ungestüm, es fiel ihr nicht leicht.

Sie fürchtete sich, von ihm geküßt zu werden, denn bei dem Gedanken, er könnte seine Arme um sie schlingen, begann ihr Herz heftig zu klopfen. Sie war nie zuvor verliebt gewesen. Es war herrlich. Nun, da sie wußte, was Liebe war, empfand sie plötzlich Verständnis für die Liebe, die Walter ihr entgegenbrachte. Sie hänselte ihn zuweilen, voll Mutwillen, und bemerkte, daß er sich darüber freute. Sie hatte ein wenig Furcht vor ihm gehabt, jetzt aber wuchs ihr Vertrauen zu ihm. Sie neckte ihn; das Lächeln, mit dem er ihre Scherze aufnahm, machte ihr Vergnügen. Er war überrascht und erfreut, und sie sagte sich, er würde mit der Zeit ganz menschlich werden. Nun kannte sie Leidenschaften, und sie spielte vergnügt mit seiner Zuneigung, wie ein Harfenspieler mit leichten Fingern durch die Saiten seines Instrumentes fährt. Sie lachte, wenn sie sah, wie verdutzt und verwirrt sie ihn machte.

Als Charlie ihr Liebhaber wurde, gewann ihr Verhältnis zu Walter in ihren Augen eine köstliche Komik. Er war so voll Ernst und Selbstbeherrschung, daß sie ihn kaum ansehen konnte, ohne zu lachen. Sie war zu glücklich, um unfreundlich gegen ihn zu sein. Schließlich hatte sie ihm ihre Bekanntschaft mit Charlie zu verdanken. Vor dem letzten Schritt hatte sie eine Zeitlang gezögert, nicht etwa, weil sie Charlies Leidenschaft, die ihrer gleichkam, nicht nachgeben wollte, sondern weil ihre Erziehung und das Herkommen sie einschüchterten. Nachher war sie aufs höchste erstaunt – der letzte Schritt wurde durch einen Zufall herbeigeführt; sie hatten beide die Gelegenheit erst bemerkt, als sie sich Ihnen aufdrängte – als sie fand, daß sie ganz die gleiche geblieben war. Sie hatte erwartet, daß eine phantastische Veränderung sich in ihr vollziehen, daß sie sich wie ein anderer Mensch vorkommen würde, und als sie sich im Spiegel betrachtete, war sie bestürzt, die Frau von gestern darin zu sehen.

„Bist du böse auf mich?“ fragte er sie.

„Ich bete dich an“, flüsterte sie.

„Glaubst du nicht auch, daß du sehr töricht warst, so viel Zeit ungenützt zu vergeuden?“

„Furchtbar töricht.“

16

Ihr Glück, das oft größer war, als sie ertragen konnte, ließ ihre Schönheit neu aufblühen. Knapp vor der Hochzeit hatte sie angefangen, ihre Frische zu verlieren, müde und erschöpft auszusehen. Unbarmherzige Leute behaupteten, sie sei verblüht. Aber es ist ein großer Unterschied zwischen einem Mädchen von fünfundzwanzig Jahren und einer Frau im gleichen Alter. Früher war sie wie eine Rosenknospe, die an den Rändern ihrer Blätter gelb zu werden beginnt, und jetzt war sie eine vollerbühte Rose. Ihre Sternenaugen nahmen einen bedeutsamen Ausdruck an, ihr Teint, auf dem sie immer so stolz gewesen war und so viel Sorgfalt verwendet hatte, war von blendender Weiße – man konnte ihn nicht mit einem Pfirsich oder einer Blüte vergleichen, sondern nur diese mit ihm. Sie sah wie achtzehn aus; ihre Schönheit war auf dem Gipfel. Es war so auffallend, daß ihre Freundinnen sie beiseite nahmen und wohlwollend fragte, ob sie vielleicht ein Baby bekäme. Die Gleichgültigen, die früher immer gesagt hatten, sie sei eine hübsche Frau mit einer langen Nase, gaben zu, sie falsch beurteilt zu haben. Sie war, was Charlie ihr gesagt hatte, als er sie zum erstenmal sah: eine strahlende Schönheit. Sie verbargen ihr Verhältnis mit Geschick. Er habe einen breiten Rücken, sagte er ihr – „Prahle nicht mit deiner Figur“, warf sie scherzhaft ein –, und ihm sei es egal, aber um ihretwillen dürften sie sich nicht in die geringste Gefahr begeben. Sie konnten nicht oft allein zusammenkommen – für Charlie lange nicht oft genug, aber in erster Reihe müsse er an sie denken. Zuweilen trafen sie sich im Raritätenladen, und dann und wann bei ihr zu Hause, wenn niemand da war, aber sie sah ihn häufig da und dort. In solchen Fällen belustigte sie die Förmlichkeit, mit der er zu ihr sprach, heiter wie immer, genauso, wie er zu allen anderen war. Wer wäre, wenn er in seinem bezaubernden Humor sie neckte, auf die Idee gekommen, daß er sie erst vor kurzem leidenschaftlich in seinen Armen gehalten hatte?

Sie betete ihn an. Wenn er Polo spielte, daß er in den eleganten weißen Breeches und hohen Stiefeln prachtvoll aus. Im Tennisdreß war er wie ein Jüngling. Er war natürlich stolz auf seine Figur, die schönste, die sie je gesehen hatte. Er gab sich Mühe, sie zu erhalten. Nie aß er Brot, Kartoffeln oder Butter. Und er trieb viel Sport. Es gefiel ihr, daß er seine Hände so pflegte; er ließ sie jede Woche maniküren. Er war ein großartiger Sportsmann; im vergangenen Jahr hatte er die Meisterschaft im Tennis von Tsching-Yen gewonnen. Er war der beste Tänzer, mit dem sie je tanzte; mit ihm tanzen war ein Traum. Niemand hätte ihn für vierzig gehalten; sie sagte ihm, sie glaube es nicht.

„Du willst mir nur etwas aufbinden, du bist in Wahrheit fünfundzwanzig.“

Er lachte geschmeichelt.

„O Liebste, ich habe einen Sohn von fünfzehn. Ich bin ein Mann in den besten Jahren, in zwei, drei Jahren werde ich ein dicker, alter Herr sein.“

„Du wirst auch mit hundert anbetungswürdig sein.“

Sie liebte seine schwarzen, buschigen Augenbrauen, vielleicht verliehen sie den blauen Augen diesen sinnverwirrenden Ausdruck.

Er besaß viele Fertigkeiten. Er spielte ganz gut Klavier. Tanzmusik natürlich, und trug lustige Lieder mit weicher Stimme und viel Laune vor. Es gab sicher nichts auf der Welt, das er nicht konnte. In seinem Beruf war er tüchtig, und sie freute sich mit ihm, als er ihr erzählte, daß der Statthalter ihn besonders beglückwünscht hatte, weil ihm eine schwierige Arbeit gelungen war.

„Wenn auch ich's sage, so ist es doch wahr“, lachte er, während seine Augen von Liebe zu ihr leuchteten, „nicht einer im Amte hätte es besser getroffen als ich.“

Ach, wie wünschte sie, seine Frau zu sein und nicht die Walters!

17

Es war natürlich noch gar nicht ausgemacht, daß Walter die Wahrheit wußte; wußte er sie nicht, so war es vielleicht besser, abzuwarten. Wuß-

te er sie, dann war es schließlich das beste für alle. Anfangs war Kitty unzufrieden damit gewesen, Charlie nur heimlich sehen zu können, aber sie hatte sich damit abgefunden; mit der Zeit wuchs jedoch ihre Leidenschaft, und sie konnte die Hemmnisse kaum ertragen, die sie hinderten, immer beisammen zu sein. Oft sagte er ihr, er verfluche die Verhältnisse, die ihn zwingen, seine Liebe zu verbergen, und die Bande, die ihn und sie fesselten; wie herrlich wäre es, sagte er, wenn sie beide frei wären! Sie begriff seinen Standpunkt; kein Skandal, und alles mußte gründlich überlegt werden, bevor man sein Leben änderte; wurde ihnen aber die Freiheit aufgedrängt, wie einfach war dann alles!

Niemand würde sehr darunter leiden. Sie kannte Charlies Verhältnis zu seiner Frau. Sie war eine kühle Natur, und seit Jahren war in dieser Ehe keine Liebe mehr. Die Gewohnheit hielt sie noch zusammen und natürlich die Kinder. Charlie hatte es leichter als sie, denn Walter liebte sie. Aber ihn hielt wieder seine Arbeit, und ein Mann hat immer seinen Klub. Anfänglich mochte er wohl fassungslos sein, aber er würde es überstehen, und warum sollte er nicht wieder heiraten? Charlie hatte ihr gesagt, er begreife nicht, wie sie sich an Walter Fane habe wegwerfen können.

Nun wunderte sie sich und lächelte darüber, warum sie vor einem Weilchen noch so entsetzt bei dem Gedanken gewesen war, daß Walter sie erwischt habe. Natürlich mußte es einen erschrecken, den Türgriff langsam sich bewegen sehen. Aber sie wußten, was sie von Walter zu erwarten hatten, und waren darauf gefaßt. Und Charlie würde sich ebenso erleichtert fühlen wie sie, wenn das, was sie mehr ersehnten als sonst etwas auf der Welt, ihnen aufgezwungen würde.

Walter war ein Gentleman, das mußte sie ihm lassen, und er liebte sie; alles würde in Ordnung verlaufen, und er würde in die Scheidung willigen. Sie hatten eben einen Irrtum begangen, und es war noch ein Glück, daß sie ihn entdeckten, ehe es zu spät war. Sie hatte sich genau überlegt, was sie ihm sagen und wie sie ihn behandeln wollte: Gültig, lächelnd und fest. Es war unnötig, miteinander zu streiten. Und sie würde sich später immer freuen, ihn zu sehen. Sie hoffte aufrichtig, daß die beiden Jahre, die sie zusammen verlebt hatten, ihm eine kostbare Erinnerung

bleiben würden.

Dorothy Townsend wird sich nicht das geringste daraus machen, Charlie freizugeben, dachte sie, jetzt, da auch der Jüngste nach England kommt, wird es ihr viel angenehmer sein, dort zu bleiben. Was hat sie in Tsching-Yen verloren? Sie wird die Ferien mit ihren Jungen verbringen, und ihre Eltern sind doch auch in England.

Alles war so einfach und konnte ohne Skandal und Aufregung geordnet werden. Und dann konnten sie und Charlie heiraten. Sie tat einen tiefen Seufzer. Wie glücklich sie sein würden! Um das zu erreichen, konnte man schon etwas Ungemach auf sich nehmen. Sie malte sich das Leben aus, das sie führen wollten, ein Bild jagte das andere; wie gut würden sie sich unterhalten, was für hübsche kleine Reisen unternehmen! Sie dachte an das Haus, das sie beziehen, die hohe Stellung, zu der er mit der Zeit gelangen, die Hilfe, die sie ihm sein würde. Er würde sich stolz auf sie sein, und sie – sie betete ihn an.

Aber durch all diese Tagträume rann ein Strom von Angst. Als ob die Staiteninstrumente eines Orchesters arkadische Melodien spielten, während die Trommeln im Baß eine leise, aber düstere Begleitung dazu schlugen. Früher oder später mußte Walter nach Hause kommen; das Herz schlug ihr heftig bei dem Gedanken, mit ihm zusammenzutreffen. Merkwürdig, daß er am Nachmittag wieder fortgegangen war, ohne ihr ein Wort zu sagen! Sie fürchtete sich nicht vor ihm; sie wiederholte sich immer wieder, daß er ihr nichts tun könne – trotzdem wurde sie ein Unbehagen nicht los. Noch einmal überlegte sie, was sie ihm sagen wollte.

Welchen Sinn sollte eine Szene haben? Er tat ihr so leid! Der Himmel war Zeuge, daß sie ihm keinen Schmerz bereiten wollte, aber sie konnte nichts dafür, daß sie ihn nicht liebte. Sie konnte ihm nichts vormachen, es war besser, ihm die Wahrheit zu sagen. Sie hoffte, er würde nicht gar zu unglücklich sein, und wie wollte immer freundlich an ihn denken.

Aber während sie sich das sagte, trieb ihr eine plötzliche Angst den Schweiß aus den Poren ihrer Handflächen. Und weil sie Angst hatte, wurde sie böse auf Walter. Sie wollte ihm sagen, daß sie nie auch nur ein Jota für ihn empfunden und daß nicht kein Tag vergangen sei, ohne daß sie ihre Heirat bereut habe. Er war so langweilig, so entsetzlich

langweilig! Er hielt sich für besser als alle anderen, es war lächerlich; er hatte keinen Sinn für Humor; sie haßte seine überlegene Mine, seine Gleichgültigkeit, seine Selbstbeherrschung. Es ist leicht, selbstbeherrscht zu sein, wenn man sich für nichts und für niemanden interessiert, nur für sich selbst. Er war ihr widerwärtig. Sie empfand Abscheu davor, sich von ihm küssen zu lassen. Worauf war er eigentlich so eingebildet? Er tanzte elend, in Gesellschaft war er ein Spaßverderber, er konnte weder spielen noch singen, er konnte nicht Polo und sein Tennis war mittelmäßig. Bridge – wem lag an Bridge?

Kitty redete sich in rasende Wut. Er sollte sich nur unterstehen, ihr Vorwürfe zu machen! Er war an allem schuld. Sie haßte ihn und wollte ihn nie wiedersehen. Jawohl, sie war zufrieden, daß alles zwischen ihm und ihr aus war. Warum hatte er sie nicht in Ruhe gelassen? Er hatte sie so lange gequält, bis sie ihn geheiratet hatte, und jetzt hatte sie es satt.

„Satt!“ wiederholte sie laut, vor Zorn zitternd. „Satt, satt!“

Da hörte sie das Auto an der Gartenpforte halten. Er kam die Treppe herauf.

Er trat ins Zimmer. Das Herz klopfte ihr ungestüm, und ihre Hände zitterten; es war ein Glück, daß sie auf dem Sofa lag. Sie hielt ein offenes Buch in der Hand, als ob sie läse. Er blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen, und ihre Augen trafen sich. Das Herz entsank ihr; eisige Kälte drang ihr durch alle Glieder, und sie zitterte. Sie hatte das Empfinden, das man mit der Redensart beschreibt, jemand gehe über das eigene Grab. Sein Gesicht war totenbleich; einmal zuvor hatte sie ihn so gesehen: als er sie im Park bat, seine Frau zu werden. Seine dunklen, unbeweglichen und undurchdringlichen Augen schienen unnatürlich groß. – Er wußte alles.

„Du bist früh zurück“, sagte sie.

Ihre Lippen zitterten so, daß sie die Worte kaum hervorbringen konnte. Sie war voll Angst. Sie fürchtete, ohnmächtig zu werden.

„Ich glaube, so wie immer.“

Seine Stimme klang fremd, gezwungen. Er bemühte sich, seiner Bemerkung durch Betonung des letzten Wortes einen Anstrich von Gleichgültigkeit zu geben.

Ob er sah, wie sie an allen Gliedern bebte? Sie mußte sich anstrengen, um nicht laut aufzuschreien. Er senkte die Augen.

„Ich gehe mich umziehen.“

Und er verließ das Zimmer. Sie war zerschmettert. Zwei, drei Minuten vermochte sie kein Glied zu rühren, endlich erhob sie sich mit Anstrengung, als hätte sie eine Krankheit überstanden und wäre noch schwach, und stand auf. Sie wußte nicht, ob ihre Beine sie tragen würden. Den Sesseln und Tischen entlang kam sie auf die Veranda und begab sich in ihr Zimmer, mit einer Hand sich an der Wand fortastend. Dort zog sie ein Abendkleid an, und als sie in ihr Boudoir zurückkam – den Salon benützten sie nur, wenn sie Gesellschaft hatten –, stand er am Tisch und besah sich die Bilder in der „Sketch“. Sie zwang sich, einzutreten.

„Wollen wir hinuntergehen? Das Essen ist fertig.“

„Habe ich dich warten lassen?“

Es war schrecklich, daß ihre Lippen so bebten!

Wann würde er endlich reden?

Sie setzten sich, und ein Weilchen herrschte Schweigen. Dann machte er eine Bemerkung, die, gerade weil sie so alltäglich war, unheilvoll klang.

„Die ‚Empress‘ ist heute nicht angekommen“, sagte er, „wahrscheinlich eines Sturmes wegen.“

„War sie heute fällig?“

„Ja.“

Sie sah ihn an; er hatte die Augen auf seinen Teller gerichtet. Er machte eine ebenso alltägliche Bemerkung über ein bevorstehendes Tennisturnier. Seine Stimme war sonst angenehm und modulationsfähig; jetzt sprach er ganz eintönig. Und die ganze Zeit sah er aus seinen Teller oder auf den Tisch oder auf ein Bild an der Wand. Er wollte ihren Augen nicht begegnen. Es wurde ihr klar, daß er es nicht ertragen konnte, sie anzusehen.

„Wollen wir hinaufgehen?“ fragte sie, als sie gegessen hatten.

„Wie du willst.“

Sie stand auf, und er öffnete die Tür. Als sie an ihm vorüberkam, hatte er den Blick zu Boden gesenkt. Im Boudoir griff er sofort wieder nach dem illustrierten Blatt.

„Ist das eine neue ‚Sketch‘? Ich glaube, ich habe sie noch nicht gesehen.“

„Ich weiß es nicht, ich habe nicht darauf geachtet.“

Die Nummer war schon vierzehn Tage im Hause, und sie wußte, daß er sie wiederholt durchgesehen hatte. Er setzte sich, und sie legte sich wieder auf das Sofa und nahm ihr Buch zur Hand. Gewöhnlich spielten sie am Abend, wenn sie allein waren, Coon-Can oder Patience miteinander. Er hatte sich bequem in seinen Lehnstuhl zurückgelegt, und seine ganze Aufmerksamkeit schien von den Illustrationen in Anspruch genommen zu sein, die er ansah. Er wandte das Blatt nicht um. Sie versuchte zu lesen, aber sie sah nichts, die Wörter verschwammen. Sie bekam heftige Kopfschmerzen.

Wann würde er reden?

Eine Stunde lang saßen sie schweigend da. Sie gab sich nicht länger den Anschein, als läse sie, ließ das Buch in ihren Schoß sinken und starrte ins Leere. Sie fürchtete sich, die geringste Bewegung zu machen oder den leisesten Ton von sich zu geben. Er saß ganz still da, immer in der gleichen bequemen Haltung, und starrte mit seinen weitgeöffneten, unbeweglichen Augen auf das Bild. Sein Schweigen war seltsam drohend. Es war, als ob ein wildes Tier sich zum Sprung vorbereite.

Als er plötzlich aufstand, fuhr sie zusammen. Sie ballte die Fäuste und spürte, wie sie erblaßte.

Jetzt!

„Ich habe zu arbeiten“, sagte er mit abgewandten Augen und ruhiger, tonloser Stimme. „Wenn du nichts dagegen hast, gehe ich in mein Arbeitszimmer. Du wirst wohl schon zu Bett gegangen sein, wenn ich fertig bin.“

„Ich bin wirklich heute sehr müde.“

„Gute Nacht also.“

„Gute Nacht.“

Er verließ das Zimmer.

19

Sobald sie nur konnte, rief Kitty am folgenden Morgen Townsend in seinem Büro an.

„Ja? Was ist los?“

„Ich muß dich sehen.“

„Liebes Kind, ich habe furchtbar viel zu tun. Ich bin doch ein arbeitender Mensch.“

„Es ist aber sehr wichtig. Kann ich zu dir ins Büro kommen?“

„Ich würde das an deiner Stelle nicht tun.“

„Dann komm du her.“

„Ich kann unmöglich fort. Vielleicht am Nachmittag? Aber glaubst du nicht auch, daß es besser wäre, nicht in euer Haus zu kommen?“

„Ich muß dich sofort sprechen.“

Eine Pause trat ein, und sie fürchtete, unterbrochen worden zu sein.

„Bist du noch da?“ fragte sie ängstlich.

„Ja, ich habe nachgedacht. Ist etwas geschehen?“

„Ich kann es dir telefonisch nicht sagen.“

Wieder trat eine Pause ein.

Dann sagte er: „Ich kann es einrichten, daß ich dich um ein Uhr zehn Minuten lang spreche, wenn dir das paßt. Geh zu Ku-Tschau, und ich komme, sobald ich nur kann.“

„In den Raritätenladen?“ fragte sie bestürzt.

„Ja, in der Halle des Tsching-Yen-Hotels können wir uns nicht gut ein Rendezvous geben“, antwortete er.

Sie bemerkte, daß seine Stimme etwas gereizt klang.

„Gut. Ich gehe zu Ku-Tschau.“

In der Viktoriastraße stieg sie aus ihrer Sänfte und ging die steile, schmale Gasse hinauf, bis sie zu dem Laden kam. Sie zögerte draußen ein wenig, als fesselten die ausgestellten Nippessachen ihre Aufmerksamkeit. Ein Diener, der nach Kunden spähend dastand, erkannte sie und grinste sie verständnisvoll an. Er sagte etwas auf chinesisches zu jemandem im Innern des Ladens, und der Besitzer, ein kleiner Mann in schwarzem Talar, mit einem fetten Gesicht, kam heraus und begrüßte sie. Sie ging schnell hinein.

„Herr Townsend nicht gekommen noch. Sie gehen nach oben, ja?“

Sie begab sich in den hinteren Teil des Ladens und stieg die gebrechliche, finstere Stiege hinauf. Der Chinese folgte ihr und sperrte die Tür auf, die in das Schlafzimmer führte. Es war dumpf und von beißendem Opiumgeruch erfüllt. Sie setzte sich auf eine Truhe aus Sandelholz.

Im nächsten Augenblick hörte sie einen schweren Schritt auf der knarrenden Treppe. Townsend trat ein und schloß die Tür hinter sich. Sein Gesicht hatte einen verdrossenen Ausdruck, aber der verschwand, als er sie erblickte, und in seiner gewinnenden Weise lächelte er ihr zu. Er nahm sie rasch in seine Arme und küßte sie auf den Mund.

„Nun, was ist los?“

„Wenn ich dich sehe, ist mir schon besser“, erwiderte sie lächelnd.

Er setzte sich auf das Bett und zündete sich eine Zigarette an.

„Du siehst heute etwas blaß aus.“

„Ich wundere mich nicht“, versetzte sie, „Ich habe die ganze Nacht kein Auge geschlossen.“

Er warf ihr einen Blick zu. Er lächelte noch immer, aber etwas unnatürlich und starr. Sie glaubte eine Spur von Besorgnis in seinen Augen zu bemerken.

„Er weiß“, sagte sie.

Townsend schwieg einen Augenblick, ehe er antwortete.

„Was hat er gesagt?“

„Nichts.“

„Was?“ Er sah sie durchdringend an. „Woraus schließt du dann, daß er

weiß?“

„Aus allem. Aus seinem Blick. Aus der Art, wie er bei Tisch sprach.“

„War er unangenehm?“

„Nein, im Gegenteil, er war peinlich höflich. Zum erstenmal seit unserer Verheiratung küßte er mich nicht, als er mir gute Nacht sagte.“

Sie senkte die Augen. Sie wußte nicht, ob Charlie sie verstand. Gewöhnlich nahm Walter sie in seine Arme, preßte seine Lippen auf die ihren und wollte nicht aufhören.

„Warum glaubst du, hat er nichts gesagt?“

„Das weiß ich nicht.“

Eine Pause entstand. Kitty saß sehr still auf der Sandelholztruhe und sah Townsend mit ängstlicher Aufmerksamkeit an. Wieder sah sein Gesicht verdrossen aus, und eine Falte zeigte sich zwischen den Brauen. Die Mundwinkel waren ein wenig herabgezogen. Aber plötzlich blickte er auf, und ein boshaftes Leuchten kam in seine Augen.

„Ich glaube nicht, daß er überhaupt etwas sagen wird.“

Sie antwortete nicht. Sie wußte nicht, was er meinte.

„Er ist ja schließlich nicht der erste, der in einem solchen Falle die Augen zudrückt. Was hat er zu gewinnen, wenn er einen Skandal macht? Hätte er die Absicht dazu gehabt, so wäre er gestern in das Zimmer eingedrungen.“ Er blinzelte mit den Augen, und seine Lippen verzogen sich zu einem breiten Lächeln. „Wir wären wie die begossenen Pudel dagestanden.“

„Du hättest gestern abend sein Gesicht sehen sollten.“

„Ich kann mir denken, daß er aufgeregt war. Natürlich war es ein Schock. Es ist für den Mann eine verflucht demütigende Situation. man sieht so lächerlich aus. Walter macht mir nicht den Eindruck, als würde er gern seine schmutzige Wäsche öffentlich waschen.“

„Das glaube ich auch“, erwiderte sie nachdenklich. „Er ist sehr feinfühlig, ich weiß das.“

„Für uns ist das sehr günstig. Es ist immer die beste Methode, sich an die Stelle des anderen zu versetzen und sich zu fragen, was man in seiner Lage täte. In einer solchen Lage gibt es nur eines; tun, als wüßte man nichts. Ich wette, was du willst, daß er ganz genauso handeln

wird.“

Je länger Townsend sprach, desto heiterer wurde er. Seine blauen Augen funkelten, er war wieder lustig und gemütlich wie sonst. Ermutigendes Vertrauen strahlte von ihm aus.

„Der Himmel weiß, daß ich ihm nichts Unangenehmes nachsagen will, aber aufrichtig gesagt, ein Bakteriologe ist doch nichts. Ich werde höchstwahrscheinlich Kolonialsekretär, wenn Simons nach England zurückgeht, und es liegt in Walters Interesse, gut mit mir zu stehen. Er muß an seine Zukunft denken wie wir alle; glaubst du, daß das Kolonialamt sich um einen Mann kümmern wird, der Skandal geschlagen hat? Glaub mir, er hat alles zu gewinnen, wenn er schweigt, und alles zu verlieren, wenn er Krach macht.“

Kitty bewegte sich unruhig. Sie wußte, wie scheu Walter war, und konnte sich denken, daß die Furcht vor einer Szene und vor der Öffentlichkeit ihn beeinflussen könnte; aber sie glaubte nicht, daß er sich von dem Gedanken an einen materiellen Vorteil leiten ließe. Vielleicht kannte sie ihn nicht sehr gut, aber Charlie kannte ihn schon gar nicht.

„Hast du bedacht, daß er mich wahnsinnig liebt?“

Er antwortete nicht, lächelte sie nur schalkhaft an. Wie sie diesen bezaubernden Blick kannte und liebte!

„Nun?“ fuhr sie fort. „Ich sehe, daß du etwas Schreckliches sagen willst.“

„Frauen bilden sich oft ein, daß die Männer viel toller in sie verliebt sind, als es wirklich wahr ist.“

Sie lachte zum erstenmal. Seine Zuversicht war ansteckend.

„Was für grässliche Sachen du sagst.“

„Sag selbst, hast du dich die letzte Zeit viel um deinen Mann gekümmert? Vielleicht ist er nicht mehr so wie früher in dich verliebt.“

„Jedenfalls werde ich mir nie einreden, daß du wahnsinnig in mich verliebt bist“, entgegnete sie.

„Da hättest du unrecht.“

Ah, wie wohl tat es, daß von ihm zu hören! Sie glaubte an ihn, und seine Leidenschaft achte ihr das Herz warm. Er erhob sich vom Bett und setzte sich neben sie auf die Truhe. Er umschlang sie mit seinem Arm.

„Quäl dein törichtes Köpfchen nicht länger“, sagte er, „ich versichere dir, daß nichts zu befürchten ist. Ich bin fest davon überzeugt, daß er so tun wird, als wüßte er nichts. Du weißt, so etwas ist schwer zu beweisen. Du sagst, daß er dich liebt – vielleicht will er dich nicht völlig verlieren. Ich schwöre dir, wenn du meine Frau wärest, würde ich alles eher ertragen als deinen Verlust.“

Sie schmiegte sich an ihn, ihr Körper wurde schwach und drückte sich hingebend in seinen Arm. Ihre Liebe zu ihm war fast schmerzhaft. Seine letzten Worte hatten Eindruck auf sie gemacht: vielleicht liebte Walter sie wirklich so leidenschaftlich, daß er jede Demütigung hinnehmen würde, wenn sie sich von ihm nur lieben ließe. Das konnte sie begreifen, denn genauso erging es ihr mit Charlie. Ein Gefühl des Stolzes durchlief sie und gleichzeitig ein Schauer der Verachtung für den Mann, der so sklavisch lieben konnte.

Zärtlich schlang sie ihren Arm um Charlies Hals.

„Du bist einfach wundervoll“, flüsterte sie, „ich zitterte wie Espenlaub, als ich herkam, und nun hast du alles wiedergutmacht.“

Er nahm ihr Gesicht in seine Hände und küßte sie auf den Mund.

„Mein Liebling!“

„Du bist mir ein solcher Trost!“ seufzte sie.

„Ich bin überzeugt, daß du nicht nervös sein mußt. Und du weißt, daß du immer auf mich zählen kannst. Ich werde dich nicht im Stich lassen.“

Ihre Angst schwand, aber unvernünftigerweise bedauerte sie, daß ihre Zukunftspläne gescheitert waren. Nun, da alle Gefahr vorüber war, wünschte sie fast, daß Walter auf der Scheidung bestünde.

„Ich wußte, daß ich mich auf dich verlassen kann“, sagte sie.

„Das will ich hoffen.“

„Mußt du jetzt nicht zu Tisch gehen?“

„Hol der Henker das Essen!“

Er zog sie fester an sich, seine Lippen suchten die ihren.

„O Charlie, du mußt mich jetzt fortlassen!“

„Nie!“

Sie lachte, sieghaft und glücklich; seine Augen sprühten vor Verlangen. Er drückte sie fest an seine Brust, und ohne sie loszulassen, verschloß

der die Tür.

Den ganzen Nachmittag mußte Kitty daran denken, was Charlie über Walter gesagt hatte. Sie waren für den Abend eingeladen, und als Walter aus dem Klub nach Hause kam, kleidete sie sich eben um. Er klopfte an ihre Tür.

„Herein.“

Er öffnete nicht.

„Ich gehe mich umkleiden; wann wirst du fertig sein?“

„In zehn Minuten.“

Er sagte nichts, sondern ging in sein Zimmer. Seine Stimme hatte den gleichen gezwungenen Klang wie gestern abend. Kitty war ihrer jetzt ziemlich sicher. Sie war vor ihm fertig, und als er die Treppe herunterkam, saß sie bereits im Auto.

„Ich fürchte, ich habe dich warten lassen“, sagte er.

„Ich werde es überleben“, versetzte sie und war imstande zu lächeln.

Sie machte ein paar Bemerkungen, während sie den Hügel hinunterfuhren, aber er antwortete knapp. Sie zuckte die Achseln. Sie war ein wenig ungeduldig – wollte er schmollen, gut, ihr war es egal. Schweigend fuhren sie weiter, bis sie am Ziel anlangten. Es war eine große Gesellschaft. Zu viele Leute und zu viele Gänge. Während Kitty fröhlich mit ihren Nachbarn plauderte, beobachtete sie Walter. Er war totenbleich, sein Gesicht zusammengeschrumpft.

„Ihr Mann sieht sehr blaß aus. Ich glaubte immer, er vertrüge die Hitze. Hat er viel gearbeitet?“

„Er arbeitet immer viel.“

„Gehen Sie bald fort?“

„O ja, ich werde wohl, wie voriges Jahr, nach Japan gehen“, antwortete sie. „Der Doktor sagte, ich muß unbedingt aus der Hitze fort, wenn ich nicht zusammenbrechen will.“

Walter warf ihr nicht wie sonst, wenn sie in Gesellschaft waren, von

Zeit zu Zeit ein Lächeln oder einen Blick zu. Er sah nie zu ihr hin. Als er in das Auto eingestiegen war, hatte er die Augen abgewandt; auch beim Aussteigen, als er ihr die Hand reichte. Jetzt sprach er mit den Damen zu seinen beiden Seiten – er lächelte nicht, er sah sie mit ruhigem Blick an, ohne mit den Wimpern zu zucken. Seine Augen waren ungeheuer groß und kohlschwarz in dem blassen Gesicht, das starr und unbeweglich war.

Er muß ein angenehmer Tischherr sein, dachte Kitty ironisch. Der Gedanke, daß die armen Damen den Versuch machten, mit der grimmigen Maske zu plaudern, amüsierte sie.

Natürlich wußte er alles, darüber bestand kein Zweifel, und war wütend über sie. Warum hatte er nichts gesagt? Liebte er sie wirklich so sehr, daß er fürchtete, so gekränkt und zornig er auch war, sie würde ihn verlassen? Der Gedanke erregte leichte Verachtung in ihr, aber ohne Bösartheit; schließlich war er ihr Mann und gab ihr Kost und Quartier. Solange er ihr nicht in die Quere kam und sie tun ließ, war ihr beliebt, wollte sie liebenswürdig gegen ihn sein. Andererseits war sein Schweigen vielleicht nur krankhafte Scheu. Charlie hatte recht: niemandem würde ein Skandal schrecklicher sein als Walter. Er hielt auch nie einen Toast, wenn er es vermeiden konnte. Er hatte ihr erzählt, als er einmal bei Gericht vorgeladen war, um als Sachverständiger auszusagen, hatte er eine ganze Woche vorher kaum ein Auge schließen können. Seine Schüchternheit war krankhaft.

Und noch etwas: alle Männer waren sehr eitel; solange also niemand wußte, was geschehen war, genügte es ihm vielleicht, es zu übersehen. Oder hatte Charlie recht, daß Walter sehr auf seine Zukunft bedacht war? Charlie war der populärste Mann in der ganzen Kolonie und würde bald Kolonialsekretär werden. Er konnte Walter sehr nützlich werden; andererseits aber sehr unangenehm, wenn Walter nicht Vernunft annahm. Ihr Herz frohlockte, als sie an die Kraft und Entschlossenheit ihre Geliebten dachte; sie war wehrlos in seinen starken Armen. Die Männer waren sonderbar: es wäre ihr nie in den Sinn gekommen, daß Walter einer so niedrigen Gesinnung fähig wäre, und doch konnte man nicht wissen – vielleicht war sein Ernst nur eine Maske für seine gemeine,

kleinliche Natur. Je mehr sie überlegte, desto mehr hatte Charlies Ansicht etwas für sich. Und wieder blickte sie zu ihrem Mann hinüber. Diesmal war keine Nachsicht in ihren Augen.

Gerade in diesem Augenblick plauderten die Damen zu seiner Linken und Rechten mit ihren anderen Nachbarn; und Walter war sich selbst überlassen. Er starrte gerade vor sich hin, vergaß, daß er in Gesellschaft war, und seine Augen waren voll tödlicher Trauer. Kitty erschrak heftig.

22

Am nächsten Tage, als sie nach dem Mittagessen lag und leicht schlummerte, wurde sie durch ein Klopfen an ihrer Tür geweckt.

„Wer ist da?“ Fragte sie ärgerlich. Sie war nicht gewohnt, zu dieser Stunde gestört zu werden.

„Ich.“

Sie erkannte die Stimme ihres Mannes und setzte sich rasch auf.

„Komm herein!“

„Habe ich dich geweckt?“ fragte er, als er eintrat.

„Eigentlich ja“, antwortete sie in dem natürlichen Tone, den sie in den letzten zwei Tagen angenommen hatte, wenn sie mit ihm sprach.

„Möchtest du in das andere Zimmer kommen? Ich habe etwas mit dir zu besprechen.“

Das Herz klopfte ihr bis zum Hals.

„Ich will nur einen Schlafrock überwerfen.“

Er verließ sie. Sie schlüpfte mit bloßen Füßen in die Pantoffel und zog einen Kimono an. Sie blickte in den Spiegel; sie war sehr blaß, und sie legte etwas Rot auf. Einen Augenblick blieb sie an der Tür stehen, um sich für die Unterredung zu wappnen, dann begab sie sich mit dreistem Gesicht zu ihm.

„Wieso konntest du um diese Zeit aus dem Laboratorium fort?“ fragte sie. „Ich sehe dich nicht oft um diese Tageszeit.“

„Willst du dich nicht setzen?“

Er sah sie nicht an. Seine Stimme klang ernst. Sie war froh, sich zu set-

zen; ihre Knie bebten ein wenig, und da sie nicht imstande war, in dem leichten Ton weiter zu sprechen, schwieg sie. Auch er setzte sich und zündete sich eine Zigarette an. Seine Augen wanderten ruhelos im Zimmer umher. Der Anfang schien ihm schwerzufallen.

Plötzlich sah er ihr voll ins Gesicht; da er seine Augen so lange abgewendet hatte, flößte ihr sein Blick solchen Schrecken ein, daß sie einen Schrei unterdrückte.

„Hast du je von Mei-tan-fu gehört?“ fragte er sie. „Es war davon letzt-hin in den Zeitungen viel die Rede.“

Sie starrte ihn erstaunt an und zögerte.

„Endlich sagte sie: „Ist das der Ort, wo die Cholera ist? Arbutnot hat gestern abend davon gesprochen.““

„Es ist eine Epidemie dort. Ich glaube, die schlimmste seit Jahren. Sie hatten einen Missionar dort, der auch Arzt war; er starb vor drei Tagen an der Cholera. Ein französisches Kloster ist dort und natürlich der Zollbeamte. Alle anderen sind auf und davon.“

Sein Blick war noch immer auf sie gerichtet, und sie konnte ihren nicht senken. Sie versuchte, in seinen Zügen zu lesen, aber sie war nervös und vermochte nur eine sonderbare Aufmerksamkeit darin zu entdecken. Warum sah er so starr drein? Er zuckte nicht einmal mit den Wimpern.

„Die französischen Nonnen tun, was sie können. Sie haben aus dem Waisenhaus ein Spital gemacht. Aber die Leute sterben wie die Fliegen. Ich habe mich erboten, hinzugehen und Dienst zu tun.“

„Du?“

Sie fuhr zusammen. Ihr erster Gedanke war: wenn er ginge, war sie frei und konnte Charlie ungehindert sehen. Aber sie erschrak über sich selbst und spürte, daß sie feuerrot wurde. Warum betrachtete er sie so prüfend? Verwirrt wandte sie ihren Blick ab.

„Ist das notwendig?“ fragte sie.

„Es ist kein einziger europäischer Arzt im Ort.“

„Aber du bist doch kein Arzt, du bist Bakteriologe!“

„Ich bin Mediziner, und ehe ich mich spezialisierte, habe ich sehr viel in einem Spital gearbeitet. Daß ich in erster Linie Bakteriologe bin, ist ja gerade günstig. Es wird eine wunderbare Gelegenheit für wissenschaft-

liche Arbeit sein.“

Er sprach fast leichtfertig, und als sie wieder zu ihm hinsah, war sie überrascht, Spott in seinen Augen zu sehen. Sie verstand ihn nicht.

„Aber wird es nicht furchtbar gefährlich sein?“

„Furchtbar?“

Er lächelte. Es war eine spöttische Grimasse. Sie stützte den Kopf in die Hand. Selbstmord. Es war nichts anderes. Entsetzlich! Sie hätte nie gedacht, daß es ihn so packen würde. Das durfte sie nicht zugeben. Es wäre zu grausam. Sie konnte nichts dafür, daß sie ihn nicht liebte, aber den Gedanken, daß er sich ihretwegen töten wollte, konnte sie nicht ertragen. Tränen flossen ihr die Wange hinab.

„Warum weinst du?“

Seine Stimme klang kalt.

„Du mußt doch nicht hingehen?“

„Nein, es ist mein freier Wille.“

„Bitte, tu's nicht, Walter. Es wäre dich zu schrecklich, wenn etwas geschähe. Du kannst doch dabei Sterben!“

Sein Gesicht blieb unbewegt, aber in seine Augen trat der Schatten eines Lächelns. Er antwortete nicht.

„Wo liegt der Ort?“ fragte sie nach einer Pause.

„Mei-tan-fu? An dem Nebenfluß des westlichen Stromes. Wir würden den Strom hinauffahren und dann mit Sänften reisen.“

„Wir? Wer ist wir?“

„Du und ich.“

Sie sah ihn rasch an. Sie glaubte, nicht recht gehört zu haben. Aber nun war das Lächeln aus seinem Blick auf seine Lippen gewandert. Seine dunklen Augen waren auf sie geheftet.

„Erwartest du, daß ich dich begleite?“

„Ich dachte, du würdest es gern tun.“

Ihr Atem ging rasch. Ein Schauer durchfuhr sie.

„Aber das ist doch kein Aufenthalt für eine Frau. Der Missionar hat schon vor Wochen Frau und Kinder hergeschickt. Ich traf sie bei einem Tee, und sie sagte, wie ich mich erinnere, sie hätten den Ort wegen der Cholera verlassen.“

„Es sind fünf französische Nonnen dort.“

Entsetzen packte sie.

„Ich weiß nicht, was du dir denkst. Es wäre Wahnsinn, wenn ich hinginge. Du weißt, wie empfindlich ich bin. Doktor Hayward sagte, ich müßte der Hitze wegen aus Tsching-Yen fort. Wie könnte ich die Hitze dort ertragen? Wo die Cholera? Ich würde wahnsinnig vor Angst. Das hieße das Schicksal herausfordern. Es ist gar kein Anlaß für mich, dorthin zu gehen. Ich würde sterben.“

Er antwortete nicht. Sie sah ihn in ihrer Verzweiflung an und konnte einen Aufschrei kaum unterdrücken. Sein Gesicht hatte eine schwärzliche Blässe angenommen, die sie erschreckte. Sie sah einen Blick voll Haß. War es möglich, daß er ihren Tod wollte? Sie beantwortete ihren eigenen unerhörten Gedanken.

„Das ist ja unsinnig. Wenn du dorthin gehst, so ist das deine Sache. Aber von mir kannst du das doch nicht erwarten. Ich hasse Krankheit! Eine Choleraepidemie! Ich behaupte nicht, sehr mutig zu sein, und ich schäme mich auch nicht, dir zu sagen, daß ich nicht genug Mut dazu habe. Ich werde hierbleiben, bis ich nach Japan fahre.“

„Ich dachte, du würdest mich begleiten wollen, wenn ich eine so gefährvolle Reise unternehme.“

Jetzt höhnte er sie ganz offen. Sie geriet in Verwirrung. Sie wußte nicht, ob es ihm mit seiner Bemerkung ernst war oder ob er sie nur zu erschrecken suchte.

„Kein vernünftiger Mensch wird mich tadeln, wenn ich nicht an einen gefährlichen Ort gehen will, wo ich nichts zu tun habe und wo ich nicht helfen kann.“

„Du könntest sogar sehr viel helfen, du könntest mich aufheitern und trösten.“

Sie wurde noch bleicher.

„Ich verstehe nicht, was du meinst.“

„Ich glaube, dazu braucht man nicht viel Verstand.“

„Ich gehe nicht, Walter; es ist ungeheuerlich, das von mir zu verlangen.“

„Dann gehe ich auch nicht. Ich reiche sofort um die Scheidung ein.“

Sie sah ihn verblüfft an. Seine Worte kamen so unerwartet, daß sie im ersten Augenblick ihren Sinn gar nicht verstand.

„Wovon redest du eigentlich?“ stammelte sie.

Ihr selbst klangen ihre Worte falsch, und sie sah den verächtlichen Blick, den sie in Walters finsternem Gesicht hervorriefen.

„Es tut mir leid, daß du mich für dümmer hieltest, als ich bin.“

Sie wußte nicht, was sie erwidern sollte. Sie war unentschlossen, ob sie entrüstet ihre Unschuld beteuern oder ihm zornige Vorwürfe machen sollte. Er schien ihre Gedanken zu lesen.

„Ich habe alle nötigen Beweise.“

Da begann sie zu weinen. Die Tränen flossen aus ihren Augen, ohne daß sie besondere Angst empfand, und sie trocknete sie nicht; das Weinen gab ihr ein wenig Zeit, sich zu sammeln. Aber ihr Verstand versagte. Er beobachtete sie teilnahmslos, und seine Ruhe entsetzte sie. Er wurde ungeduldig.

„Tränen sind ganz überflüssig.“

Seine Stimme klang so eisig und hart, daß Kitty entrüstet war. Nun hatte sie ihre Nerven wieder in der Hand.

„Mir ist es egal. Hoffentlich hast du nichts dagegen einzuwenden, wenn ich um die Scheidung ansuche. Einem Mann macht das ja nichts.“

„Willst du mir die Frage gestatten, warum ich mir deinetwegen die kleinste Unbequemlichkeit auferlegen sollte?“

„Dir kann das doch ganz gleich sein. Wenn ich dich ersuche, wie ein Gentleman zu handeln, ist das nicht zuviel verlangt.“

„Ich nehme nur zuviel Rücksicht auf dein Wohl.“

Sie richtete sich auf und trocknete sich die Augen.

„Was meinst du damit?“ fragte sie ihn.

„Townsend wird dich nur dann heiraten, wenn er als Ehebrecher vor Gericht muß, und der Fall ist so schamlos, daß seine Frau gezwungen ist, sich von ihm scheiden zu lassen.“

„Du weißt nicht, was du sprichst!“ rief sie aus.

„Du dumme Person!“

Sein Ton war so verächtlich, daß sie vor Zorn rot wurde. Vielleicht war dieser um so größer, weil Walter ihr nie etwas anderes als zärtliche, schmeichelnde, reizende Dinge gesagt hatte. Sie war gewohnt, daß er alle ihre Launen sklavisch erfüllte.

„Wenn du die Wahrheit wissen willst, so höre. Er will mich unbedingt heiraten. Dorothy ist völlig bereit, sich von ihm scheiden zu lassen, und wir werden in dem Moment heiraten, wo wir frei sind.“

„Hat er dir das ausdrücklich gesagt oder ist das dein Eindruck aus seinem benehmen?“

Walters Augen blitzten in bitterem Hohn. Kitty fühlte sich unbehaglich. Sie war nicht ganz sicher, ob Charlie ihr das genauso gesagt hatte.

„Er hat es oft und oft gesagt.“

„Das ist eine Lüge, und du weißt, daß es eine Lüge ist.“

„Erliebt mich mit allen Fasern seines Wesens. Er liebt mich so leidenschaftlich wie ich ihn. Du bist dahintergekommen. Ich will nichts leugnen. Warum sollte ich? Seit einem Jahr ist er mein geliebter, und ich bin stolz darauf. Er ist mein alles auf der Welt, und ich bin froh, daß du es endlich weißt. Wir haben die Geheimnistuerei und die Schliche und das Ganze satt. Es war ein Missgriff, daß ich dich geheiratet habe, ich hätte es nicht tun dürfen, ich war dumm. Ich habe dich nie geliebt. Wir hatten nichts miteinander gemein. Ich mag die Leute nicht, die du gern hast, und was dich interessiert, langweilt mich. Ich bin froh, daß es zu Ende ist.“

Er beobachtete sie, ohne eine Bewegung, ohne mit der Wimper zu zucken. Er hörte ihr aufmerksam zu, aber keine Veränderung seines Gesichtes zeigte, daß ihre Worte ihn irgendwie berührt hätten.

„Weißt du, warum ich dich geheiratet habe?“

„Weil du vor deiner Schwester Doris verheiratet sein wolltest.“

Das war richtig, aber es berührte sie eigentümlich, daß er es wußte. Noch merkwürdiger aber war, daß sie Mitleid mit ihm empfand, auch in diesem Augenblick voll Angst und Zorn. Er lächelte matt.

„Ich habe mich keiner Täuschung über dich hingegeben“, sagte er. „Ich habe gewußt, wie töricht und leichtfertig und leer du bist. Aber ich habe

dich geliebt. Ich habe gewußt, daß deine Ziele und Ideale gewöhnlich und gemein sind. Aber ich habe dich geliebt. Ich habe gewußt, daß du minderwertig bist. Aber ich habe dich geliebt. Es ist komisch, wenn ich mich meiner Bemühungen erinnere, an den Dingen Gefallen zu finden, die dir gefielen, und wie ängstlich ich vor dir zu verbergen suchte, daß ich nicht unwissend und gemein und klatschsüchtig und dumm bin. Ich habe gewußt, wie zuwider die Klugheit ist, und ich tat, was ich konnte, damit du mich für genauso töricht hieltest wie die anderen Männer, die du kanntest. Ich habe gewußt, daß du mich nur geheiratet hast, um versorgt zu sein. Ich habe dich so sehr geliebt, daß ich mich nicht darum kümmerte. Die meisten Leute empfinden es als Beleidigung, wenn sie jemanden lieben und wenn ihre Liebe nicht erwidert wird. Sie werden böse und verbittert. Ich nicht. Ich habe nie Liebe von dir erwartet, warum solltest du mich auch lieben? Ich war dankbar, daß ich dich lieben durfte, und war beglückt, wenn du, wie mir zuweilen vorkam, mit mir zufrieden warst, oder wenn ich in deinen Augen einen Schimmer von gutmütiger Zuneigung sah. Ich habe mich bemüht, dir mit meiner Liebe nicht lästig zu fallen; ich wußte, daß ich mir das nicht erlauben durfte, und ich spähte immer nach dem ersten Zeichen, daß meine Liebe dich ungeduldig machte. Was die meisten Ehemänner als ihr Recht beanspruchen, empfang ich als eine Gunst.“

Kitty, ihr Leben lang an Schmeichelei gewöhnt, war nie etwas Ähnliches gesagt worden. Blinde Wut stieg in ihrem Herzen auf und vertrieb die Furcht; sie glaubte ersticken zu müssen, die Adern schwellen in ihren Schläfen an und hämmerten. Verletzte Eitelkeit kann eine Frau rachsüchtiger machen als eine Löwin der Raub ihrer Jungen. Kittys Kinn, das immer ein wenig massiv war, streckte sich häßlich vor, und ihre schönen Augen wurden schwarz vor Bosheit. Sie beherrschte sich.

„Wenn einer nichts hat, weswegen eine Frau ihn lieben könnte, so ist das seine Schuld, nicht ihre.“

„Sicherlich.“

Sein höhnischer Ton steigerte ihre Gereiztheit. Aber sie fühlte, sie konnte ihn tiefer verwunden, wenn sie ruhig blieb.

„Ich bin nicht sehr gebildet und ich bin nicht sehr geistreich. Ich bin ei-

ne gänzlich mittelmäßige junge Frau. Mir gefällt, was den Leuten gefällt, unter denen ich mein Leben verbracht habe. Ich tanze gern, spiele gern Tennis und Theater, und mir gefallen die Männer, die Sport treiben. Es ist wahr, daß du mir langweilig warst und alles, was dir gefällt. Du hast mich durch die endlosen Galerien in Venedig geschleppt; ich hätte mich viel besser unterhalten, wenn ich in Sandwich Golf gespielt hätte.“

„Ich weiß.“

„Es tut mir leid, wenn ich deine Erwartungen getäuscht habe. Leider habe ich mich auch physisch von dir abgestoßen gefühlt. Daraus kannst du mir kaum einen Vorwurf machen.“

„Nein.“

Kitty wäre mit der Situation viel leichter fertig geworden, wenn er gerast und getobt hätte. Da wäre sie der Heftigkeit mit Heftigkeit entgegengetreten. Seine Selbstbeherrschung war unmenschlich, und sie haßte ihn, wie sie ihn nie zuvor gehaßt hatte.

„Du bist ja gar kein Mann. Warum hast du nicht die Tür aufgebrochen, wenn du gewußt hast, daß ich mit Charlie dort war? Du hättest doch wenigstens den Versuch machen müssen, ihn zu verprügeln. Hast du dich gefürchtet?“

Aber kaum hatte sie die Worte gesprochen, so errötete sie, denn sie schämte sich. Er gab keine Antwort, aber in seinen Augen las sie eisige Verachtung. Der Schatten eines Lächelns umspielte seine Lippen.

„Vielleicht bin ich mir zu gut für eine Schlägerei.“

Kitty wußte darauf nichts zu antworten und zuckte die Achseln. Noch einmal hüllte er sie in seinen unbeweglichen Blick.

„Ich habe alles gesagt, was ich zu sagen hatte: Wenn du dich weigerst, mich nach Mei-tan-fu zu begleiten, so reiche ich die Scheidungsklage ein.“

„Warum willst du nicht darauf eingehen, daß ich die Scheidung verlange?“

Endlich wandte er den Blick von ihr ab. Er lehnte sich in seinen Lehnstuhl zurück und zündete sich eine Zigarette an. Er rauchte sie aus, ohne ein Wort zu sprechen. Dann warf er das Endchen fort und lächelte ein

wenig. Schließlich sah er sie noch einmal an.

„Wenn Frau Townsend mir die Versicherung gibt, daß sie sich von ihrem Mann scheiden läßt, und wenn er mir schriftlich verspricht, dich acht Tage nach der Scheidung zu heiraten, so bin ich einverstanden.“

Die Art und Weise, in der er das sagte, brachte sie außer sich. Aber ihre Selbstachtung verlangte, sein Anerbieten mit Haltung anzunehmen.

„Das ist sehr großzügig von dir, Walter.“

Zu ihrem Erstaunen brach er plötzlich in lautes Lachen aus. Sie errötete vor Zorn.

„Worüber lachst du? Ich sehe nichts zum Lachen!“

„Entschuldige, bitte. Mein Humor ist vielleicht etwas eigentümlich.“

Sie sah in stirnrunzelnd an. Sie hätte ihm gern etwas Verletzendes, Feinseliges erwidert, aber es fiel ihr nichts ein. Er sah auf die Uhr.

„Wenn du Townsend noch im Büro treffen willst, mußt du dich beeilen. Solltest du dich entschließen, mich nach Mei-tan-fu zu begleiten, so müßten wir übermorgen abreisen.“

„Willst du, daß ich heute mit ihm spreche?“

„Besser heute als morgen.“

Ihr Herz begann schneller zu klopfen. Sie empfand kein Unbehagen, es war – sie wußte nicht, was es war. Sie hätte gern mehr Zeit gehabt, hätte Charlie gern vorbereitet. Aber sie hatte das vollste Vertrauen zu ihm, er liebte sie ebenso sehr, wie sie ihn liebte, und es war treulos, auch nur einen Augenblick daran zu denken, daß er die Notlage, in die sie beide gedrängt wurden, nicht mit Freuden begrüßen würde. Sie wandte sich ernst an Walter.

„Ich glaube, du weißt nicht, was Liebe ist. Du hast keinen Begriff davon, wie wahnsinnig wir einander lieben. Das ist das einzige, was in Betracht kommt, und jedes Opfer, das unsere Liebe erfordert, ist eine Spielerei.“

Er verbeugte sich leicht, ohne etwas zu erwidern, und seine Augen folgten ihr, als sie gemessenen Schrittes das Zimmer verließ.

Sie schickte Charlie ein Billett hinein, auf das sie geschrieben hatte: „Bitte, empfang mich. Es ist dringend.“ Ein chinesischer Diener bat sie zu warten und brachte die Antwort, daß Herr Townsend sie in fünf Minuten empfangen würde. Unerklärlicherweise war sie nervös. Als sie endlich in Charlies Büro geführt wurde, kam er ihr entgegen und reichte ihr die Hand; kaum aber hatte der Diener die Tür hinter sich geschlossen, so ließ er alle Höflichkeitsformen beiseite.

„Liebes Kind, du darfst nicht während der Bürostunden herkommen. Ich habe furchtbar viel zu tun, und wir wollen doch den Leuten keinen Grund zum Klatschen geben.“

Sie warf ihm einen langen Blick aus ihren schönen Augen zu und versuchte zu lächeln, aber ihre Lippen waren starr, und sie konnte nicht.

„Ich wäre nicht gekommen, wenn es nicht nötig gewesen wäre.“

Er lächelte und ergriff ihren Arm.

„Nun, wenn du schon einmal hier bist, so setz dich doch.“

Es war ein langes, kahles Zimmer, schmal, hoch; die Wände waren in zwei Schattierungen von Terrakotta gemalt. Die Einrichtung bestand aus einem großen Schreibtisch, einem drehbaren Sessel, in dem Townsend saß, und einem ledernen Armsessel für Besucher. Kitty hatte Angst, sich da hineinzusetzen. Er saß am Schreibtisch. Sie hatte ihn nie zuvor mit einer Brille gesehen; sie wußte gar nicht, daß er eine benutzte. Als er bemerkte, daß ihr Blick darauf ruhte, nahm er sie ab.

„Ich brauche sie nur zum Lesen“, sagte er.

Tränen kamen ihr immer leicht, und sie begann nun zu weinen, ohne zu wissen warum. Sie hatte nicht die Absicht, ihn zu täuschen, nur den instinktiven Wunsch, sein Mitgefühl zu erregen. Er sah sie verdutzt an.

„Ist etwas passiert? O Liebe, weine doch nicht!“

Sie zog ihr Taschentuch hervor und versuchte ihr Schluchzen zu unterdrücken. Er klingelte und ging zur Tür, als der Diener kam.

„Wenn jemand nach mir fragt, sagst du, daß ich ausgegangen bin.“

„Sehr wohl, Herr.“

Der Diener schloß die Tür. Charlie setzte sich auf die Lehne des Sessels

und legte seinen Arm um Kittys Schultern.

„Also, liebes Kind, erzähle mir alles.“

„Walter will um die Scheidung einreichen“, antwortete sie.

Sie spürte, wie der Druck seines Armes nachließ. Sein Körper wurde steif. Eine kurze Pause, dann stand er von ihrem Sessel auf und setzte sich wieder in seinen.

„Sag mir genau, was du meinst.“

Sie sah ihn rasch an, denn seine Stimme klang heiser, und sie sah, daß sein Gesicht dunkelrot war.

„Ich habe eine Auseinandersetzung mit ihm gehabt. Ich komme geradewegs von zu Hause. Er sagt, er habe alle Beweise.“

„Du hast dich doch nicht verraten? Du hast nichts zugegeben?“

Das Herz wurde ihr schwer.

„Nein“, antwortete sie.

„Bestimmt nicht?“ fragte er, indem er sie scharf ansah.

„Bestimmt nicht“, log sie wieder.

Er lehnte sich in seinen Sessel zurück und starrte ausdruckslos auf die Karte von China, die ihm gegenüber an der Wand hing. Sie beobachtete ihn ängstlich. Sie war ein wenig fassungslos über die Art, wie er die Nachricht aufgenommen hatte. Sie hatte erwartet, daß er sie in seine Arme nehmen und ihr sagen würde, wie glücklich er sei, denn nun würden sie immer beisammen sein. Aber die Männer sind ja alle sonderbar. Sie weinte leise, jetzt nicht, um sein Mitgefühl zu erregen, sondern weil es das Natürlichste schien.

„Da stecken wir in einer schönen Patsche“, sagte er endlich. „Aber wir haben nichts davon, wenn wir den Kopf verlieren. Das Weinen wird uns nicht helfen.“

Sie bemerkte die Gereiztheit seiner Stimme und trocknete sich die Augen.

„Ich kann nichts dafür, Charlie, es ist nicht meine Schuld.“

„Natürlich kannst du nichts dafür. Es war eben ein verfluchtes Pech. Ich bin genauso schuld daran wie du. Jetzt müssen wir sehen, wie wir aus der Sache herauskommen. Du wirst wohl ebensowenig wie ich den Wunsch haben, dich scheiden zu lassen.“

Sie rang nach Atem. Prüfend blickte sie ihn an. Er dachte absolut nicht an sie.

„Ich möchte gern wissen, was für Beweise er hat. Ich glaube nicht, daß er wirklich beweisen kann, wir seien damals zusammen im Zimmer gewesen. Im großen ganzen waren wir doch so vorsichtig, wie nur möglich. Der Alte im Raritätenladen hat uns bestimmt nicht verraten. Selbst wenn Walter uns hätte hineingehen sehen, so hätten wir doch miteinander Raritäten suchen können.“

Er sprach mehr zu sich als zu ihr.

„Es ist sehr leicht, Beschuldigungen vorzubringen, aber verflucht schwer, sie zu beweisen; das wird dir jeder Advokat sagen. Wir haben die Aufgabe, alles zu leugnen, und wenn er auf Scheidung klagt, so werden wir eben prozessieren, und ihn soll der Teufel holen.“

„Ich will nicht vor Gericht, Charlie.“

„Warum denn nicht? Es tut mir leid, aber es wird sein müssen. Gott weiß, daß ich keinen Skandal möchte, aber wir können die Hände nicht einfach in den Schoß legen.“

„Müssen wir überhaupt leugnen?“

„Wie kannst du nur so fragen? Schließlich handelt es sich ja nicht nur um dich, sondern auch um mich! Aber ich glaube gar nicht, daß du Ursache hast, das zu befürchten. Wir werden mit deinem Mann schon irgendwie fertig werden. Mir macht nur Kopfzerbrechen, wie man es am besten anstellt.“

Eine Idee schien ihm zu kommen, denn er wandte sich plötzlich mit seinem bezaubernden Lächeln ihr zu, und seine Stimme, die vor einem Augenblick noch kurz angebunden und geschäftsmäßig geklungen hatte, wurde wieder einschmeichelnd.

„Ich fürchte, du hast dich sehr aufgeregt, armes Kind. Es ist wirklich zu arg.“ Er ergriff ihre Hand. „Wir sind in eine Klemme geraten, aber wir werden uns schon wieder heraushelfen. Es ist nicht ...“ Er hielt inne, und Kitty durchfuhr der Verdacht, daß er sagen wollte, es sei nicht die erste, aus der er sich herausgezogen habe.

„Die Hauptsache ist, daß wir den Kopf oben behalten. Du weißt, daß ich dich nicht im Stich lassen werde.“

„Ich fürchte mich nicht. Mir ist es gleich, was er tut.“
Er lächelte immer noch, aber jetzt schon etwas gezwungen.
„Wenn alle Stricke reißen, werde ich mit dem Statthalter reden müssen. Der wird mich in die Hölle verwünschen, aber er ist ein guter Kerl und ein Mann von Welt. Er wird es schon arrangieren. Für ihn wäre es auch nicht gerade angenehm, wenn ein Skandal herauskäme.“
„Was kann er tun?“
„Er kann auf Walter einen Druck ausüben. Kann er ihn nicht bei seinem Ehrgeiz fassen, so wird er an sein Pflichtgefühl appellieren.“
Kitty war entmutigt. Sie schien Charlie nicht begreiflich machen zu können, wie verzweifelt ernst die Situation war. Seine Sorglosigkeit machte sie ungeduldig. Sie bedauerte, ihn im Büro aufgesucht zu haben. Die Umgebung schüchterte sie ein. Es wäre ihr leichter gewesen, ihm alles zu sagen, wenn er sie in seinen Armen gehalten hätte.
„Du kennst Walter nicht“, sagte sie.
„Jeder Mann hat seinen Preis.“
Sie liebte Charlie von ganzem Herzen, aber seine Antwort enttäuschte sie. Wie konnte ein so gescheiter Mensch eine solche Dummheit behaupten?
„Du kannst dir nicht vorstellen, wie aufgebracht Walter ist. Du hast sein Gesicht und seine Augen nicht gesehen.“
Er schwieg einen Augenblick und sah sie lächelnd an. Sie wußte, was er dachte. Walter war der Bakteriologe und hatte eine untergeordnete Stellung; er würde kaum die Unverschämtheit haben, sich bei den höheren Beamten der Kolonie misslieblich zu machen.
„Es hat keinen Sinn, sich selbst zu täuschen“, sagte Kitty ernst. „Ist Walter entschlossen, die Klage anzustrengen, so wird nichts, was du oder sonst jemand vorbringen mag, den geringsten Eindruck auf ihn machen.“
Sein Gesicht wurde wieder unzufrieden und verdrossen.
„Will er mich als Mitschuldigen vor Gericht zerren?“
„Zuerst wollte er. Ich habe ihn aber bewogen, mich die Scheidung beantragen zu lassen.“
„Na, das ist ja nicht so schrecklich.“ Sein Gesicht heiterte sich wieder

auf, sie sah die Erleichterung in seinen Augen. „Das scheint mit ein guter Ausweg. Schließlich ist es das Geringste, was ein Mann tun kann; es ist nur anständig.“
„Aber er stellt eine Bedingung.“
Er sah sie fragend an und schien nachzudenken.
„Ich bin zwar kein reicher Mann, aber ich will alles tun, was in meinen Kräften steht.“
Kitty schwieg. Charlie sagte Dinge, die sie nie von ihm erwartet hätte. Und er machte es ihr schwer, zu sprechen. Sie hatte sich vorgestellt, daß sie ihm alles in einem Zuge sagen würde, das glühende Gesicht an seiner Brust verborgen, von seinen liebenden Armen umschlungen. „Er willigt ein, daß ich die Scheidung verlange, wenn deine Frau ihm die Versicherung gibt, sich von dir scheiden zu lassen.“
„Und was noch?“
Kitty konnte kaum sprechen: „Und – es fällt mir so schwer, es dir zu sagen, Charlie, es klingt so entsetzlich – und wenn du versprichst, mich acht Tage nach der Scheidung zu heiraten.“

Einen Moment schwieg er. Dann ergriff er wieder ihre Hand und drückte sie sanft.
„Du weißt, Geliebte“, sagte er, „daß wir Dorothy nicht hineinzerrern dürfen, was immer auch geschehen mag.“
Sie sah ihn fassungslos an.
„Aber ich begreife nicht – wie wäre es anders möglich?“
„Ja, wir können nicht nur an uns denken. Unter normalen Verhältnissen würde ich nichts inniger ersehnen, als dich zu heiraten. Aber das ist ganz ausgeschlossen. Ich kenne Dorothy; nichts auf der Welt wird sie dazu bestimmen, mir die Scheidung zu gewähren.“
Kitty begann sich entsetzlich zu ängstigen. Sie weinte wieder. Er stand, auf setzte sich neben sie und schlang den Arm um sie.
„Versuche doch, ruhig zu sein, mein Schatz; wir müssen den Kopf oben

behalten.“

„Ich glaubte, du liebtest mich ...“

„Natürlich liebe ich dich“, sagte er zärtlich, „daran kannst du doch jetzt nicht zweifeln.“

„Wenn sie sich nicht von dir scheiden läßt, wird Walter dich mit in die Sache verwickeln.“

Er ließ eine geraume Zeit verstreichen, bevor er antwortete. Sein Ton war trocken.

„Das würde meine Karriere natürlich ruinieren, dir aber würde es schwerlich nützen. Im schlimmsten Fall würde ich Dorothy alles eingestehen; sie wird furchtbar gekränkt und unglücklich sein, aber sie wird mir verzeihen.“ Ein Gedanke schoß ihm durch den Kopf. „Vielleicht wäre das sogar unter allen Umständen das beste. Wenn sie dann zu deinem Mann hingeht, wird sie ihn überreden können, zu schweigen.“

„Soll das heißen, daß du dich nicht von ihr scheiden lassen willst?“

„Ich muß doch an meine Jungen denken, nicht? Und natürlich will ich sie auch nicht unglücklich machen. Wir sind immer sehr gut miteinander ausgekommen. Sie war eine großartige Frau für mich.“

„Warum hast du mir dann gesagt, daß sie dir gar nichts bedeutet?“

„Das habe ich nie gesagt. Ich habe nur gesagt, daß ich nicht in sie verliebt bin. Die letzten Jahre haben wir nur selten zusammen geschlafen, zu Weihnachten, oder ehe sie nach England fuhr – oder wenn sie zurückkam. Sie ist keine Frau, die dafür viel übrig hat. Aber wir sind immer ausgezeichnete Freunde gewesen. Und ich scheue mich nicht, dir zu sagen, daß sie mir viel unentbehrlicher ist, als irgend jemand ahnt.“

„Glaubst du nicht, daß es unter diesen Umständen besser gewesen wäre, mich in Ruhe zu lassen?“

Sie war überrascht, daß sie so ruhig sprechen konnte, während das Entsetzen ihr den Atem raubte.

„Du bist das schönste Geschöpf, daß ich seit Jahren gesehen hatte. Ich verliebte mich wahnsinnig in dich. Daraus darfst du mir doch keinen Vorwurf machen.“

„Du hast aber auch gesagt, daß du mich nie im Stich lassen wirst.“

„Aber, du lieber Gott, das will ich ja auch nicht. Wir sind in einer ver-

fluchten Klemme, und ich werde alles tun, um dich wieder herauszukriegen.“

„Nur nicht das eine – Naheliegende und Natürliche.“

Er stand auf und kehrte zu seinem Sessel zurück.

„Liebe Kitty, du mußt doch vernünftig sein. Es ist besser, wir sehen klar in der Sache. Ich will dir nicht weh tun, aber ich muß dir die Wahrheit sagen. Ich bin sehr ehrgeizig, ich will Karriere machen. Nichts hindert mich, eines Tages Statthalter zu werden, und ein Kolonialstatthalter ist ein verdammt guter Posten. Wenn wir die Affäre nicht vertuschen können, ist's mit meiner Karriere vorbei. Ich werde vielleicht nicht den Dienst verlassen müssen, aber schlecht angeschrieben bleibe ich immer. Wenn man mich entläßt, so muß ich in China ein Geschäft beginnen, wo ich Leute kenne. In beiden Fällen kann ich ohne Dorothy nichts anfangen.“

„Warum hast du mir dann gesagt, daß ich dir teurer bin als alles auf der Welt?“

Seine Mundwinkel senkten sich mürrisch.

„Es ist sehr töricht, liebes Kind, alles wörtlich zu nehmen, was ein Mann der Frau sagt, in die er verliebt ist!“

„War es dir nicht Ernst damit?“

„Im Augenblick sicher.“

„Und was soll aus mir werden, wenn Walter sich von mir scheiden läßt?“

„Wenn er wirklich schlagendes Material hat, werden wir nicht leugnen. Nichts davon braucht in die Öffentlichkeit zu dringen; übrigens sind die Menschen heutzutage sehr nachsichtig.“

Zum ersten Male dachte Kitty an ihre Mutter. Sie schauderte. Wieder sah sie Townsend an. Ein Gefühl des Grolles mischte sich in ihren Schmerz.

„Es wird dir nicht schwerfallen, meine Leiden mit Gleichmut zu ertragen“, sagte sie.

„Wenn wir uns unangenehme Dinge sagen, werden wir nicht weiterkommen“, versetzte er.

Sie stieß einen verzweifelten Schrei aus. Es war schrecklich, daß sie ihn

so innig liebte und doch solche Erbitterung gegen ihn fühlte. Er konnte unmöglich ahnen, was er ihr war.

„Ach, Charlie, weißt du denn nicht, wie sehr ich dich liebe?“

„Aber, Kitty, ich liebe dich doch auch! Nur leben wir nicht auf einer verlassenem Insel und müssen uns so gut wie möglich mit den Verhältnissen abfinden, die uns aufgezwungen werden. Du mußt wirklich vernünftig sein.“

„Wie kann ich vernünftig sein? Mir war unsere Liebe alles, du warst mein ganzes Leben. Es kann mir doch nicht angenehm sein, daß sie für dich nur eine Episode ist.“

„Sie ist keine Episode“, versetzte er, „aber wenn du von mir erwartest, daß ich mich von meiner Frau, die ich sehr gern mag, scheiden lasse und meine Karriere vernichten soll, indem ich dich heirate, so ist das etwas viel verlangt.“

„Nicht mehr, als ich für dich zu tun bereit bin.“

„Die Umstände sind wohl nicht ganz gleich.“

„Der einzige Unterschied ist, daß du mich nicht liebst.“

„Man kann eine Frau sehr lieben, ohne den Wunsch zu haben, den Rest des Lebens mit ihr zu verbringen.“

Sie warf ihm einen raschen Blick zu. Verzweiflung ergriff sie. Schwere Tränen rollten ihr die Wangen herab.

„O wie grausam! Wie kannst du nur so herzlos sein?“

Sie begann hysterisch zu schluchzen. Er warf einen besorgten Blick zur Tür.

„Ich bitte dich: versuch doch, dich zu beherrschen!“

„Du weißt nicht, wie ich dich liebe“, sagte sie, schwer atmend, „ich kann nicht ohne dich leben! Hast du gar kein Mitleid mit mir?“

Sie konnte nicht weitersprechen, sie weinte hemmungslos.

„Ich will nicht lieblos gegen dich sein, und der Himmel weiß, daß ich dir nicht weh tun will, aber ich mußte dir doch die Wahrheit sagen.“

„Ich bin ganz zugrunde gerichtet. Warum hast du mich nicht in Frieden gelassen? Was habe ich dir je getan?“

„Natürlich, jetzt paßt es dir, mir alle Schuld zuzuschieben.“

Kitty fuhr plötzlich wütend auf.

„Ich habe mich dir also an den Hals geworfen? Ich habe dir keine Ruhe gelassen, bis du meinen flehentlichen Bitten nachgabst?“

„Das sage ich nicht. Aber ich hätte bestimmt nie daran gedacht, dir den Hof zu machen, wenn du mir nicht deutlich zu verstehen gegeben hättest, daß du bereit seist, dir den Hof machen zu lassen.“

Oh, wie schämte sie sich! Sie wußte es: was er sagte, war die Wahrheit. Er sah jetzt verdrossen und versorgt aus und bewegte nervös die Hände. Hie und da warf er ihr einen kurzen, erbitterten Blick zu.

„Wird dein Mann dir verzeihen?“ fragte er nach einer Weile.

„Ich habe ihn nicht gefragt.“

Er ballte instinktiv die Hände. Sie merkte, daß er einen zornigen Ausdruck unterdrückte, der ihm auf die Lippen kam.

„Warum gehst du nicht zu ihm und erbittest seine Verzeihung? Wenn er dich so rasend liebte, wie du sagst, wird er dir sicher vergeben!“

„Ach, wie schlecht kennst du ihn!“

Sie trocknete ihre Augen und suchte sich zu fassen. „Charlie, wenn du mich verläßt, muß ich sterben.“ Nun mußte sie sein Mitleid anrufen. Sie hätte ihm sofort alles sagen sollen. Wenn er wüßte, vor welcher furchtbaren Wahl sie stand, dann müßte seine Großmut, sein Gerechtigkeitsgefühl, seine Männlichkeit erwachen, und er würde an nichts als an die Gefahr denken, in der sie schwebte. Ach, wie sie sich danach sehnte, in seinen Armen Schutz zu finden!

„Walter will, daß ich nach Mei-tan-fu gehe.“

„Aber dort ist ja die Cholera! Die furchtbarste Epidemie, die sie seit fünfzig Jahren dort gehabt haben. Das ist kein Ort für eine Frau! Du kannst unmöglich dorthin.“

„Wenn du mich im Stich läßt, muß ich es tun.“

„Wie einst du das? Ich verstehe dich nicht.“

„Walter geht an Stelle des Missionars hin – er war gleichzeitig Arzt –, der eben gestorben ist. Er will, daß ich ihn begleite.“

„Wann?“

„Jetzt. Sofort.“

Townsend schon seinen Sessel zurück und sah sie verdutzt an.

„Ich muß wohl sehr dumm sein, aber ich kann aus deinen Worten nicht klug werden. Wenn er dich mitnehmen will, was ist dann mit der Scheidung?“

„Er läßt mir die Wahl. Entweder gehe ich mit ihm nach Mei-tan-fu, oder er reicht die Scheidungsklage ein.“

„Ah, ich verstehe.“ Seine Stimme klang ganz verändert. „Ich muß sagen, ich finde das sehr anständig von ihm. Du nicht?“

„Anständig?“

„Gewiß. Es ist kolossal von ihm, dorthin zu gehen. Ich würde mir's nie einfallen lassen. Natürlich wird er das Georgskreuz bekommen, wenn er zurückkehrt.“

„Aber ich, Charlie?“ rief sie aus, und ihre Stimme bebte vor Angst.

„Wenn er will, daß du mitkommst, kannst du unter diesen Umständen nicht gut nein sagen.“

„Das bedeutet den Tod, den sicheren Tod.“

„Das ist eine irrsinnige Übertreibung. Wenn er das glaubte, würde er dich nicht mitnehmen. Es ist für dich nicht gefährlicher als für ihn. Wenn man vorsichtig ist, besteht gar keine Gefahr. Ich war hier während der Cholera, und mir ist nicht das geringst geschehen. Die Hauptsache ist, nichts Ungekochtes zu essen, kein rohes Obst, keinen Salat und nur gekochtes Wasser zu trinken.“ Sein Vertrauen wuchs, während er fortfuhr; er sprach fließend, sein Mißmut schwand, er wurde sogar munter.

„Schließlich ist es ja sein Beruf, nicht? Er interessiert sich nun einmal für Ungeziefer. Wenn man es recht bedenkt, eröffnet sich da unter Umständen eine große Aussicht zum Weiterkommen.“

„Aber ich, Charlie?“ wiederholte sie bestürzt.

„Wenn man einen Menschen verstehen will, muß man sich an seine Stelle versetzen. Von seinem Standpunkt warst du ein ungezogenes, kleines Ding, und er will dir sicher nur Unannehmlichkeiten ersparen. Ich war ja immer der Meinung, daß er nicht an Scheidung denkt, er hat mir nie den Eindruck gemacht. Von seinem Standpunkt aus ist das ein

sehr großmütiges Anerbieten, und du widersetzt dich und schlägst es aus! Ich will dir ja keinen Vorwurf machen, aber um unser aller willen hättest du es dir wirklich überlegen sollen.“

„Aber siehst du denn nicht, daß es mein Tod sein wird? Weißt du nicht, daß er mich mitnehmen will, weil er weiß, daß es mein Tod sein wird?“

„Ach, Liebe, sag das doch nicht! Wir sind in einer verteuft peinlichen Lage, und es ist jetzt wirklich nicht an der Zeit, rührselig zu werden!“

„Du bist entschlossen, nicht verstehen zu wollen!“ Ach, der Schmerz in ihrem Herzen! Und die Angst! Sie hätte laut schreien mögen. „Du kannst mich doch nicht in den sicheren Tod schicken! Wenn du auch weder Liebe noch Erbarmen für mich hast, du kannst doch nicht jeden menschlichen Gefühles bar sein!“

„Es ist sehr böseartig, das so darzustellen. Meiner Meinung nach benimmt sich dein Mann sehr großmütig: er ist bereit, dir zu verzeihen, wenn du dazu bereit bist. Er will dich von hier forthaben, und es bietet sich eine Gelegenheit, dich an einen Ort mitzunehmen, wo du für ein paar Monate fern vom Schuß bist. Ich behaupte nicht, daß Mei-tan-fu ein Kurort ist, keine chinesische Stadt ist das, soviel ich weiß, aber das ist doch kein Grund, darüber zu jammern. Angst haben ist nämlich das schlimmste; ich glaube, bei einer Epidemie sterben ebenso viele Leute aus Angst wie infolge der Ansteckung.“

„Ich habe aber Angst! Als Walter davon sprach, wurde ich fast ohnmächtig.“

„Ich glaube gern, daß es einem im ersten Augenblick einen Schock gibt; wenn du aber ruhig überlegst, wirst du finden, daß es dir dort ganz gut gehen wird. Es ist ein Erlebnis, das nicht jeder haben kann.“

„Ich habe geglaubt, ich habe geglaubt ...“

Kitty wand sich in ihrem Schmerz. Townsend schwieg, und sein Gesicht sah wieder so verdrossen aus wie früher. Kitty weite nicht mehr. Sie wurde ruhig. Ihre Stimme war leise, aber fest.

„Du willst also, daß ich nach Mei-tan-fu gehe?“

„Ich glaube, wir haben keine Wahl.“

„Meinst du?“

„Es ist meine Pflicht, dir zu sagen, daß ich, wenn dein Mann die Schei-

klage einreicht und den Prozeß gewinnt, nicht in der Lage sein werde, dich zu heiraten.“ Es schien ihm eine Ewigkeit zu dauern, ehe sie antwortete. Sie erhob sich langsam.

„Ich glaube nicht, daß mein Mann je die ernste Ansicht gehabt hat, die Scheidung zu verlangen.“

„Warum, um Himmels willen, hast du mich dann so furchtbar erschreckt?“

Sie sah ihn kalt an.

„Er wußte, daß du mich im Stich lassen würdest.“

Sie schwieg. Wenn man eine fremde Sprache lernt und eine Seite liest, von der man anfangs nichts versteht, gibt einem oft ein Wort oder ein Satz den Schlüssel zum Ganzen; plötzlich wird der Sinn klar – so tauchte in Kitty mit einem Schlag eine Ahnung von Walters Gedankengang auf. Als würde eine dunkle, unheimliche Landschaft plötzlich von einem Blitzstrahl erhellt, um im nächsten Augenblick wieder in Nacht zu tauchen. Ihr schauderte.

„Er drohte nur deshalb, weil er wußte, daß du ganz klein werden würdest, Charlie. Merkwürdig, wie gut er dich beurteilt hat! Das sieht ihm ähnlich – er wollte mich dieser grausamen Ernüchterung aussetzen.“

Charlie sah auf das Löschblatt vor sich. Er runzelte die Stirn und kniff verdrießlich die Lippen zusammen. Aber er gab keine Antwort.

„Er wußte“, fuhr sie fort, „daß du eitel, feige und selbstüchtig bist. Ich sollte es mit eigenen Augen sehen. Er wußte, daß du vor der Gefahr wie ein Hase davonrennen wirst. Er wußte, wie sehr ich mich selbst täuschte, als ich mir einbildete, daß du mich liebtest; er wußte, daß du unfähig bist, jemanden zu lieben, außer dich selbst. Er wußte, daß du mich ohne Gewissensbisse opfern wirst, um dich zu retten.“

„Wenn es dir irgendeine Befriedigung gibt, mir so grässliche Sachen zu sagen, so darf ich mich nicht beklagen. Frauen sind immer ungerecht und richten es immer so ein, daß sie den Mann ins Unrecht setzen. Aber ich könnte so manches erwidern.“

Sie beachtete ihn nicht.

„Und jetzt weiß ich auch alles, was er wußte. Ich weiß, daß du abgebrüht und herzlos bist, ich weiß, daß du egoistisch bist, über alle Maßen

egoistisch, ich weiß, daß du nicht so viel Mut wie ein Kaninchen hast, ich weiß, daß du ein Lügner und Schwindler bist, ich weiß, daß du unsagbar verächtlich bist. Das Tragische aber ist“ – ihr Gesicht verzerrte sich plötzlich vor Schmerz –, „das Tragische ist, daß ich dich trotzdem mit meinem ganzen Herzen liebe.“

„Kitty!“

Sie lachte bitter. Er hatte ihren Namen in dem schmelzenden, einschmeichelnden Ton ausgesprochen, den er so leicht traf und der ihm so wenig bedeutete.

„Dummkopf!“ sagte sie.

Er wich rasch zurück, errötend und beleidigt; er wurde nicht klug aus ihr. In dem Blick, den sie ihm zuwarf, leuchtete Heiterkeit auf.

„Du fängst an, mich nicht mehr zu mögen. Nicht wahr? Bitte! Mir liegt nichts mehr daran.“

Sie begann ihre Handschuhe anzuziehen.

„Was willst du tun?“ fragte er.

„Oh, fürchte dich nicht, dir wird nichts geschehen. Du bist in Sicherheit.“

„Um Himmels willen, sprich doch nicht so, Kitty“, erwiderte er, und seine Stimme klang besorgt, „du mußt doch wissen, daß alles, was dich betrifft, auch mich angeht. Ich werde in furchtbarer Sorge sein, bis ich weiß, was geschieht. Was wirst du deinem Mann sagen?“

„Ich werde ihm sagen, daß ich bereit bin, mit ihm nach Mei-tan-fu zu gehen.“

„Vielleicht wird er gar nicht darauf bestehen, wenn du einverstanden bist?“

Er wußte nicht, warum sie ihn bei diesen Worten so sonderbar ansah.

„Fürchtest du dich wirklich?“ fuhr er fort.

„Nein“; antwortete sie, „du hast mir Mut eingeflößt. Sich mitten in einer Choleraepidemie zu befinden, wird ein ganz einzigartiges Erlebnis sein, und wenn ich sterbe, dann – nun, dann sterbe ich eben.“

„Ich habe mich immer bemüht, so gut zu dir zu sein, wie ich nur konnte.“

Wieder sah sie ihn an. Wieder stiegen ihr Tränen in die Augen, und ihr

Herz war zum Überlaufen. Der Drang, sich ihm an die Brust zu werfen und ihre Lippen auf die seinen zu pressen, war fast unwiderstehlich. Es war sinnlos.

„Wenn du es wissen willst“, sagte sie, bemüht, ihre Stimme zu beherrschen, „ich spüre Angst und Tod im Herzen. Ich weiß nicht, was Walter in seinem düstern, zerrütteten Gemüt vorhat, aber ich zittere vor Entsetzen. Ich glaube sogar, der Tod wird mir wirklich eine Erlösung sein.“

Sie fühlte, im nächsten Augenblick würde es mit ihrer Selbstbeherrschung zu Ende sein. Sie ging rasch zur Tür und hinaus, ehe er noch Zeit hatte, sich aus seinem Sessel zu erheben. Townsend stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus. Er brauchte unbedingt einen Whisky Soda.

27

Walter war zu Hause, als Kitty zurückkehrte. Am liebsten wäre sie gleich in ihr Zimmer gegangen, aber er war unten in der Halle, wo er einem Diener Anordnungen gab. Sie fühlte sich so elend, daß ihr die Demütigung, die ihr bevorstand, wohl tat.

„Ich begleite dich nach Mei-tan-fu“, sagte sie.

„Schön.“

„Wann muß ich bereit sein?“

„Morgen abend.“

Sie wußte selbst nicht, was sie so tollkühn machte. Seine Gleichgültigkeit stachelte sie auf, und sie sagte Worte, die sie selbst überraschten.

„Ich brauche wohl nur ein paar Sommersachen und ein Leichenhemd mitzunehmen, nicht wahr?“

Sie betrachtete prüfend sein Gesicht und wußte sofort, daß ihre frivole Bemerkung ihn ärgerte.

„Ich habe deiner Amah bereits gesagt, was du brauchen wirst.“

Sie nickte und ging in ihr Zimmer. Sie war sehr blaß.

28

Endlich erreichten sie ihr Reiseziel. Tag um Tag wurden sie auf einer engen Straße in ihren Sänften zwischen endlosen Reisfeldern getragen. In der Morgendämmerung brachen sie auf und reisten, bis die Hitze sie zwang, in einem Wirtshaus am Wege Schutz zu suchen, und dann ging es weiter, bis sie die Stadt erreichten, in der sie die Nacht zubringen sollten. Kittys Sänfte befand sich an der Spitze des Zuges, Walter folgte ihr; dann kamen die Kulis, die Bettzeug, Vorräte und Ausrüstung trugen. Mit Augen, die nichts sahen, zog Kitty durch das Land. Die langen Stunden hindurch, deren Stille nur zuweilen durch ein Wort eines Trägers oder durch den Fetzen eines eintönigen Liedes unterbrochen wurde, zogen durch ihre gequälte Seele immer wieder alle Einzelheiten der herzerreißenden Szene in Charlies Büro. Sie rief sich alles in Gedächtnis zurück, was er ihr und was sie ihm gesagt hatte, und entdeckte bestürzt, wie geschäftsmäßig und dürr ihre Unterredung gewesen war. Sie hatte weder gesagt, was sie sagen wollte, noch in dem Ton gesprochen, den sie vorhatte. Wäre sie nur imstande gewesen, ihm zu zeigen, wie grenzenlos sie ihn liebte, welche Leidenschaft für ihn in ihrem Herzen wohnte und wie hilflos sie war, er hätte sie nie in so unmenschlicher Weise ihrem Schicksal überlassen. Sie war überrumpelt worden. Sie konnte es kaum glauben, daß er ihr – deutlicher als mit Worten – zu verstehen gab, daß sie ihm gleichgültig sei. Deshalb hatte sie auch nicht viel geweint; sie war ganz benommen gewesen. Seither hatte sie geweint, herzbrechend geweint.

Die Nächte hindurch, in denen sie mit ihrem Mann im besten Gastzimmer der Wirtshäuser lag – er lag wenige Fuß entfernt auf seinem Feldbett, und wie wußte, daß er nicht schlief –, biß sie in das Kissen, damit kein Laut ihr entschlüpfte. Tagsüber jedoch, wenn sie durch die Vorhänge ihrer Sänfte geschützt war, ließ sie sich gehen. Ihr Schmerz war so groß, daß sie ihn am liebsten laut hinausgeschrien hätte; sie hatte nie gewußt, daß ein Mensch so leiden könne, und sie fragte sich verzweifelt, womit sie das verdient habe. Sie konnte nicht verstehen, warum Charlie sie nicht liebte; wahrscheinlich, dachte sie, war sie schuld daran, aber

sie hatte doch alles getan, um seine Liebe zu gewinnen. Sie waren immer so gut miteinander ausgekommen, hatten, wenn sie beisammen waren, immer so fröhlich gelacht, waren nicht nur Liebende, sondern gute Freunde gewesen. Sie konnte es nicht verstehen, sie war ganz gebrochen. Sie sagte sich, daß sie ihn hasse und verachte, konnte sich aber doch nicht vorstellen, wie sie leben sollte, wenn sie ihn nie wiedersehen durfte. Nahm Walter sie nach Mei-tan-fu mit, um sie zu bestrafen, so war er ein Narr; denn was lag ihr daran, was nun aus ihr wurde? Ihr Leben hatte keinen Inhalt mehr. Es war hart, mit siebenundzwanzig sein Leben abschließen zu müssen.

Auf dem Dampfer, mit dem sie den westlichen Strom hinauffuhren, las Walter unaufhörlich, und bei den Mahlzeiten bemühte er sich, etwas Konversation zu machen. Er sprach mit ihr, als wäre sie eine Fremde, mit der er die Reise zufällig zusammen machte, von gleichgültigen Dingen, aus Höflichkeit, wie Kitty glaubte, oder weil er so die Kluft, die ihn von ihr trennte, betonen konnte.

In einem Augenblick der Erleuchtung hatte sie Charlie gesagt, Walter habe sie zu ihm mit der Drohung geschickt, er würde die Scheidung einbringen, wenn sie ihn nicht nach Mei-tan-fu begleite, damit sie sich selbst überzeuge, wie gleichgültig, feige und egoistisch Charlie sei. Er hatte recht gehabt. Er wußte genau, was geschehen würde, und hatte der Amah die nötigen Weisungen gegeben, noch ehe sie heimgekehrt war. Sie hatte in seinen Augen gesehen, wie er sie und Charlie verachtete. Er hätte an Townsends Stelle sich durch nichts verhindern lassen, jedes Opfer zu bringen, um ihre unbedeutendste Laune zu erfüllen. Sie wußte, daß das wahr sei. Aber als ihr die Augen geöffnet waren, warum zwang er sie, sich in solche Gefahr zu begeben? Er wußte doch, wie entsetzlich sie sich fürchtete. Zuerst glaubte sie, er spiele nur mit ihr, und noch als sie bereits aufbrachen, nein, später noch, als sie das Schiff verließen und Sänften nahmen, glaubte sie, er würde, kurz auflachend, ihr sagen, sie

müsse nicht mitkommen. Sie ahnte nicht, was in ihm vorging. Er konnte nicht wirklich ihren Tod wollen. Er hatte sie so unsäglich geliebt. Sie wußte nun, was Liebe war, und sie erinnerte sich an tausend Zeichen seiner Liebe. Sie war ihm alles auf der Welt gewesen. Es war unmöglich, daß er sie nicht mehr liebte. Konnte man aufhören, jemanden zu lieben, weil man von ihm grausam behandelt worden war? Sie hätte ihn nie so leiden lassen wie Charlie sie, und doch, wenn Charlie ihr ein Zeichen gäbe, würde sie, trotz allem und obgleich sie ihn jetzt kannte, nicht alles aufgeben, was die Welt ihr noch zu bieten hatte, und in seine Arme eilen? Er hatte sie geopfert und empfand nichts für sie, er war kalt und herzlos – sie liebte ihn trotz alledem.

Zuerst glaubte sie, nur eine Zeitlang warten zu müssen, früher oder später würde Walter ihr vergeben. Sie vertraute zu sehr ihrer Macht über ihn, um glauben zu können, daß alles für immer vorbei sei. „Viele Wasser vermögen die Liebe nicht auszulöschen!“ Er war schwach, wenn er sie liebte, aber lieben mußte er sie. Jetzt aber war sie nicht mehr so sicher. Abends, wenn er in dem steigen, schwarzen Wirtshaussessel saß und las, das Gesicht von dem Licht der Windlampe beschienen, konnte sie ihn genau beobachten. Sie lag im Schatten auf der Matratze, auf der später ihr Bett hergerichtet wurde. Das Gesicht erschien hart, mit seinen regelmäßigen, strengen Zügen. Man hätte nie glauben können, daß ein lebenswürdiges Lächeln es ganz verwandelte. Er konnte so ruhig lesen, als wäre sie tausend Meilen weit von ihm entfernt. Sie sah, wie seine Augen von Zeile zu Zeile gingen, wie er die Blätter umwandte. Er dachte nicht an sie. War der Tisch gedeckt und das Essen aufgetragen, so legte er das Buch weg und sah sie an – er wußte nicht, daß das Licht jeden Zug seines Gesichtes überdeutlich machte –, und sie erschrak, in seinen Augen eine physische Abneigung zu entdecken. Ja, sie erschrak. War es möglich, daß er ihren Tod beschlossen hatte? Lächerlich. So handelte nur ein Wahnsinniger. Merkwürdig, dieser Schauer, der sie überlief, als sie dachte, Walter sei vielleicht nicht ganz normal.

Plötzlich begannen die Träger der Sänfte, die lange geschwiegen hatten, zu sprechen, und einer von ihnen wandte sich um und suchte mit einer Gebärde und Worten, die sie nicht verstand, ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Sie folgte der Richtung seiner Hand und sah auf einem Hügel ein frei stehendes Tor; sie wußte nun schon, daß es ein Denkmal für einen berühmten Gelehrten oder eine tugendhafte Witwe war; sie hatte, seit sie das Schiff verlassen hatte, viele ähnliche gesehen. Dieses aber, wie es sich von der westlichen Sonne abhob, war phantastischer und schöner als alle vorher. Aber etwas – unfaßbar was – war unheimlich daran; es hatte eine Bedeutung, die sie wohl empfand, aber nicht ausdrücken konnte: war es eine kaum spürbare Drohung, oder war es Hohn?

Sie kamen an einem Bambuswäldchen vorüber, und die Stämme neigten sich über die Chaussee, als wollten sie sie festhalten; der Sommerabend war windstill, und doch bebten die grünen Blätter. Hielt sich hinter den Bäumen jemand verborgen, der sie beobachtete?

Nun kamen sie an den Fuß jenes Hügels, und die Reisfelder hörten auf. Mit schwindenden großen Schritten gingen die Träger bergan. Der Hügel war mit kleinen grünen Erdhügeln ganz bedeckt, einer dicht neben dem anderen, der Boiden war gerippt wie Meersand zur Zeit der Ebbe. Auch das kannte sie schon, denn bei jeder bevölkerten Stadt hatten sie das gleiche gesehen. Es war der Friedhof. Nun wußte sie auch, warum der Träger auf das große Tor gezeigt hatte, das auf dem Gipfel des Hügels stand: sie waren am Ziel.

Man trug sie durch das Tor hindurch; die Träger hielten, um die Tragstangen zu wechseln. Einer von ihnen trocknete sich das schweißbedeckte Gesicht mit einem schmutzigen Lappen. Die Chaussee wand sich bergab. Schmutzige Häuser standen zu beiden Seiten. Die Nacht brach herein. Plötzlich begannen die Träger sehr aufgereggt zu sprechen, und mit einem Sprung, der Kitty erschütterte, drückten sie sich an die Mauer. Im nächsten Augenblick erkannte Kitty, was sie erschreckt hatte, denn wie sie dastanden, miteinander flüsternd, kamen vier Bauern vor-

bei, rasch und schweigend. Sie trugen einen Sarg aus rohen Brettern, das Holz schimmerte weiß in der einbrechenden Dunkelheit. Kitty fühlte, wie ihr das Herz vor Entsetzen gegen die Rippen schlug. Der Sarg war vorüber, aber die Träger standen noch da, als könnten sie nicht den Willen aufbringen, weiterzugehen. Da ertönte von hinten ein Ruf, und sie setzten sich in Bewegung. Keiner sprach mehr ein Wort.

Einige Minuten ging es so weiter, dann bogen sie mit scharfer Wendung in einen offenen Torweg. Die Sänfte wurde niedergesetzt. Kitty war angekommen.

Es war ein einstöckiges Sommerhaus. Kitty trat in den Salon. Sie setzte sich, die Kulis kamen einzeln herein und brachten das Gepäck. Walter war im Hof und gab Anordnungen, wohin das und jenes getragen werden sollte. Kitty war sehr müde. Sie erschrak, als sie eine unbekannte Stimme hörte.

„Darf ich eintreten?“

Sie errötete, dann erbleichte sie wieder. Sie war sehr erschöpft, und es machte sie nervös, mit einem Fremden zusammenzukommen. Aus dem Dunkel trat ein Mann – das lange, niedrige Zimmer war nur von einer Schirmlampe erhellt – und reichte ihr die Hand.

„Mein Name ist Waddington. Ich bin der Regierungsbeamte.“

„Ah, vom Zoll! Ich weiß. Ich habe gehört, daß Sie hier sind.“

In dem schwachen Licht konnte sie nur sehen, daß er ein kleiner, magerer Mann war, nicht größer als sie, mit einem kahlen Schädel und einem kleinen glattrasierten Gesicht.

„Ich wohne am Fuße des Hügels; aber auf dem Wege, den Sie gekommen sind, konnten Sie mein Haus nicht sehen. Ich dachte mir, Sie würden zu abgerackert sein, um heute bei mir zu speisen, so habe ich Ihr Abendessen herbestellt und mich selbst eingeladen.“

„Das freut mich sehr.“

„Sie werden sehen, der Koch ist nicht schlecht. Ich habe Watsons Die-

ner für sie behalten.“

„Watson war der Missionar?“

„Ja. Sehr netter Mensch. Ich zeige Ihnen morgen sein Grab, wenn Sie wollen.“

„Sehr liebenswürdig von Ihnen!“ sagte Kitty lächelnd.

In diesem Augenblick trat Walter ein. Waddington hatte sich ihm bereits vorgestellt, ehe er zu Kitty kam, und sagte jetzt:

„Ich habe es Ihrer Gnädigen bereits schonend beigebracht, daß ich mit Ihnen speisen werde. Seit Watson tot ist, habe ich mit keinem Menschen mehr ein Wort gewechselt, nur mit den Nonnen, und ich spreche nicht gut Französisch. Außerdem kann man mit ihnen nicht über alles reden.“

„Ich habe dem Diener gerade den Auftrag gegeben, etwas zum Trinken zu bringen“, sagte Walter.

Der Diener brachte Whisky und Soda, und Kitty bemerkte, daß Waddington sich reichlich bediente. Die Art, wie er sprach und schmunzelte, ließ in ihr den Verdacht auftauchen, er sei nicht mehr ganz nüchtern gewesen, als er kam.

„Prost!“ sagte er. Dann wandte er sich an Walter: „Arbeit werden Sie hier genug haben. Sie sterben wie die Fliegen. Der Friedensrichter hat den Kopf verloren, und Oberst Yü, der militärische Befehlshaber, hat verteuflerte Mühe, seine Soldaten am Plündern zu hindern. Wenn nicht bald etwas geschieht, werden wir alle in unseren Betten ermordet werden. Ich versuchte, die Nonnen zur Abreise zu bewegen, aber sie wollten natürlich nicht. Hol’ sie der Teufel, alle wollen Märtyrer sein!“

Er sprach sorglos, und in seiner Stimme war ein unterdrücktes Gelächter, so daß man beim Zuhören lächeln mußte.

„Warum sind Sie nicht fort?“

„Ich habe mein halbes Personal verloren, und die anderen können sich jeder Minute hinlegen und sterben. Da muß jemand hierbleiben und auf dem Posten sein.“

„Sind Sie geimpft worden?“

„Jawohl. Das hat noch Watson besorgt. Aber sich selbst auch, und es hat ihm nicht viel genützt, dem armen Kerl.“ Er wandte sich zu Kitty und lachte über sein ganzes komisches Gesicht. „Wenn Sie vorsichtig sind,

ist’s gar nicht sehr gefährlich. Milch und Wasser kochen lassen und kein rohes Obst oder ungekochtes Gemüse essen. Haben Sie Grammophonplatten mitgebracht?“

„Ich glaube nicht“, antwortete Kitty.

„Schade. Ich hatte so damit gerechnet, Sie würden welche mitbringen! Ich habe schon lange keine neuen, und meine alten habe ich satt.“

Der Diener trat ein und fragte, ob das Essen serviert werden solle.

„Sie werden sich doch heute abend nicht umziehen?“ fragte Waddington. Mein Diener ist vorige Woche gestorben, und der neue ist ein solcher Schafskopf, daß ich mich abends nicht mehr umziehe.“

„Ich werde nur den Hut ablegen“, sagte Kitty.

Ihr Zimmer war nebenan. Es war kaum eingerichtet. Eine Amah kniete auf dem Fußboden, eine Lampe neben sich, und packte Kittys Koffer aus.

Das Eßzimmer war klein und zum größten Teil von einem ungeheuren Tisch ausgefüllt. An den Wänden hingen Stiche, die Szenen aus der Bibel darstellten, und buntgedruckte Bibelstellen.

„Missionare haben immer große Esstische“, erklärte Waddington. „Für jedes neue Kind, das sie kriegen, bekommen sie eine gewisse Summe jährlich mehr, und wenn sie heiraten, kaufen sie einen großen Tisch, damit die Kleinen genug Platz haben.“

Von der Zimmerdecke hing eine große Paraffinlampe herab; bei ihrem Licht konnte Kitty besser sehen, was für ein Mensch Waddington war. Nach seinem kahlen Schädel hatte sie irrtümlicherweise geschlossen, daß er nicht mehr jung sei; aber nun sah sie, daß er weit unter Vierzig sein mußte. Das kleine Gesicht unter der hohlen, gewölbten Stirn war glatt und hatte frische Farben; es war häßlich wie das eines Affen, aber nicht ohne Charme; es war ein lustiges Gesicht. Die Züge, Nase und Mund waren kaum größer als die eines Kindes, die blauen Augen waren klein, aber sie glänzten; die Augenbrauen waren blond und schütter. Er

sah aus wie ein lustiger, alter Junge. Er schenkte sich beständig Whisky nach, und bald zeigte es sich, daß er nichts weniger als nüchtern war. Aber war er auch betrunken, so war er doch nicht unangenehm, nur fröhlich, wie ein Satyr etwa, der einem schlafenden Hirten einen Weinschlauch gestohlen hat.

Er sprach von Tsching-Yen, wo er viele Freunde hatte, nach denen er sich erkundigte. Im vergangenen Jahr war er bei den Rennen dort gewesen und redete von Ponies und ihren Besitzern.

„Richtig, was macht Townsend?“ fragte er plötzlich.

„Ist es wahr, daß er Kolonialsekretär wird?“ Kitty fühlte, wie sie erröte, aber ihr Mann sah sie nicht an. – „Wahrscheinlich“ antwortete Walter.

„Er gehört zu den Leuten, die weiterkommen.“

„Kennen Sie ihn?“ fragte Walter

„Ja, ganz gut. Wir sind einmal von England zusammen hergefahren.“

Von der anderen Seite des Flusses hörte man das Läuten der Gongs und das Geknatter der Raketen. Dort, in so geringer Entfernung von ihnen, lag die große Stadt in Schrecken; und der Tod raste blitzschnell und unbarmherzig durch die winkeligen Straßen. Aber Waddington begann von London zu sprechen. Von den Theatern. Er kannte alles, was jetzt dort gespielt wurde, und erzählte, welche Stücke er gesehen hatte, als er auf Urlaub in England war. Er lachte, als er sich an einen Komiker erinnerte, und seufzte bei der Beschreibung einer schönen Operettendiva. Er war sehr vergnügt, daß er sich rühmen durfte, ein Vetter hätte eine der berühmtesten Stars geheiratet. Er hatte bei ihr gespeist, und sie hatte ihm ihre Fotografie geschenkt. Er würde sie ihnen zeigen, wenn sie ihn im Zollamt besuchten und bei ihm speisten.

Walter betrachtete seinen Gast kalt und überlegen, seine Geschichten unterhielten ihn offenbar nicht im geringsten, und er bemühte sich, ein höfliches Interesse an Dingen zu zeigen, von denen er, wie Kitty wußte, gar nichts verstand. Ein mattes Lächeln irrte um seine Lippen. Kitty wurde, sie wußte nicht warum, von Grauen befallen. Im Hause des toten Missionars, so nahe der verpesteten Stadt, schien sie unermeßlich weit von der ganzen Welt zu sein. Drei einsame Menschen, jeder dem andern

ein Fremder.

Das Mahl war zu Ende, und Kitty stand auf.

„Sie nehmen es mir nicht übel, wenn ich Ihnen gute Nacht sage? Ich möchte schlafen gehen.“

„Ich verfrachte mich, der Doktor wird auch zu Bett gehen wollen“, erwiderte Waddington. „Morgen früh müssen wir zeitig auf sein.“

Er schüttete Kitty die Hand. Er stand ganz fest auf den Beinen, aber seine Augen glänzten.

„Ich werde Sie abholen“, sagte er zu Walter, „und gehe mit Ihnen zum Friedensrichter und zum Obersten Yü, dann gehen wir zusammen ins Kloster. Sie haben keine Ahnung, wieviel Arbeit auf Sie wartet.“

In der Nacht wurde Kitty von seltsamen Träumen gequält. Sie befand sich in ihrer Sänfte, sie fühlte die schwankende Bewegung, wenn die Träger mit ihren langen, ungleichen Schritten marschierten. Sie kam in große, düstere Städte, in denen die Bevölkerung sich mit neugierigen Augen um sie drängte. Die Straßen waren eng und winkelig, und in den offenen Läden mit den seltsamen Waren stockte der Handel, wenn sie vorüberkam, und alle, Käufer sowohl als Verkäufer, hielten inne. Dann kam sie zu einem Tor, das ein Denkmal vorstellte, und die phantastischen Umrisse schienen plötzlich lebendig zu werden; die Konturen sahen aus wie winkende Arme eines Hindugottes, und während sie hindurchging, hörte sie das Echo höhnischen Gelächters. Dann aber trat Charlie Townsend auf sie zu, nahm sie in die Arme, indem er sie aus der Sänfte hob, und sagte ihr, alles sei ein Irrtum gewesen; er hätte nie die Absicht gehabt, sie so schlecht zu behandeln, denn er liebe sie und könne nicht ohne sie leben. Sie fühlte seine Küsse auf ihren Lippen und weinte vor Freude und fragte ihn, warum er so grausam gegen sie gewesen sei; aber während sie fragte, wußte sie, wie gleichgültig das alles war. Und dann ertönte plötzlich ein heiserer, abgerissener Schrei, und sie wurden voneinander getrennt, Kulis in ihren zerlumpten, blauen Ge-

wändern drängten sich schweigend in großer Eile zwischen sie und trugen einen Sarg.

Sie fuhr erschrocken aus dem Schlaf.

Ihr Haus stand in halber Höhe eines steilen Hügelhanges, aus ihrem Fenster erblickte sie den schmalen Fluß unter sich und gegenüber der Stadt. Der Morgen dämmerte eben, und aus dem Flusse stieg ein weißer Nebel und verhüllte die Dschunken, die dicht nebeneinander verankert lagen wie Erbsen in einer Schote. Es waren ihrer Hunderte, und sie rührten sich nicht, sie sahen in dem geisterhaften Licht geheimnisvoll aus, als wären ihre Besatzungen verzaubert, als umfinge sie nicht der Schlaf, sondern etwas Seltsames, etwas Entsetzliches, das sie so still und stumm machte.

Der Morgen rückte vorm, und die Sonne berührte den Nebel, schimmerte weiß wie gespensterhafter Schnee auf einem sterbenden Stern. Er lag so leicht auf dem Fluß, daß man die matten Umrisse der eng zusammengedrängten Dschunken und den dichten Wald der Mastbäume erkennen konnte; aber dahinter war er wie eine schimmernde Mauer, die das Auge nicht zu durchdringen vermochte. Plötzlich aber brach aus dieser weißen Nebelwolke ein mächtiges, düsteres massives Bollwerk, als hätte nicht die alles durchdringende Sonne es sichtbar gemacht, sondern als wäre es durch einen Zauber dem Nichts entsprungen. Hochragend beherrschte diese Festung den Fluß. Der Zauberer, der daran baute, arbeitete rasch: Schon krönte das Bruchstück einer farbigen Mauer die Bastei, und im nächsten Augenblick tauchte aus dem Nebel, hie und da von einem gelben Sonnenstrahl gestreift, eine Gruppe grüner und gelber Dächer. Ungeheuer mutete es einen an und verwirrend; was Ordnung da, so war sie versteckt: alles war launenhaft und verschwenderisch, von ungeahnter Fülle. Das war keine Festung und kein Tempel, sondern der zauberhafte Palast eines Königs der Götter, den kein Mensch betreten durfte. Er war zu luftig, zu phantastisch und zu unkörperlich, um ein Werk von Menschenhänden zu sein; es war die Schöpfung eines Traumes.

Die Tränen flossen Kitty über die Wangen, sie blickte hinaus, die Hände fest an die Brust gedrückt, den Mund – denn sie war atemlos – ein wenig offen. Sie hatte ihr Herz nie so leicht gefühlt, und ihr schien, als wä-

re ihr Leib eine Hülle, die zu ihren Füßen lag, und sie selbst ein Geist. Hier war Schönheit. Sie nahm sie, wie der Gläubige die Hostie in den Mund nimmt, die Gott bedeutet.

Da Walter frühmorgens fortging, zum Mittagessen nur eine halbe Stunde nach Hause kam und abends erst wieder erschien, wenn das Essen fertig war, war Kitty sehr viel allein. Einige Tage verließ sie das Haus nicht. Es war sehr heiß, und so lag sie meist in einem Liegestuhl beim offenen Fenster und versuchte zu lesen. Das helle Tageslicht hatte dem Zauberpalast sein Geheimnis genommen, und jetzt war er nichts als ein Tempel auf der Stadtmauer, grell und schäbig; aber da sie ihn einst in solcher Verzückerung gesehen hatte, erschien er ihr nie wieder gewöhnlich. Oft, in der Morgen- und Abenddämmerung oder auch in der Nacht, fand sie etwas von der Schönheit wieder. Was ein mächtiges Bollwerk gewesen, was jetzt die dunkle, massive Stadtmauer, und dort ruhten ihre Augen nun beständig. Hinter den Zinnen lag die Stadt in der entsetzlichen Pestilenz.

Sie ahnte, daß Schreckliches dort geschah; sie wußte es nicht von Walter, der auf ihre Fragen – sonst sprach er überhaupt nichts zu ihr – mit einer lustigen Gleichgültigkeit antwortete, daß ihr ein Schauer über das Rückgrat lief, sondern von Waddington und der Amah. Hundert Leute etwa starben täglich; kaum einer, der von der Epidemie erfaßt wurde, kam mit dem Leben davon; man hatte die Götter aus den verlassenen Tempeln hervorgeholt und auf die Straßen gestellt; Gaben und Opfer wurden ihnen dargebracht, aber sie taten der Seuche nicht Einhalt. Die Leute starben so rasch, daß es kaum möglich war, sie zu begraben. In manchen Häusern wurde die ganze Familie hingerafft, und niemand war da, der die Begräbnisfeier vornehmen konnte. Oberst Yü war ein überlegener Mann, und nur seiner Entschlossenheit war es zu verdanken, daß die Stadt vor Ausschreitungen und Brandstiftungen verschont blieb. Er zwang seine Soldaten, alle jene zu begraben, die keine Verwandten

mehr besaßen, und erschloß mit eigener Hand einen Offizier, der sich geweigert hatte, ein von der Cholera ergriffenes Haus zu betreten.

Kitty hatte zuweilen solche Angst, daß ihr Herz sich zusammenkrampfte und sie an allen Gliedern zitterte. Man hatte gut reden, daß die Gefahr nicht so groß sei: sie war von panischem Schrecken erfüllt. Sie erwog wahnsinnige Fluchtpläne in ihrem Hirn. Um fortzukommen, nur um fortzukommen, war sie bereit, wie sie ging und stand, allein sich auf den Weg zu machen, nach irgendeinem sicheren Ort. Sie dachte daran, Waddingtons Mitleid anzurufen, ihm alles zu erzählen und ihn zu bitten, ihr zur Flucht nach Tsching-Yen zu helfen. Wenn sie sich vor ihrem Mann auf die Knie würfe und ihm gestände, wie entsetzlich ihre Angst war, mußte er doch so viel Menschlichkeit besitzen, sich ihrer zu erbarmen, so sehr er sie jetzt auch haßte.

Nein. Es war ausgeschlossen. Und wenn sie entfliehen könnte – wohin? Zu ihrer Mutter? Die würde ihr deutlich zu verstehen geben, daß man eine verheiratete Tochter ein für allemal los ist; sie hatte auch gar keine Lust, bei ihrer Mutter Zuflucht zu suchen. Zu Charlie? Aber der wollte nichts von ihr wissen. Sie wußte, was er sagen würde, wenn sie plötzlich erschiene. Sie sah sein verdrossenes Gesicht, sah die berechnende Härte hinter den bezaubernden Augen. Sie ballte die Hände. Kein Opfer wäre ihr zu groß, wenn sie ihn so hätte demütigen können, wie er sie gedemütigt hatte. Zuweilen überkam sie eine wilde Aufregung, daß sie bedauerte, Walter an der Einbringung der Scheidungsklage verhindert zu haben; sie hätte sich gern zugrunde gerichtet, wenn nur Townsend auch zugrunde gegangen wäre. Noch jetzt errötete sie vor Scham, wenn sie sich bestimmter Dinger entsann, die er ihr damals gesagt hatte.

Als sie das erste Mal mit Waddington allein war, brachte sie die Rede auf Charlie. Waddington hatte am Abend ihrer Ankunft von ihm gesprochen. Sie behauptete, Townsend sei nur ein Bekannter ihres Mannes.

„Ich habe ihn nie sehr gemocht“, sagte Waddington, „er war mir immer

unausstehlich.“

„Sie müssen sehr anspruchsvoll sein“, versetzte Kitty in der heiter-spöttischen Art, die sie so leicht annehmen konnte. „Er ist nämlich weit und breit der populärste Mann in Tsching-Yen.“

„Ich weiß. Das versteht er. Er hat aus der Beliebtheit eine Wissenschaft gemacht. Er kann jedem einreden, daß er der einzige auf der Welt ist, den er mag. Er ist gern gefällig, wenn es ihm keine Mühe macht, und tut er nicht, was man von ihm erbittet, so dreht er die Sache so, daß man den Eindruck hat, es sei nicht menschenmöglich gewesen.“

„Das ist doch ein gewinnender Zug.“

„Auch von Charme kriegt man mit der Zeit genug. Dann ist es eine Erholung, mit einem Manne zu tun zu haben, der nicht so bestrickend wie Townsend ist, aber dafür ein bißchen aufrichtiger. Ich kenne Townsend seit vielen Jahren, und ein-, zweimal habe ich ihn ohne Maske gesehen – ich zählte ja nicht, ich war nur ein subalternen Beamter beim Zoll –, und seither weiß ich, daß ihm alle egal sind, nur er selbst nicht.“

Kitty sah ihn mit lachenden Augen an. Sie drehte ihren Trauring am Finger.

„Selbstverständlich, vorwärtskommen wird er. Er kennt alle Schliche! Ich bin fest davon überzeugt, daß ich, ehe ich sterbe, ihn mit Exzellenz ansprechen und aufstehen werde, wenn er ins Zimmer tritt.“

„Die meisten sind der Ansicht, daß er verdient, Karriere zu machen. Man hält ihn für sehr begabt.“

„Begabt? Unsinn! Er ist ein dummer Mensch. Er macht den Eindruck, als erledige er alles im Handumdrehen. Keine Spur. Er ist so fleißig wie ein eurasischer Kommis.“

„Wieso hat er dann den Ruf, so gescheit zu sein?“

„Die meisten Menschen sind doch schrecklich dumm, und wenn ein Vorgesetzter nicht steif ist, den Leuten auf die Schultern klopft und alles mögliche für sie zu tun verspricht, dann halten sie ihn gern für gescheit. Und dann – seine Frau. Das ist eine tüchtige Frau! Die hat gesunden Menschenverstand, und ihre Ratschläge sind immer gut. Solange Charlie Townsend diese Frau hat, wird er nie eine Dummheit machen, und das ist die erste Bedingung für einen Mann, der es im Staatsdienst zu

etwas bringen will. Man braucht keine gescheiterten Leute dort; gescheiterte Leute haben Ideen, und Ideen stören; man braucht Leute, die Charme und Takt besitzen und nie einen Schnitzer machen. Ah ja, Townsend wird es nicht weit bringen.“

„Warum ist er Ihnen so unsympathisch?“

„Er ist mir gar nicht unsympathisch.“

„Aber seine Frau gefällt Ihnen besser?“ lächelte Kitty.

„Ich bin ein altmodischer Mensch und bewundere eine guterzogene Frau!“

„Wenn sie nur so gut angezogen wie gut erzogen wäre!“

„Zieht sie sich nicht gut an? Ich habe das nie bemerkt.“

„Es soll eine gute Ehe sein“, bemerkte Kitty nach einem Weilchen, indem sie Waddington durch die gesenkten Wimpern betrachtete.

„Er hat sie sehr gern; das muß man ihm lassen, das ist noch das Beste an ihm.“

„Das ist ein mageres Lob.“

„Er hat seine Liebeleien, aber sie sind nie ernst. Er ist viel zu schlau, um sie so weit gehen zu lassen, daß sie ihm Unannehmlichkeiten machen könnten. Er ist auch nicht leidenschaftlich, er ist nur eitel. Er läßt sich gern bewundern. Jetzt ist er vierzig und fett; er hat sich zu gern, aber als er nach Tsching-Yen kam, war er ein bildschöner Mensch. Ich habe gehört, wie seine Frau ihn wegen seiner Eroberungen geneckt hat.

„Sie nimmt seine Liebeleien nicht sehr ernst?“

„O nein, sie weiß, daß nicht viel dahinter ist. Sie sagte, sie würde so gern Freundschaft mit den armen Geschöpfen schließen, die ihm in die Falle gehen, aber sie sind ihr alle zu ordinär. Sie sagte, es sei eigentlich nicht sehr schmeichelhaft für sie, daß die Frauen, die sich in ihren Mann verlieben, so zweitklassig sind.“

36

Als Waddington Kitty verließ, überdachte sie, was er so obenhin gesagt hatte. Es war nicht sehr angenehm gewesen, und es hatte sie Anstren-

gung gekostet, nicht zu zeigen, wie es sie berührte. Es war bitter, daß alles so richtig war. Sie wußte, daß Charlie dumm und eitel war, nach Schmeicheleien lechzte, und sie erinnerte sich, mit welchen Behagen er ihr kleine Geschichten erzählt hatte, die seine Klugheit beweisen sollten. Er war stolz auf sein niedriges Raffinement. Wie gemein mußte sie sein, wenn sie ihr Herz so leidenschaftlich einem solchen Manne geschenkt hatte, weil – weil er schöne Augen und eine gute Figur besaß! Sie hätte ihn gern verachtet, denn sie wußte, solange sie ihn nur haßte, war sie noch nahe daran, ihn zu lieben. Die Behandlung, die er ihr hatte zuteil werden lassen, hätte ihr doch die Augen öffnen müssen. Walter hatte ihn immer verachtet. Ach, wenn sie ihn nur ganz aus ihrem Herzen reißen könnte! Hatte seine Frau ihn auch geneckt, daß Kitty Fane so offensichtlich in ihn vernarrt war? Vielleicht hätte Dorothy mit ihr Freundschaft geschlossen, aber sie hatte sie ordinär gefunden! Kitty mußte lächeln; wie entrüstet wäre ihre Mutter, wenn sie hörte, wofür man ihre Tochter hielt.

Aber in der Nacht träumte sie wieder von Charlie. Sie fühlte, wie er sie fest an sich drückte, spürte die heiße Leidenschaft seiner Küsse auf ihren Lippen. Und wenn er auch fett und vierzig war? Liebevoll lachte sie bei diesem Gedanken; er hielt doch so viel auf sich. Sie liebte ihn um dieser kindlichen Eitelkeit willen noch mehr, da konnte sie ihn doch bedauern, ihn trösten. Als sie erwachte, flossen Tränen aus ihren Augen. Sie wußte nicht, warum es ihr so traurig erschien, im Schlafe zu weinen.

37

Sie sah Waddington täglich, denn er ging nach seiner Arbeit jeden Abend in das Fanesche Haus hinauf. So waren sie bereits nach einer Woche so vertraut miteinander wie unter anderen Umständen kaum nach einem Jahr. Einmal, als ihm Kitty sagte, sie wüßte nicht, was sie ohne ihn hier anfangen würde, antwortete er lachend:

„Wissen Sie, wir beide sind die einzigen Leute hier, die auf festem Boden ruhig und friedlich einhergehen. Die Nonnen wandeln im Himmel

und Ihr Mann – in Dunkelheit ...“

Sie lachte unbekümmert über diese Bemerkung und fragte sich im stillen doch, was er meinte. Seine lustigen blauen Augen betrachteten ihr Gesicht mit einer liebenswürdigen Aufmerksamkeit, die sie verwirrte. Sie hatte bereits entdeckt, daß er sehr schlau war und daß die Beziehung zwischen ihr und Walter seine zynische Neugierde erregten. Sie fand ein gewisses Vergnügen darin, ihn irrezuführen. Sie mochte ihn gern und wußte, daß er auch ihr freundlich gesinnt war. Er war weder witzig noch geistreich, aber er hatte eine trockene, scharfe Art, Dinge zu sagen, die unterhaltend waren. Das komische Knabengesicht unter dem kahlen Schädel, das er beim Lachen verzerrte, machte seine Bemerkungen zuweilen ungemein drollig. Er hatte viele Jahre in Übersee gelebt, wo es oft keinen Weißen gab, mit dem er ein Wort hätte sprechen können, und hatte sich eine originelle Ungezwungenheit angeeignet. Er war voller Schrullen und Absonderlichkeiten. Seine Aufrichtigkeit war erfrischend. Er schien sich über das ganze Leben Lustig zu machen, und seine Spötereien über die Kolonie Tsching-Yen waren beißend; aber er lachte auch über die chinesischen Beamten in Mei-tan-fu und über die Cholera, welche die Stadt verheerte. Er konnte weder eine tragische noch eine heroische Geschichte erzählen, ohne ihr einen Anstrich von Lächerlichkeit zu geben. Von seinen Abenteuern während der zwanzig Jahre in China kannte er viele Anekdoten, und man mußte aus ihnen schließen, daß die Erde ein grotesker, wunderlicher, lächerlicher Ort sei.

Er leugnete zwar, ein Chinakenner zu sein – er schwor, daß die Sinologen lauter verrückte Hühner seien –, sprach aber die Sprache geläufig. Er las wenig; was er wußte, hatte er nur aus Gesprächen gelernt. Er erzählte Kitty oft Begebenheiten aus chinesischen Romanen und aus der chinesischen Geschichte, und obgleich er sie mit der ihm angeborenen Spaßhaftigkeit vorbrachte, war er dabei doch gutmütig, sogar gefühlvoll. Es schien, als hätte er – vielleicht unbewußt – die Ansicht der Chinesen angenommen, daß die Europäer Barbaren seien und ein törichtes Leben führen; nur in China richte man sich das Leben so ein, daß ein vernünftiger Mensch es halbwegs ernst nehmen konnte. Das gab Stoff zum Nachdenken: Kitty hatte über Chinesen nie anders sprechen hören, als

daß sie degeneriert, schmutzig und gräulich seine. Ihr war, als würde der Zipfel eines Vorhanges einen Augenblick gelüftet und sie täte einen Blick in eine Welt, reich an Farbe und Bedeutung, die sie sich nie hätte träumen lassen.

Und Waddington schwätzte, lachte und trank.

„Trinken Sie nicht vielleicht etwas zuviel?“ fragte Kitty ihn offen.

„Das ist mein Hauptvergnügen im Leben“, antwortete er. „Überdies ist Whisky gut gegen Cholera.“

Beim Fortgehen war er gewöhnlich betrunken, aber er trug den Alkohol mit Haltung: er wurde heiter und nie unangenehm.

Eines Abends kam Walter früher als gewöhnlich nach Hause und lud Waddington ein, zum Abendessen zu bleiben. Nach der Suppe und dem Fisch reichte der Diener Huhn und grünen Salat.

„Gerechter Himmel!“ rief Waddington aus, als Kitty davon nahm. „Sie werden doch das nicht essen?“

„Doch. Wir haben täglich Salat.“

„Meine Frau ißt ihn gern“, bemerkte Walter.

Als Waddington die Schüssel gereicht wurde, schüttelte er den Kopf.

„Ich danke sehr, aber ich habe noch nicht die Absicht, Selbstmord zu begehen.“

Walter lächelte finster und nahm davon. Waddington sagte nichts mehr, wurde sehr einsilbig und empfahl sich gleich nach Tisch.

Sie aßen tatsächlich täglich Salat. Zwei Tage nach ihrer Ankunft hatte der Koch mit echt chinesischer Gleichgültigkeit Salat hineingeschickt, und Kitty, ohne nachzudenken, hatte davon genommen. Walter beugte sich rasch vor.

„Das solltest du nicht essen; der Koch ist verrückt, Salat zu machen.“

„Warum denn?“ fragte Kitty und sah ihm voll ins Gesicht.

„Salat ist immer gefährlich, und jetzt ist es Wahnsinn, ihn zu essen. Es kann dein Tod sein.“

„Ich dachte, das sei die Absicht“, versetzte Kitty.

Und sie begann kaltblütig den Salat zu essen. Der Teufel der Herausforderung war in sie gefahren. Mit spöttischen Augen beobachtete sie Walter. Er war erblasst, aber als der Diener ihm den Salat reichte, nahm

auch er davon. Da sie ihn nicht abbestellten, schickte der Koch ihn jeden Tag hinein, und jeden Tag aßen sie davon und forderten den Tod heraus. Es war einfach grotesk, sich einer solchen Gefahr auszusetzen. Aber Kitty, die eine Todesangst vor der Epidemie hatte, aß ihn mit dem Gefühl, daß sie sich auf diese Art nicht nur an Walter räche, sondern daß sie so am besten ihrer wahnsinnigen Furcht trotze.

Den Tag hernach kam Waddington nachmittags in das Fanesche Haus, und nachdem er kurze Zeit dagewesen war, fragte er Kitty, ob sie nicht einen Spaziergang mit ihm machen wolle. Sie war seit ihrer Ankunft noch nicht über den Hof hinausgekommen und war gern bereit.

„Viele Spaziergänge gibt es hier leider nicht“, bemerkte Waddington, „aber wir können auf den Gipfel des Hügels steigen.“

„Ach ja, dort, wo das große Tor ist – ich habe es schon oft von der Terrasse gesehen.“

Einer der Diener öffnete ihnen die schwere Eingangstür, und sie traten auf die staubige Straße. Sie gingen ein paar Meter, und plötzlich stieß Kitty einen Schrei aus und ergriff entsetzt Waddingtons Arm.

„Da!“ stieß sie hervor.

„Was ist los?“

An der Mauer, die den Hof umgab, lag ein Mann, die Beine ausgestreckt, die Arme über den Kopf gelegt. Er hatte die geflickten, blauen Lumpen und den wilden Haarschopf der chinesischen Bettler.

„Es sieht aus, als wäre er tot“, hauchte Kitty.

„Er ist tot. Kommen Sie weiter, sehen Sie nicht hin. Ich werde ihn fortschaffen lassen, wenn wir zurückkommen.“

Aber Kitty zitterte so heftig, daß sie sich nicht von der Stelle rühren konnte.

„Ich habe noch nie einen Toten gesehen.“

„Dann ist es besser, sich daran zu gewöhnen, denn Sie werden viele Toten sehen, ehe Sie diesen erfreulichen Ort verlassen.“

Er ergriff ihre Hand und zog sie durch seinen Arm.

„Ist er an der Cholera gestorben?“ fragte sie endlich.

„Vermutlich.“

Sie stiegen den Hügel hinauf, bis sie zum großen Tor kamen. Es war reich geschnitzt. Es sah phantastisch aus, ein Wahrzeichen der Gegend. Sie setzten sich auf den Unterbau und sahen auf die weite Ebene. Der Hügel war mit leinen grünen Gräbern dicht besät, nicht in geraden Reihen, sondern ganz unordentlich, als stießen die Toten einander unter der Oberfläche. Die enge Straße wand sich schlangengleich zwischen den grünen Reisfeldern. Ein kleiner Junge saß auf dem Genick eines Wasserbüffels und trieb ihn langsam heim, drei Bauern mit breitrandigen Strohhüten schwankten unter ihrer schweren Last. Nach der Tageshitze war es angenehm, sich da oben vom leichten Abendwind durchwehen zu lassen, der Anblick der weiten Ebene erfüllte das Herz mit sanfter Schwermut. Aber Kitty konnte den Gedanken an den toten Bettler nicht loswerden.

„Wie können Sie nur plaudern und lachen und Whisky trinken, wenn die Menschen ringsum sterben?“ fragte sie plötzlich. Waddington antwortete nicht. Er sah sie an, dann legte er ihr die Hand auf den Arm.

„Das ist kein Ort für eine Frau“, sagte er ernst. „Warum reisen Sie nicht ab?“

Sie sah ihn von der Seite an, ein mattes Lächeln spielte um ihren Mund.

„Ich denke, eine Frau gehört unter solchen Umständen zu ihrem Mann.“

„Als man mir telegraphierte, daß Sie mit Fane mitkämen, war ich erstaunt. Aber dann dachte ich, Sie seinen vielleicht eine Pflegeschwester. Ich stellte mir vor, Sie wären eines von den bärbeißigen Frauenzimmern, die den Kranken im Spital das Leben zur Qual machen. Ich fiel vor Schrecken fast um, als ich zu Ihnen kam und Sie dort sitzen sah. Wie zart und blaß und müde Sie waren!“

„Haben Sie erwartet, daß ich nach neun Tagen Reise gut aussehen würde?“

„Sie sehen auch jetzt zart und blaß und müde aus und – nehmen Sie es mir nicht übel – furchtbar unglücklich.“

Kitty wurde unwillkürlich rot, aber sie konnte doch lustig lachen.

„Es tut mir leid, daß Ihnen mein Aussehen nicht gefällt. Ich habe auch Anlaß, unglücklich auszusehen; seit meinem zwölften Jahr weiß ich, daß meine Nase etwas zu lang ist. Geheimes Leid scheint interessant zu machen. Sie können sich nicht denken, wie viele hübsche junge Herren mich deshalb schon trösten wollten!“

Waddington ließ seine blauen, glänzenden Augen auf ihr haften, und sie wußte, daß er ihr kein Wort glaubte. Aber solange er so tat, als glaube er ihr, war das ja egal. „Ich wußte, daß Sie noch nicht lange verheiratet seien, und ich dachte mir, Sie seien rasend ineinander verliebt. Er hat Sie sicher nicht mitnehmen wollen, aber vielleicht haben Sie sich geweigert, ihn allein zu lassen.“

„Das ist eine sehr vernünftige Erklärung“, sagte sie leichthin.

„Ja, nur ist es nicht die richtige.“

Sie wartete ängstlich, was er weiter sagen würde, denn sie wußte, daß er sehr klug war und immer seine Meinung geradeheraus sagte. Sie wollte hören, was er von ihr dachte.

„Ich glaube nicht einen Moment lang, daß Sie Ihren Mann lieben. Ich glaube sogar, Sie mögen ihn nicht, und wäre nicht überrascht, wenn Sie ihn haßten. Eines aber weiß ich bestimmt: Sie haben Angst vor ihm.“

Einen Moment lang wandte sie ihren Blick ab. Waddington sollte nicht merken, daß seine Worte Eindruck auf sie gemacht hatten.

„Ich habe den Verdacht, daß Ihnen mein Mann nicht sehr sympathisch ist“, sagte sie mit kühler Ironie.

„Ich schätze ihn. Er hat Verstand und Charakter, und das, glauben Sie mir, ist eine seltene Kombination. Sie wissen schwerlich, was er hier leistet, denn er dürfte nicht sehr mitteilhaftig gegen Sie sein. Kann ein einzelner Mann dieser Epidemie Einhalt gebieten, dann ist er dieser Mann. Er behandelt die Kranken, reinigt die Stadt, bemüht sich, das Trinkwasser zu desinfizieren. Es ist ihm egal, wohin er geht, was er tut. Er setzt sein Leben zwanzigmal am Tag aufs Spiel. Den Obersten Yü hat er in der Tasche, und er hat durchgesetzt, daß er ihm die Truppen zur Verfügung stellt. Er hat sogar dem Richter etwas Mut eingeflößt, so daß der alte Mann wirklich den Versuch macht, etwas zu leisten. Und die Nonnen im Kloster schwören auf ihn. Sie halten ihn für einen Helden.“

„Und Sie nicht?“

„Schließlich ist es ja nicht sein Geschäft, nicht wahr? Er ist Bakteriologe. Es war nicht seine Pflicht, herzukommen. Er macht mir nicht den Eindruck, als hätte er Mitleid mit diesen sterbenden Chinesen. Watson war anders. Er liebte die Menschen. Er war zwar Missionar, aber er machte keinen Unterschied zwischen Christen, Buddhisten oder Konfuzionisten – für ihn waren sie Menschen. Ihr Mann ist nicht hier, weil ihm was daran liegt, wenn hunderttausend Chinesen an Cholera sterben; auch nicht aus wissenschaftlichen Gründen – warum ist er also hier?“

„Fragen Sie ihn doch.“

„Es interessiert mich, Sie miteinander zu sehen. Oft frage ich mich, wie Sie sich benehmen, wenn Sie allein sind. Wenn ich dabei bin, spielen Sie Theater, und verdammt schlecht. In einer reisenden Truppe bekäme keiner von Ihnen dreißig Schilling die Woche, wenn Sie nicht mehr könnten.“

„Ich weiß nicht, was Sie meinen“, sagte Kitty lächelnd und fuhr fort, eine Leichtherzigkeit zu heucheln, die, wie sie wußte, Waddington nicht täuschte.

„Sie sind eine sehr hübsche Frau. Komisch, daß Ihr Mann Sie nie ansieht. Spricht er zu Ihnen, so klingt seine Stimme, als wäre sie die eines anderen.“

„Glauben Sie, daß er mich nicht liebt? fragte Kitty leise mit heiserer Stimme, indem sie ihre Leichtigkeit plötzlich ablegte.

„Ich weiß nicht. Ich weiß nicht, ob Sie ihm solchen Abscheu einflößen, daß er in Ihrer Nähe eine Gänsehaut bekommt, oder ob er für Sie brennende Liebe empfindet, die er aus irgendeinem Grunde nicht zeigen will. Ich habe mich schon gefragt, ob Sie beide da sind, um Selbstmord zu begehen.“

Kitty hatte den erst erschrockenen und dann prüfenden Blick gesehen, mit dem Waddington sie beide betrachtet hatte, als sich die Episode mit dem Salat ereignete.

„Ich glaube, Sie legen ein paar Salatblättern viel zuviel Bedeutung bei“, sagte sie spöttisch. Sie erhob sich. „Wollen wir nach Hause gehen? Sie heben sicher das Bedürfnis nach einem Whisky mit Soda.“

„Auf jeden Fall sind Sie keine Heldin, Sie sind immer in Todesangst. Wollen Sie nicht doch fort von hier?“

„Was geht das Sie an?“

„Ich will Ihnen helfen.“

„Fallen auch Sie mir auf die Miene geheimen Leidens herein? Betrachten Sie mein Profil und sagen Sie selbst, ob meine Nase nicht ein wenig zu lang ist.“

Er sah sie nachdenklich an; ein Schatten seltener Güte zeigte sich in seinem Blick. Kittys Augen füllten sich plötzlich mit Tränen.

„Müssen Sie hierbleiben?“

„Ja.“

Sie schritten durch das leuchtende Tor und stiegen den Hügel hinab. Als sie zur Hofmauer kamen, sahen sie den toten Bettler dort liegen. Waddington ergriff ihren Arm, aber sie machte sich los und blieb stehen.

„Es ist entsetzlich, nicht?“

„Was, der Tod?“

„Ja. Er macht alles so schrecklich kein. Der Bettler sieht gar nicht menschlich aus. Wenn man ihn ansieht, kann man kaum glauben, daß er je lebendig war. Man kann sich schwer vorstellen, daß er vor ein paar Jahren noch ein kleiner Junge war, der den Hügel hinunterlief und einen Drachen steigen ließ.“

Sie konnte das Schluchzen nicht unterdrücken, das ihr die Kehle zusammenzog.

Einige Tage später saß Waddington bei Kitty, ein hohes Glas mit Whisky und Soda in der Hand, und er begann ihr vom Kloster zu erzählen.

„Die Oberin ist eine ungewöhnliche Frau“, sagte er. „Die Schwestern erzählten mir, sie gehöre einer der höchsten Adelsfamilien in Frankreich an, aber sie wollen den Namen nicht verraten. Sie sagen, die Oberin habe es nicht gern, wenn von ihr gesprochen würde.“

„Warum fragen Sie sie nicht, wenn es Sie interessiert?“ lächelte Kitty.

„Wenn Sie sie kennen, wüßten Sie, daß es unmöglich ist, eine indiskrete Frage an sie zu richten.“

„Sie muß eine ungewöhnliche Frau sein, wenn sie Ihnen Ehrfurcht einflößt.“

„Ich habe Ihnen eine Botschaft von ihr zu bringen. Sie bat mich, Ihnen zu sagen, es würde ihr ein großes Vergnügen sein, Ihnen das Kloster zu zeigen, wenn es Ihnen nichts macht, sich mitten in die Epidemie zu wagen.“

„Das ist sehr gütig von ihr. Ich wußte nicht, daß sie von meiner Existenz erfahren hat.“

„Ich habe ihr von Ihnen erzählt. Ich gehe zwei- oder dreimal in der Woche hin, um zu sehen, ob ich mich nützlich machen kann. Und Ihr Mann wird ja auch von Ihnen gesprochen haben. Ich bereite Sie vor: sie bewundern ihn alle grenzenlos.“

„Sind sie katholisch?“

Er blinzelte mit den Augen und lachte über sein ganzes komisches, kleines Gesicht.

„Warum grinsen Sie?“ fragte Kitty.

„Kann aus Galiläa etwas Gutes kommen? Nein, ich bin kein Katholik. Ich bin ein Mitglied der Kirche von England, was wohl verblümt soviel heißt wie: Ich glaube an nichts mehr ... Als die Oberin vor zehn Jahren herkam, brachte sie sieben Nonnen mit; von denen sind vier tot. Sie sehen also, daß Mei-tan-fu auch in den besten Zeiten kein Kurort ist. Die Nonnen leben mitten in der Stadt, im armseligsten Viertel, sie arbeiten sehr schwer und haben nie einen freien Tag.“

„Und jetzt sind nur die drei Nonnen und die Oberin dort?“

„O nein, es sind andere gekommen, sie sind sechs im ganzen. Als zu Beginn der Epidemie eine an Cholera starb, kamen zwei andere aus Kanton.“

Kitty zitterte.

„Ist Ihnen kalt?“

„Nein, es überlief mich nur.“

„Verlassen sie Frankreich, so verlassen sie es für immer. Sie sind nicht wie die protestantischen Missionare, die dann und wann ein Jahr Urlaub

nehmen. Das muß das schwerste sein. Wir Engländer hängen nicht so an dem Boden, wir können überall auf der Welt heimisch werden, aber die Franzosen hängen wie Kletten an ihrem Land. Sie fühlen sich nie wohl, wenn sie weit von zu Hause sind. Es rührt mich immer so sehr, daß diese Frauen gerade dieses Opfer bringen. Wenn ich Katholik wäre, so käme es mir wahrscheinlich sehr natürlich vor.“

Kitty betrachtete in kühl. Die Rührung, mit der der kleine Mann sprach, konnte sie nicht recht verstehen, und sie fragte sich, ob sie nicht eine Pose sei. Er hatte viel Whisky getrunken und war vielleicht nicht ganz nüchtern.

„Überzeugen Sie sich selbst“, sagte er lächelnd; er hatte sofort ihren Gedanken erraten. „Das ist lange nicht so tollkühn, wie eine Tomate zu essen.“

„Wenn Sie keine Furcht haben, so brauche ich doch auch keine zu haben.“

„Es wird Sie sicher freuen. Es ist wie ein kleines Stück Frankreich.“

Sie fuhren in einem Sampan über den Fluß. Auf dem Landungsplatz erwartete Kitty eine Sänfte, und sie wurde den Hügel hinauf bis zur Schleuse getragen. Dort holten die Kulis Wasser aus dem Fluß; sie eilten hin und her, ungeheure Eimer hingen von dem Joch auf ihren Schultern herab und bespritzten den Weg, so daß er naß war, als hätte es heftig geregnet. Kittys Träger stießen kurze, scharfe Rufe aus, damit die Kulis Platz machten.

„Alle Geschäfte haben natürlich aufgehört“, sagte Waddington, der neben Kitty zu Fuß ging. „In normalen Zeiten muß man sich gewaltsam den Weg durch die Kulis bahnen, die hinauf und herab Lasten zu und von den Dschunken tragen.“

Die Straße war eng und gekrümmt, so daß Kitty nicht wußte, in welcher Richtung sie sich bewegte. Viele Läden waren geschlossen. Sie hatte sich bereits auf der Reise an die Unsauberkeit einer chinesischen Straße

gewöhnt, aber hier lagen Kehricht und Mist haufenweise herum, viele Wochen schon, und der Gestank war so entsetzlich, daß sie sich das Taschentuch vor das Gesicht halten mußte. In allen chinesischen Städten hatte das Anstarren der Menge sie belästigt, aber hier warf man ihr höchstens einen gleichgültigen Blick zu. Die Vorübergehenden, nicht in Haufen, wie sonst, sondern einzeln, schienen nur mit sich selbst befasst zu sein. Sie waren verängstigt und teilnahmslos. Hie und da hörte sie, wenn sie an einem Haus vorüberkam, den Gong schlagen und die schrillen, klagenden Töne unbekannter Instrumente. Hinter diesen geschlossenen Türen lag ein Toter.

„Da sind wir“, sagte Waddington.

Die Sänfte wurde vor einem niedrigen Eingang abgesetzt, über den an der weißen langen Wand ein Kreuz hing, und Kitty stieg aus. Waddington klingelte.

„Sie dürfen sich nichts Großartiges vorstellen“, sagte er, „sie sind furchtbar arm.“

Ein chinesisches Mädchen öffnete die Tür und führte sie, nachdem Waddington ihr ein paar Worte gesagt hatte, in ein kleines Zimmer. Dieses enthielt einen großen Tisch, der mit einem gewürfelten Wachstuch bedeckt war; rund um die Wände standen steife Stühle. An einem Ende des Zimmers befand sich eine Gipsstau der Heiligen Jungfrau. Im nächsten Augenblick trat eine Nonne ein, klein und drall, mit einem derben Gesicht, roten Wangen und lustigen Augen. Waddington, der ihr Kitty vorstellte, nannte sie Schwester St. Joseph.

„C'est la dane docteur?“ fragte sie strahlend und fügte dann hinzu, daß die Oberin gleich kommen würde.

Schwester St. Joseph konnte nicht Englisch sprechen, und Kittys Französisch war fehlerhaft. Waddington der geläufig, rasch und unrichtig sprach, sprudelte einen Strom komischer Bemerkungen hervor, so daß die gutmütige Nonne sich die Seiten halten mußte. Ihr fröhliches, heiteres Lachen setzte Kitty nicht wenig in Erstaunen. Sie hatte immer geglaubt, daß Nonnen sehr ernst seien, und diese lebenswürdig-kindliche Heiterkeit rührte sie.

Die Tür öffnete sich – wie Kitty sich einbildete, nicht auf natürliche Art, sondern als drehe sie sich von selbst in den Angeln –, und die Oberin trat ein. Sie stand einen Augenblick auf der Schwelle, und ein ernstes Lächeln schwebte um ihre Lippen, als sie die fröhliche Schwester und Waddingtons lachendes Clownsgesicht erblickte. Dann trat sie näher und reichte Kitty die Hand.

„Frau Fane?“ Sie sprach das Englisch mit starkem Akzent, aber richtiger Aussprache. Sie verbeugte sich leicht. „Es ist mir ein großes Vergnügen, die Frau unseres guten, tapferen Doktors kennenzulernen.“

Kitty spürte, wie die Augen der Oberin sie mit einem langen, festen Blick gewissermaßen abschätzten. Er war so offen, daß er nicht unhöflich war; man hatte die Empfindung, einer Frau gegenüberzustehen, deren Amt es war, sich eine Meinung über andere zu bilden, und der nie der Gedanke kam, daß Umschweife nötig seien. Mit freundlicher Würde bedeutete sie ihren Besuchern, Platz zu nehmen, und setzte sich auch. Schwester St. Joseph, die noch immer, aber schweigend, lächelte, stand seitwärts, ein wenig hinter der Oberin.

„Ich weiß, daß die Engländer Tee lieben, und ich habe welchen bestellt“, sagte die Oberin. „Ich muß aber um Entschuldigung bitten, wenn er auf chinesische Art serviert wird. Ich weiß, daß Herr Waddington Whisky vorzieht, aber den kann ich ihm leider nicht anbieten.“

Sie lächelte.

„Gehen Sie, ma mère, Sie tun ja, als wär ich ein Gewohnheitstrinker.“

„Mir wäre es lieber, Sie könnten sagen, daß sie nie trinken, Herr Waddington.“

„Ich kann ganz gut sagen, daß ich nie trinke; ich saufe höchstens.“

Die Oberin lachte und übersetzte der Schwester St. Joseph die frivole Bemerkung Waddingtons ins Französische. Die sah ihn mit einem langen, freundlichen Blick an.

„Wir müssen nachsichtig mit Herrn Waddington sein, denn er hat uns zwei- oder dreimal geholfen, als wir gar kein Geld mehr hatten und

nicht mehr wußten, wie wir den Hunger unserer Waisenkinder stillen sollten.“

Die Konvertitin, die ihnen die Tür geöffnet hatte, trat nun mit einem Teebrett ein, auf dem sich chinesische Tassen, eine Teekanne und ein kleiner Teller mit den französischen Kuchen befanden, die Madeleines genannt werden.

„Sie müssen die Madeleines essen“, sagte die Oberin, „Schwester St. Joseph hat sie heute für Sie gebacken.“

Sie sprachen von alltäglichen Dingen. Die Oberin fragte Kitty, wie lange sie schon in China lebe und ob die Reise von Tsching-Yen sehr anstrengend gewesen sei, ob sie Frankreich kenne und das Klima von Tsching-Yen gut vertrage. Es war ein freundliches und gleichgültiges Gespräch, das nur durch die Umstände merkwürdig war. Das Zimmer war sehr ruhig, man konnte sich kaum vorstellen, daß man sich mitten in einer volkreichen Stadt befand. Hier war Friede. Und doch wütete ringsum die Seuche, und die Leute, voll Angst und Unruhe, wurden nur durch den starken Willen eines Soldaten in Schach gehalten, der beinahe ein Räuber war. Das Hospital im Kloster war von kranken und sterbenden Soldaten überfüllt, und von den Waisen, die von den Nonnen betreut wurden, was der vierte Teil tot.

Auf Kitty machte alles einen tiefen Eindruck. Sie betrachtete die ernste Frau, die so liebenswürdig zu ihr sprach. Sie war weiß gekleidet, das einzige Farbige an ihrem Nonnengewandt war das rote Herz auf ihrer Brust. Sie stand in mittleren Jahren, vielleicht vierzig, vielleicht fünfzig, man konnte es nicht genau sagen, denn ihr glattes, blasses Gesicht hatte nur wenige Falten, und daß sie schon längst nicht mehr jung war, erkannte man nur an der Würde ihrer Haltung, an ihrer Sicherheit und weil ihre schönen, kräftigen Hände so hager waren. Das Gesicht war länglich, der Mund und die ebenmäßigen Zähne waren groß; die Nase war nicht klein, aber nervös und fein. Die Augen unter zarten schwarzen Brauen gaben dem Gesicht einen ernsten Ausdruck. Sie waren groß und schwarz und wenn auch nicht ausgesprochen kalt, so doch durch ihre Ruhe und Stetigkeit seltsam bannend. Man dachte sofort, sie müsse als Mädchen schön gewesen sein, aber schon im nächsten Augenblick war

man überzeugt, daß die Schönheit dieser Frau ihrem Charakter entsprang und mit den zunehmenden Jahren nur noch größer geworden sei. Ihre Stimme war tief, leise und beherrscht; sie sprach langsam, ob sie nun französisch oder englisch sprach. Das Auffallendste an ihr aber war ihr machtvolles Auftreten, gedämpft durch christliche Milde, sie war gewohnt, zu befehlen. Es war ihr selbstverständlich, daß man ihr gehorchte, aber sie nahm den Gehorsam der anderen gutmütig entgegen. Der Autorität der Kirche, auf die sie sich stützte, war sie sich tief bewußt. Trotzdem besaß sie sicher menschliches Verstehen für menschliche Schwächen. Wenn man das gehaltene Lächeln sah, mit dem sie Waddingtons unbekümmertem Unsinn zuhörte, wußte man sofort, daß sie Sinn für Heiterkeit hatte.

Noch etwas spürte Kitty an ihr, sie konnte es nur nicht definieren. Trotz der Herzlichkeit der Oberin und ihres erlesenen Betragens schüchterte etwas sie ein, sie kam sich wie ein Schulmädchen vor, das man in Abstand von sich hält.

42

„Monsieur ne mange rien“, sagte Schwester St. Joseph.

„Monsieurs Gaumen ist durch die mandschurische Küche verdorben“, bemerkte die Oberin.

Das Gesicht der Schwester St. Joseph verlor sein Lächeln und nahm einen gezierten Ausdruck an. In Waddingtons Augen blitzte es spitzbübisch auf, und er nahm noch einen Kuchen. Kitty verstand den Zwischenfall nicht.

„Um Ihnen zu beweisen, wie sehr Sie mir unrecht tun, ma mère, werde ich mir das ausgezeichnete Essen verderben, das mich erwartet.“

„Wenn Frau Fane sich das Kloster ansehen möchte, werde ich mich freuen, es ihr zu zeigen.“ Und die Oberin wandte sich mit einem entschuldigenden Lächeln an Kitty. „Es tut mir leid, daß Sie überall nur Unordnung sehen werden. Wir haben so viel Arbeit und nicht genug Schwestern. Oberst Yü hat darauf bestanden, daß wir ihm unser Spital

für die kranken Soldaten zur Verfügung stellen, und so mußten wir aus dem Refectoire einen Krankensaal für unsere Waisen machen.“

Sie stand an der Tür, um Kitty vorausgehen zu lassen, dann schritten die beiden Frauen, von Schwester St. Joseph und Waddington gefolgt, durch die kühlen, weißen Gänge, zuerst in ein großes, leeres Zimmer, in dem chinesische Mädchen an sehr mühsamen Stickereien arbeiteten. Die Oberin zeigte Kitty einige Proben.

„Wir machen das trotz der Epidemie weiter; es lenkt ihre Gemüter von der Gefahr ab.“

Dann gingen sie in ein zweites Zimmer, in dem jüngere Mädchen mit einfacher Näharbeit, mit Säumen und Steppen beschäftigt waren; von da in ein drittes, wo sich unter der Obhut einer chinesischen Konvertitin nur kleine Kinder befanden. Sie spielten lärmend, und als die Oberin eintrat, drängten sich die Kleinen um sie. Zwei- und Dreijährige, mit schwarzen Chinesenaugen und schwarzem Chinesenhaar; sie ergriffen ihre Hände und versteckten sich in den Falten ihres Gewandes. In das ernste Gesicht kam ein Leuchten; die Oberin liebte sie und sprach einige Wort zu ihnen, und Kitty wußte sofort, obwohl sie kein Chinesisch verstand, daß es Koseworte waren. Ihr graute ein wenig, denn die Kinder in ihren gleichförmigen Kleidchen, mit den platten Nasen, der blaßgelben Gesichtsfarbe, dem verkümmerten Wuchs kamen ihr kaum wie Menschenkinder vor. Sie waren abstoßend. Aber die Oberin stand unter ihnen wie die Nächstenliebe selbst. Als sie das Zimmer verlassen wollte, ließen die Kleinen sie nicht fort und klammerten sich an sie, so daß sie, unter lächelnden Verweisen, sanfte Gewalt anwenden mußte, um sich von ihnen zu befreien. Sie fanden jedenfalls nichts Furchterregendes an dieser großen Dame.

„Sie wissen natürlich“, sagte sie zu Kitty, als sie in einen anderen Gang einbogen, „daß diese Kinder nur in dem Sinne Waisen sind, als ihre Eltern sie loswerden wollte. Wir geben ihnen etwas Geld für jedes Kind, das sie herbringen, sonst machen sie sich die Mühe nicht, sondern bringen sie einfach um. Schwester St. Joseph, sind heute welche gebracht worden?

„Vier.“

„Jetzt bei der Cholera sind sie mehr denn je bemüht, nicht mit unnützen Mädchen belastet zu sein“, erklärte die Oberin.

Sie zeigte Kitty die Schlafsäle, und dann kamen sie an einer Tür vorüber, auf die das Wort „Krankensaal“ gemalt war. Kitty hörte Stöhnen, lautes Schreien und Töne, die nicht von menschlichen Wesen zu kommen schienen.

„Ich will Ihnen den Krankensaal nicht zeigen“, sagte die Oberin in ihrer gelassenen Art, „das ist kein erfreulicher Anblick.“ Ein Gedanke kam ihr. „Ob Doktor Fane hier ist?“

Sie blickte die Schwester fragend an, und diese öffnete, fröhlich lächelnd, die Tür. Kitty wich zurück, als der Lärm nun noch schrecklicher an ihr Ohr drang. Schwester St. Joseph kam zurück.

„Nein, der Herr Doktor war schon hier und kommt erst später wieder.“

„Wie geht es Nummer sechs?“

„Pauvre garçon, er ist tot.“

Die Oberin bekreuzigte sich und bewegte die Lippen in einem kurzen, stillen Gebet.

Sie kamen durch einen Hof, und Kittys Blick fiel auf zwei lange Gestalten, die nebeneinander auf dem Boden lagen, mit einem Stück blauen Kattuns zugedeckt.

„Wir sind so knapp mit Betten“, sagte die Oberin zu Waddington, „daß wir zwei Patienten in eins legen, und stirbt einer, müssen wir ihn sofort hinausschaffen, um für einen anderen Platz zu machen.“

Dann sagte sie lächelnd zu Kitty: „Jetzt wollen wir Ihnen unsere Kapelle zeigen. Wir sind sehr stolz darauf. Einer unserer Freunde in Frankreich sandte uns vor kurzem eine lebensgroße Statue der Heiligen Jungfrau.“

Die Kapelle war eigentlich nur ein langer, niedriger Raum mit weißgetünchten Wänden und Bankreihen aus Fichtenholz; am obersten Ende befand sich der Altar, auf dem die Bildsäule stand; sie war aus gebranntem Gips, bunt bemalt, und sah sehr grell und neu und überladen aus.

Dahinter hing ein Ölbild der Kreuzigung, mit den beiden Marien am Fuße des Kreuzes in übertriebenen Gramgebärden. Die Zeichnung war schlecht, und die dunklen Töne verrieten ein Auge, das nichts von der Schönheit der Farben verstand. Rundum an den Wänden hingen die Leidensstationen, von denselben unglücklichen Händen gemalt. Die Kapelle war ordinär und scheußlich.

Die beiden Nonnen knieten beim Eintreten nieder, um ein Gebet zu sprechen; als sie sich erhoben, begann die Oberin wieder mit Kitty zu plaudern.

„Alles, was zerbrochen werden kann, kommt zerbrochen an; diese Statue aber, die uns ein Wohltäter geschenkt hat, traf unversehrt aus Paris ein. Das ist ohne Zweifel ein Wunder.“

Waddingtons boshafte Augen blitzten, aber er schwieg. „Das Altarbild und die Leidensstationen hat eine unserer Schwestern gemalt, die Schwester Sz. Anselme.“ Die Oberin bekreuzigte sich. „Sie war eine echte Künstlerin. Leider ist sie der Epidemie zum Opfer gefallen. Finden Sie nicht, daß die Bilder sehr schön sind?“

Kitty stammelte eine Bejahung. Auf dem Altar standen Sträuße aus Papierblumen, und die Leuchter trugen entsetzliche Verzierungen.

„Wir haben das Vorrecht, hier das Heilige Sakrament aufzubewahren.“

„So“, erwiderte Kitty, die nicht verstand.

„Es war uns in dieser kummervollen Zeit ein großer Trost.“

Sie verließen die Kapelle und kehrten in das Zimmer zurück, in dem sie sich zuerst befunden hatten.

„Wollen Sie, ehe Sie gehen, die Kinder sehen, die heute aufgenommen wurden?“

„Gern“, antwortete Kitty.

Die Oberin führte sie in ein winziges Zimmer auf der anderen Seite des Ganges. Auf einem Tisch, mit einem Tuch zugedeckt, bewegte sich etwas. Die Schwester entfernte das Tuch, und vier kleine, ganz nackte Säuglinge wurden sichtbar. Sie waren sehr rot und bewegten unaufhörlich Arme und Beine; die komischen kleinen Chinesengesichter verzerrten sich zu sonderbaren Grimassen. Sie sahen wie seltsame Tierchen einer unbekanntten Gattung aus. Die Oberin betrachtete sie vergnügt.

„Sie scheinen sehr lebendig. Oft werden sie nur hergebracht, um zu sterben. Natürlich taufen wir sie immer sofort.“

„Der Herr Gemahl wird sich über sie freuen“, sagte Schwester St. Joseph. „Ich glaube, er könnte stundenlang mit ihnen spielen. Wenn eins schreit, muß er es nur aufnehmen und es ihm in seinem Arm bequem machen, dann lacht es sofort vor Freude.“

Dann standen Kitty und Waddington an der Tür. Kitty dankte der Oberin aufrichtig für die Mühe, die sie sich gemacht hatte. Die Nonne verneigte sich mit würdiger und leutseliger Herablassung.

„Es war mit ein großes Vergnügen. Sie wissen nicht, wie gütig und hilfreich Ihr man sich gegen uns erwiesen hat. Der Himmel hat ihn uns geschickt. Wenn er nach Hause kommt, muß es ihm ein großer Trost sein, daß Sie da sind, mit Ihrer Liebe und – und ihrem holden Gesicht. Sie müssen sehr auf ihn achten und ihn nicht zuviel arbeiten lassen. Um unser aller willen!“

Kitty errötete. Sie wußte nicht, was sie erwidern sollte. Die Oberin reichte ihr die Hand, und Kitty fühlte, während sie sie ergriff, daß ihre kühlen, aber gedankenvollen Augen auf ihr mit einem Ausdruck ruhten, der tiefes Verstehen ahnen ließ.

Schwester St. Joseph schloß hinter ihnen die Tür, und Kitty stieg in ihre Sänfte. Sie kehrten durch die engen, gekrümmten Straßen zurück. Waddington machte gelegentlich eine Bemerkung. Kitty antwortete nicht. Er blickte zu ihr hinüber, aber die Seitenvorhänge der Sänfte waren zugezogen, und er konnte Kitty nicht sehen. Schweigend ging er weiter. Als sie den Fluß erreicht hatte und sie ausstieg, sah er zu seinem Erstaunen, daß ihre Augen in Tränen schwammen.

„Was ist los?“ fragte er bestürzt.

„Nichts.“ Sie versuchte zu lächeln. „Eine Dummheit.“

Kitty war wieder allein in dem verwahrlosten Zimmer des toten Missionars, auf dem Liegesessel, der dem Fenster gegenüberstand, und blickte

abwesend zum Tempel jenseits des Flusses hinüber, der jetzt, beim Einbruch des Abends, wieder luftig und schön wirkte; sie versuchte, ihre Gefühle zu ordnen. Nie hätte sie geglaubt, daß dieser Besuch im Kloster sie so bewegen würde. Sie war aus Neugierde hingegangen. Sie hatte nichts zu tun, und nachdem sie so viele Tage die ummauerte Stadt jenseits des Flusses nur von weitem gesehen hatte, hatte sie auch in die Straßen einen Blick tun wollen.

Aber einmal im Kloster, schien sie in einer anderen Welt zu sein, jenseits von Raum und Zeit. Die kahlen Räume, die weißen Gänge, so einfach und herb, schien ein geheimnisvoller Geist zu erfüllen. Die kleine, scheußliche Kapelle rührte einen gerade durch ihre Häßlichkeit, sie hatte etwas, das den großen Kathedralen mit den bunten Glasfenster und den Bildern abging: sie war sehr demütig.

Die methodische Art, mit der die Arbeit im Kloster auch während der Seuche vor sich ging, bewies angesichts der Gefahr Kaltblütigkeit und praktischen, überlegten Verstand. In Kittys Ohren klang noch immer der unheimliche Lärm, der aus dem Krankensaal gedrungen war, als Schwester St. Joseph die Tür öffnete.

Sie hatten so unerwartet von Walter zu sprechen begonnen. Zuerst die Schwester, dann die Oberin, und ihre Stimmen hatte so zärtlich geklungen, als sie ihn lobten. Merkwürdigerweise war Kitty stolz darauf, daß sie eine so hohe Meinung von ihm hatten. Auch Waddington hatte Walters Tätigkeit gerühmt; aber die Nonnen rühmten nicht nur seine Tüchtigkeit – die war auch in Tsching-Yen bekannt –, sondern seine Sorgfalt und Zartheit. Er konnte wirklich sehr zart sein, Wenn man krank war, zeigte er seine besten Seiten; er war viel zu klug, um einem lästig zu fallen, und seine Berührung war angenehm, kühl und beruhigend. Wie durch Zauberkraft schien er die Kranken durch seine bloße Gegenwart zu erleichtern. Sie würde nie wieder den liebevollen Blick sehen, an den sie so gewöhnt gewesen war, daß er sie fast nervös gemacht hatte. Wie unendlich groß war seine Fähigkeit, zu lieben; jetzt verschwendete er sie seltsamerweise an diese elenden Kranken, deren sich niemand sonst annahm.

Sie verachtete sich jetzt, weil sie Walter einmal verachtet hatte. Er muß-

te gewußt haben, was sie von ihm hielt, und er hatte es sich ohne Bitterkeit gefallen lassen. Sie war töricht, und er wußte es, aber weil er sie liebte, hatte er darüber weggesehen. Sie empfand jetzt weder Haß noch Groll gegen ihn, nur hilflose Angst. Er hatte hervorragende Eigenschaften, ja, er besaß sogar eine eigenartige, wenn auch abstoßende Größe – merkwürdig, sie konnte ihn trotzdem nicht lieben. Sie liebte noch immer einen Mann, von dessen Nichtswürdigkeit sie jetzt tief überzeugt war.

Nachdem sie all die langen Tage nichts getan hatte als denken, denken, schätzte sie Charlie Townsend richtig ein: er war ein gemeiner, minderwertiger Mensch. Wenn sie nur die Liebe zu ihm aus ihrem Herzen reißen könnte!

Auch Waddington hatte eine hohe Meinung von Walter. Nur sie war gegen seine Vorzüge blind gewesen. Warum? Weil er sie liebte und sie ihn nicht liebte. Warum verachtet man einen Mann, bloß weil er einen liebt? Aber Waddington hatte gestanden, daß er Walzer nicht gern habe. Männer mochten ihn nicht. Die beiden Nonnen mochten ihn. Frauen sahen ihn anders; sie fühlten hinter seiner Schüchternheit seine ungewöhnliche Güte.

45

Den tiefsten Eindruck hatten die Nonnen auf sie gemacht. Schwester St. Joseph mit dem lustigen Gesicht und den apfelroten Wangen; sie war eine aus der kleinen Gruppe gewesen, die vor zehn Jahren mit der Oberin nach China gekommen war; eine Gefährtin nach der anderen hatte sie durch Krankheit, Entbehrungen und Heimweh sterben sehen und blieb doch heiter und glücklich. Woher nahm sie nur diese naive, entzückende gute Laube? Und die Oberin. Kitty stand im Geiste wieder vor ihr, und wieder fühlte sie sich demütig und gering. Sie besaß angeborene Würde. Schwester St. Joseph hatte durch Haltung, Bewegung und Antworten ihre Unterwürfigkeit bewiesen; so frivol und keck Waddington sich auch gebärdete, dem Ton seiner Stimme konnte man es anhören, daß er sich nicht ganz behaglich fühlte. Es war unnötig gewesen, Kitty

zu sagen daß die Oberin einer berühmten Adelsfamilie Frankreichs angehörte. Sie besaß die Herablassung einer hohen Dame und die Demut einer Heiligen.

Und doch war ein Schatten um dieses Erlebnis – wie ein schwarzer Rand an der Silberwolke. In der klaren Fröhlichkeit der Schwester St. Joseph und noch mehr in der feinen Höflichkeit der Oberin hatte sie deutlich bedrückende Fremdheit gespürt. Sie waren freundlich, ja sogar herzlich, aber zu gleicher Zeit voll Zurückhaltung. Kitty blieb nur eine gelegentliche Bekannte. Eine Mauer stand zwischen ihnen und ihr. Sie sprachen zwei verschiedene Sprachen, nicht nur mit dem Munde, sondern mit dem Herzen.

Die Tür hinter ihr war zu, und Kitty wußte, daß sie sie vollständig vergessen hatten, daß sie ohne Verzug ihre Arbeit wiederaufnahmen, daß sie nicht mehr für sie existierte. Und es war nicht nur das armselige, kleine Kloster, aus dem man sie ausschloß, sondern ein geheimer Garten der Seelen, nach dem sie Verlangen trug. Sie fühlte sich allein wie nie zuvor. Darum hatte sie geweint.

46

An diesem Abend kehrte Walter etwas früher als sonst heim. Kitty lag auf dem Sessel vor dem offenen Fenster. Es war tief dunkel.

„Willst du keine Lampe?“ fragte er.

„Sie bringen sie, wenn das Essen fertig ist“, antwortete sie.

Er sprach immer ganz sachlich mit ihr, von gleichgültigen Dingen, als wären sie gute Bekannte, und nicht das geringste ließ vermuten, daß er Haß im Herze verberge. Er sah ihr nie in die Augen, lächelte nie und war von peinlicher Höflichkeit.

„Walter, was für Pläne hast du, falls wir die Epidemie überstehen?“ fragte sie.

Er wartete einen Augenblick, ehe er antwortete. Sie konnte sein Gesicht nicht sehen.

„Ich habe noch nicht darüber nachgedacht.“

In den alten Zeiten hatte sie immer ausgesprochen, was ihr gerade durch den Kopf ging; nie war ihr eingefallen, nachzudenken, bevor sie sprach, aber jetzt hatte sie Angst vor ihm; sie spürte, wie ihre Lippen zitterten und ihr Herz schlug.

„Ich war heute nachmittag im Kloster.“

„Ich hörte es.“

Sie zwang sich weiterzusprechen, obwohl sie die Worte kaum über die Lippen brachte.

„Wolltest du wirklich, daß ich sterbe, als du mich herbrachtest?“

„Laß doch, Kitty. Es kommt nichts Gutes dabei heraus, wenn wir von den Dingen reden, die wir lieber vergessen sollten.“

„Aber du vergißt nicht und ich auch nicht. Ich habe zuviel nachgedacht, seit ich hier bin. Willst du mich nicht anhören?“

„Gewiß.“

„Ich habe dich schlecht behandelt. Ich bin dir untreu gewesen.“

Er blieb reglos stehen. Seine Unbeweglichkeit war furchtbar.

„Ich weiß nicht, ob du mich verstehen wirst. Einer Frau bedeute eine solche Affäre nicht viel, wen sie einmal vorüber ist. Wir Frauen verstehen in diesem Punkte die Männer nicht.“

Sie sprach abgerissen, mit einer Stimme, die sie kaum als die ihre erkannt hätte. „Du kanntest Charlie, du wußtest auch, wie er sich benehmen wird. Du hast recht gehabt. Er ist ein elender Mensch. Und ich hätte mich nicht von ihm betören lassen, wenn ich nicht ebenso elend wäre. Ich verlange nicht, daß du mir verzeihst. Ich verlange nicht, daß du mich wieder liebst wie früher. Aber können wir nicht Freunde sein? Wenn man sieht, wie die Leute ringsum zu Tausenden sterben, wenn man die Nonnen in ihrem Kloster sieht ...“

„Was haben die damit zu tun?“ unterbrach er.

„Ich kann es nicht recht erklären. Ich hatte ein so eigentümliches Gefühl, als ich heute dort war. Alles schien mir so bedeutsam. Alles ist so schrecklich, und ihre Selbstverleugnung ist so herrlich; es kommt mir so unsinnig und übertrieben vor – wenn du verstehst, was ich meine –, daß du unglücklich bist, weil eine törichte Frau dir untreu war. In bin viel zu unbedeutend und elend, als daß du auch nur einen Gedanken an mich

verschwenden solltest.“

Er antwortete nicht, aber er bewegte sich auch nicht; er schien zu warten, daß sie fortfahre.

„Waddington und die Nonnen haben mir so viel Wunderbares von dir erzählt. Ich bin sehr stolz auf dich, Walter.“

„Das warst du früher nie, früher hattest du nur Verachtung für mich. Jetzt nicht mehr?“

„Weißt du nicht, daß ich Angst vor dir habe?“

Wieder schwie er.

„Ich verstehe dich nicht“, sagte er endlich, „ich weiß nicht, was du willst.“

„Nichts für mich. Ich möchte nur, daß du weniger unglücklich bist.“

Sie merkte, wie er erstarrte, und seine Stimme klang sehr frostig, als er ihr antwortete.

„Du irrst dich, wenn du glaubst, daß ich unglücklich bin. Ich habe viel zuviel zu tun, um oft an dich zu denken.“

„Meinst du, daß die Nonnen mir gestatten würden, bei ihnen im Kloster mitzuarbeiten? Sie haben zuwenig Leute, und wenn ich ihnen helfen könnte, wäre ich ihnen dankbar.“

„Die Arbeit ist weder leicht noch angenehm. Ich bezweifle, daß sie dich lange unterhalten wird.“

„So sehr verachtetest du mich, Walter?“

„Nein.“ Er zögerte, seine Stimme klang eigentümlich. „Ich verachte mich.“

Es war nach Tisch. Walter saß wie gewöhnlich bei der Lampe und las. Er las jeden Abend, bis Kitty zu Bett ging; dann begab er sich in sein Laboratorium, das er sich in einem leerstehenden Zimmer des Hauses eingerichtet hatte. Da arbeitete er bis spät in die Nacht. Er schlief sehr wenig. Sie wußte nicht, mit was für Experimenten er beschäftigt war. Er erzählte ihr nie von seiner Arbeit, aber auch früher war er in diesem

Punkte sehr schweigsam gewesen, er war von Natur nicht mittheilsam. Die Unterredung hatte zu nichts geführt. Hatte er die Wahrheit gesprochen oder nicht? War es möglich, daß sie ganz für ihn zu existieren aufgehört hatte, während er für sie zum Verhängnis wurde? Ihr Gespräch, das ihn früher unterhalten hatte, weil er sie liebte, war ihm jetzt, da er sie nicht mehr liebte, wahrscheinlich nur langweilig. Das demüthigte sie. Sie betrachtete ihn. Das Lampenlicht beschien sein Profil, es glich einer Kamee. Er sah sehr vornehm aus mit seinen regelmäßigen, feingeschnittenen Zügen, aber das Gesicht war mehr als streng, es war finster: diese Unbewegtheit der Züge – nur die Augen bewegten sich, wenn er las – war entsetzlich. War es glaubhaft, daß dieses harte Gesicht durch die Liebe einen schmelzend zärtlichen Ausdruck bekam? Sie wußte es, und ein leichter Widerwille stieg in ihr auf. Es war ihr unmöglich, ihn zu lieben, so hübsch und ehrlich, verlässlich und begabt er auch sein mochte. Es war eine Erleichterung, daß sie seine Zärtlichkeiten nicht mehr ertragen mußte. Auf die Frage, ob er wirklich ihren Tod gewünscht hatte, als er sie zwang, mit herzukommen, hatte er ihr keine Antwort gegeben. Das bannte und erschreckte sie. Er war so ungewöhnlich gut; er konnte eine so teuflische Absicht nicht gehabt haben. Wahrscheinlich wollte er sie in Angst versetzen und sich an Charlie rächen (das sah ihm ähnlich!), und nachher hatte er darauf bestanden, aus Hartnäckigkeit oder aus Angst, lächerlich zu scheinen.

Er hatte gesagt, er verachte sich. Was meinte er damit? Wieder betrachtete Kitty das ruhige, kalte Gesicht. Sie hätte ebensogut gar nicht im Zimmer sein können, so wenig schien er sich ihrer Gegenwart bewußt zu sein.

„Warum verachtest du dich?“ fragte sie ihn plötzlich, kaum bewußt, daß sie sprach, als wäre ihr früheres Gespräch nicht unterbrochen worden. Er legte sein Buch hin und betrachtete sie nachdenklich. Er schien seine Gedanken von weit zurückzuholen.

„Weil ich dich liebte.“

Sie erröthete und wandte die Augen ab. Sie konnte seinen kalten, festen, wägenden Blick nicht ertragen. Sie verstand, was er meinte. Erst nach einer Weile antwortete sie.

„Du bist ungerecht gegen mich“, sagte sie, „es ist nicht gerecht, mich zu verurteilen, weil ich töricht und frivol und gemein war. Ich bin so erzogen worden. Alle jungen Mädchen meiner Bekanntschaft sind so ... Es ist genauso, als wollte man einem unmusikalischen Menschen einen Vorwurf machen, daß er sich bei einer Sinfonie langweilt. Darfst du mich deshalb verurteilen, weil du mir Eigenschaften zuschriebst, die ich nicht besaß? Ich habe dich nie getäuscht, nie Eigenschaften geheuchelt, die ich nicht hatte. Ich war hübsch und heiter, weiter nichts. Auf einem Jahrmarkt wirst du auch kein Perlenhalsband oder einen Zobelpelz verlangen, sondern eine Blechtrompete oder einen Kinderluftballon.“

„Ich verurteile dich ja nicht.“

Seine Stimme klang müde. Sie begann die Geduld zu verlieren. Warum wollte er nicht einsehen, was ihr plötzlich klargeworden, daß im Schatten des Todes, der sie beide umgab, in der Ehrfurcht vor dem Erhabenen, von dem sie heute einen Blick erhascht hatte, ihre persönlichen Angelegenheiten höchst belanglos waren? War es denn wirklich von Bedeutung, daß eine törichte Frau Ehefrau begangen hatte? Seltsam, daß Walter bei so großer Klugheit so wenig Sinn für veränderte Verhältnisse hatte. Er hatte eine Puppe in herrliche Gewänder gekleidet und in einen Heiligenschrein gestellt, um sie anzubeten – die Entdeckung, daß sie mit Sägespänen gefüllt war, konnte er weder sich noch ihr verzeihen. Seine Seele war zerrissen. Er hatte in einem Wahn gelebt, bis die Wahrheit seine Vorstellungen zerstörte; nun glaubte er, die Welt sei zerstört worden. So war es, er wollte ihr nicht verzeihen, weil er sich selbst nicht verzeihen konnte.

Sie glaubte einen leisen Seufzer zu hören und warf ihm einen raschen Blick zu. Plötzlich kam ihr ein Gedanke, der ihr den Atem raubte.

Litt er – wie man es nennt – an gebrochenem Herzen?

Den ganzen folgenden Tag dachte Kitty an das Kloster. Früh am nächsten Morgen, gleich nachdem Walter das Haus verlassen hatte, nahm sie

die Amah mit, um Sänften zu mieten, und fuhr über den Fluß. Es war kaum Tag, und die Chinesen, die sich auf der Fähre drängten, einige in dem blauen Kattun der Bauern, andere in den schwarzen Gewändern der besseren Stände, erinnerten an Tote, die über das Wasser in das Land der Schatten gefahren werden. Als sie am jenseitigen Ufer ans Land steigen, blieben sie auf dem Landungsplatz ein wenig stehen, unentschlossen, als wüßten sie nicht, wohin sie sich wenden sollten, bevor sie planlos, je wie und drei, den Hügel hinanstiegen.

Um diese Stunde waren die Straßen der Stadt leer; mehr als sonst machte sie den Eindruck einer Totenstadt. Die Vorübergehenden hatten ein so unwirkliches Aussehen, man hätte sie für Gespenster halten können. Kein Wölkchen stand am Himmel, die Morgensonne schien in himmlischer Milde auf die Gegend; an diesem frischen, lachenden Morgen konnte man sich schwer vorstellen, daß die Stadt in der dunklen Umklammerung der Seuche nach Atem rang, wie ein Mann, den ein Wahnsinniger erdrosselt. Es war unfaçbar, daß die Natur – der blaue Himmel war rein wie eines Kindes Herz – so gleichgültig sein konnte, während die Menschen sich in Todesqualen wanden.

Als die Sänften vor dem Kloster niedergesetzt wurden, erhob sich ein Bettler vom Boden und bat Kitty um ein Almosen. Er trug verblichene, formlose Lumpen, die aussahen, als hätte er sie in einem Misthaufen aufgestöbert, und durch die Risse erblickte man seine harte, rauhe Haut, die gegerbt aussah wie die Haut einer Ziege; die bloßen FüÙe waren abgezehrt, der Kopf mit dem wirren, grauen Haarschopf, den hohlen Wangen, den wildblickenden Augen war der Kopf eines Wahnsinnigen. Kitty drehte sich erschrocken und entsetzt um, und die Träger herrschten ihn an, sich zu entfernen, aber er wurde zudringlich, und um ihn loszuwerden gab ihm Kitty mit Abscheu einige Kupfermünzen.

Die Tür wurde geöffnet, und die Amah sagte, Kitty wolle die Oberin sehen. Wieder wurde sie in das steife Zimmer geführt, in dem anscheinend nie ein Fenster geöffnet wurde, und hier mußte sie so lange warten, daß sie zu glauben begann, es sei der Oberin nichts gemeldet worden. Endlich kam sie.

„Ich muß Sie um Entschuldigung bitten“, sagte sie, „Aber ich erwartete

Sie nicht und war beschäftigt.“

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie gestört habe. Ich fürchte, ich bin zu ungelegener Zeit gekommen.“

Die Oberin lächelte kühl, aber liebenswürdig, und bat sie, Platz zu nehmen. Kitty sah, daß ihre Augen geschwollen waren. Sie hatte geweint. Kitty erschrak, denn sie hatte geglaubt, daß der Oberin irdischen Dinge nicht sehr nahegingen.

„Ist etwas Unangenehmes geschehen?“ stammelte sie. „Soll ich fortgehen? Ich kann ja ein andermal kommen.“

„Nein, nein. Sagen Sie mir, womit ich Ihnen dienen kann. Es ist nur – eine unserer Schwestern ist gestern abend gestorben.“ Ihre Stimme war tonlos, ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Es ist sündhaft von mir, zu trauern, den ich weiß, daß ihre schlichte, gute Seele im Himmel ist; sie war eine Heilige. Aber es ist so schwer, seine Schwäche stets zu beherrschen. Ich bin leider nicht immer vernünftig.“

„Ach, wie leid, wie furchtbar leid mir das tut!“ sagte Kitty.

In ihrem stets bereiten Mitgefühl schluchzte sie auf.

„Sie war eine von den Schwestern, die vor zehn Jahren mit mir aus Frankreich gekommen sind. Jetzt sind wir nur noch drei. Ich erinnere mich, wie wir in einer kleinen Gruppe auf dem Dampfer standen; als wir den Hafen von Marseille verließen, sahen wir die goldene Statue der Sainte Marie de la Grâce, und wir beteten miteinander. Es war mein innigster Wunsch gewesen, seitdem ich ins Kloster eingetreten war, nach China fahren zu dürfen; aber als die Küste entschwand, konnte ich die Tränen nicht zurückhalten. Ich war die Oberin, und ich gab meinen Töchtern kein sehr gutes Beispiel. Die Schwester St. Xavier – die gestern gestorben ist – ergriff meine Hand und bat mich, ich möge mich nicht grämen; denn wo immer wir auch seine, sagte sie, überall sei Frankfrei und sei Gott.“ Das strenge, schöne Gesicht war ganz verzerrt von Gram und von der Anstrengung, die Tränen zurückzuhalten, die sich trotz aller Vernunft und trotz ihrer Gläubigkeit aus ihren Augen drängten. Kitty sah fort. Sie fühlte, daß es taktlos wäre in diesen Kummer einzudringen.

„Ich habe ihrem Vater geschrieben. Sie war, wie ich, die einzige Tochter

ihrer Eltern. Es sind Fischersleute in der Bretagne, es wird ein furchtbarer Schlag für sie sein. Ach, wann wird diese entsetzliche Epidemie enden? Auch zwei unserer Mädchen sind heute daran erkrankt, nur ein Wunder kann sie retten. Diese Chinesen haben gar keine Widerstandskraft. – Der Verlust der Schwester St. Francis trifft uns schwer. Es ist soviel zu tun, und der Arbeiterinnen werden immer weniger. In unseren anderen Klöster in Chinas sind Schwestern, die gerne herkommen würden, der ganze Orden, glaube ich, würde alles hergeben, um herzukommen – nur hat er nichts; es bedeutet fast sicheren Tod, und solange wir es hier leisten können, will ich nicht, daß noch andere geopfert werden.“

„Das ermutigt mich, ma mère“, sagte Kitty, „Ihnen eine Bitte vorzutragen. Sie sagten schon neulich, es sei mehr Arbeit als die Schwestern bewältigen könnten, und ich dachte mir, Sie würden mir vielleicht gestatten, Ihnen zu helfen. Es ist mir einerlei, welche Arbeit ich mache, wenn ich mich nur nützlich erweisen kann. Ich wäre Ihnen auch dankbar, wenn ich den Fußboden scheuern dürfte.“

Die Oberin lächelte belustigt, und Kitty war erstaunt über das bewegliche Temperament, dessen Stimmung so rasch wechselte.

„Die Fußböden brauchen Sie nicht zu scheuern, das besorgen die Waisen schlecht und recht.“ Sie hielt inne und blickte Kitty gütig an. „Mein liebes Kind, glauben Sie nicht, daß Sie genug geleistet haben, indem Sie Ihren Gatten hierher begleiteten? Nicht viele Frauen hätten diese Mut aufgebracht, und wie können Sie sich eine bessere Beschäftigung wünschen, als ihm ein friedliches, behagliches Heim zu schaffen, wenn er nach des Tages Mühen zu Ihnen kommt? Glauben Sie mir, er bedarf Ihrer ganzen Sorge, Ihrer ganzen Liebe.“

Kitty konnte den Augen, die auf ihr ruhten, nicht leicht standhalten.

„Ich habe vom frühen Morgen bis zum Abend absolut nichts zu tun“, erwiderte Kitty. „Ich weiß, daß es hier so viel Arbeit gibt, und der Gedanke, müßig zu sein, ist mir unerträglich. Ich will Ihnen nicht lästig fallen, ich weiß auch, daß ich kein Anrecht auf Ihre Güte oder Ihre Zeit habe, aber es ist mir Ernst mit meiner Bitte, und es wäre eine Wohltat, wenn Sie mir gestatteten, Ihnen zu helfen.“

„Sie sehen gar nicht kräftig aus. Als Sie uns das erste Mal besuchten, fand ich Sie sehr blaß. Schwester St. Joseph sagte noch, daß Sie vielleicht ein Baby erwarten.“

„Nein, nein!“ rief Kitty und errötete bis an die Haarwurzeln.

Die Oberin lachte hell.

„Das ist doch keine Schande, mein liebes Kind, auch ist die Vermutung doch nicht unwahrscheinlich. Wie lange sind Sie verheiratet?“

„Ich bin von Natur blaß, aber ich bin sehr kräftig und verspreche Ihnen, keine Arbeit zu scheuen.“

Die Oberin hatte sich wieder vollständig in der Hand. Sie nahm unbewußt die ihr gewohnte Miene der Herrin an und betrachtete Kitty prüfend. Diese war unerklärlicherweise sehr nervös.

„Sprechen Sie Chinesisch?“

„Leider nicht“, antwortete Kitty.

„Ach, das ist schade! Ich hätte Ihnen die größeren Mädchen anvertrauen können. Gerade jetzt ist es so schwer, und ich fürchte, sie werden außer Rand und Band geraten“, schloß sie.

„Könnte ich den Schwestern nicht beim Pflegen helfen? Ich fürchte mich nicht im geringsten vor der Cholera. Ich könnte die Mädchen oder die Soldaten pflegen.“

Jetzt lächelte die Oberin nicht, sondern schüttelte mit einem nachdenklichen Blick den Kopf.

„Sie wissen nicht, was Cholera ist. Es ist furchtbar anzusehen. Die Arbeit im Krankensaal leisten Soldaten, und die Schwestern brauchen wir nur zur Aufsicht. Und was die Mädchen betrifft – nein, nein, ich bin überzeugt, Ihr Gatte wird dagegen sein; es ist ein schrecklicher, entsetzender Anblick.“

„Ich würde mich daran gewöhnen.“

„Nein, es ist ausgeschlossen. Wir müssen es tun, es ist unser Beruf und unser Vorecht, aber Sie haben das nicht nötig.“

„Ich komme mir sehr unnütz und sehr hilflos vor. Soll ich gar nichts tun dürfen?“

„Haben Sie Ihrem Gatten von Ihrem Wunsch gesagt?“

„Ja.“

Die Oberin sah Kitty an, als wollte sie die Geheimnisse ihres Herzens erforschen, aber als sie ihren besorgten und bittenden Blick gewährte, lächelte sie.

„Sie sind natürlich Protestantin?“

„Ja.“

„Das macht nichts. Dr. Watson, der verstorbene Missionar, war ebenfalls Protestant, und es machte nichts. Er hat sich entzückend gegen uns benommen. Wir stehen tief in seiner Schuld.“

Kitty lächelte, gab aber keine Antwort. Die Oberin schien zu überlegen. Sie erhob sich.

„Es ist sehr lieb von Ihnen – ich werde Arbeit für Sie finden. Es ist ja wahr, nun, da uns auch Schwester St. Francis entrissen würde, können wir unmöglich mit der Arbeit fertig werden. Wann wären Sie bereit, anzufangen?“

„Jetzt.“

„A la bonne heure. Es freut mich, das zu hören.“

„Ich verspreche Ihnen, mein möglichstes zu tun. Ich danke Ihnen, daß Sie mir Gelegenheit geben, mich zu betätigen.“

Die Oberin öffnete die Tür, aber als sie hinausgehen wollte, zögerte sie. Noch einmal umfasste sie Kitty mit einem langen, prüfenden und klugen Blick. Dann legte sie ihr sanft die Hand auf den Arm.

„Sie wissen, mein liebes Kind, daß man den Frieden weder in der Arbeit noch im Vergnügen, weder in der Welt noch in einem Kloster, sondern nur in der eigenen Seele finden kann.“

Kitty stutzte, aber die Oberin ging rasch hinaus.

Kitty fand, daß die Arbeit für sie eine Erfrischung war. Sie ging jeden Morgen gleich nach Sonnenaufgang ins Kloster und kehrte erst zurück, wenn die westliche Sonne den engen Fluß und die dichtgedrängten Dschunken mit Gold überzogen. Die Oberin hatte ihr die Wartung der kleineren Kinder übergeben. Kittys Mutter hatte aus ihrer Geburtsstadt

Liverpool einen praktischen Sinn für die Hauswirtschaft nach London mitgebracht, und Kitty hatte trotz ihrem frivolen Wesen einige gute Eigenschaften, von denen sie freilich immer nur spöttisch sprach. So konnte sie ganz gut kochen und sehr schön nähen. Als man diese Talente entdeckte, wurde ihr die Aufgabe zugeteilt, das Sticken und Säumen der jüngeren Mädchen zu überwachen. Sie verstand etwas Französisch, und Kitty lernte täglich ein paar chinesische Wörter, so daß es ihr nicht schwerfiel, sich zu verständigen. Manchmal mußte sie auf die kleinsten Kinder achten, sie an- und ausziehen und dafür sorgen, daß sie ausruhten, wenn es nötig war. Es waren viele Säuglinge im Kloster, die von Amahs betreut wurden; Kitty wieder sollte diese beaufsichtigen. Keine von diesen Arbeiten war besonders wichtig, und sie hätte lieber etwas Schwierigeres getan, aber die Oberin beachtete ihre Bitten nicht, und Kitty hatte viel zuviel Respekt vor ihr, um zudringlich zu werden.

Die ersten Tage kostete es sie einige Anstrengung, den leichten Widerwillen zu besiegen, den sie gegen die kleinen chinesischen Mädchen empfand. Aber sie erinnerte sich an den sanften Blick der Oberin, den sie mitten unter diesen häßlichen kleinen Geschöpfen gehabt hatte, und bezwang sich. Bald nahm sie das eine, bald das andere Kind auf den Arm, weil es vom Zahnen oder von einem Fall Schmerzen hatte, machte die Entdeckung, daß ein paar leise geflüsterte Worte, wenn auch in einer Sprache, die das Kind nicht verstand, oder die Berührung der gelben, tränenüberströmten Wange mit der eigenen zu trösten und zu beruhigen vermochte, und begann jede Empfindung der Fremdheit zu verlieren. Die Kleinen kamen furchtlos mit ihren kindlichen Sorgen zu ihr, und es machte sie glücklich, ihr Vertrauen zu sehen. Mit den größeren Mädchen, die sie im Nähen unterrichtete, erging es ihr ebenso; ihr frohes, kluges Lächeln, das Vergnügen, das sie ihnen durch ein lobendes Wort bereitete, rührte sie. Sie hatten sie gern, das schmeichelte ihr, erfüllte sie mit Stolz, und auch sie hatte sie gern.

Ein Kind war da, an das sie sich nicht gewöhnen konnte. Es war ein sechsjähriges Mädchen, ein schwachsinniges Kind mit einem Wasserkopf, der wackelnd auf einem kleinen, kurzen Körper saß; die großen Augen waren ausdruckslos, der Mund floß immer von Speichel über. Das arme

Ding sprach mit heiserem Ton ein paar lallende Worte; es war entsetzlich widerlich; aber aus irgendeinem Grunde hatte es eine idiotische Neigung zu Kitty gefaßt und folgte ihr überallhin durch das große Zimmer. Es klammerte sich an ihr Kleid und rieb sein Gesicht gegen ihre Knie. Es suchte ihre Hände zu liebkosen. Kitty bebte vor Ekel. Sie wußte, daß das Kind sich nach Liebkosungen sehnte, aber sie konnte sich nicht entschließen, es zu berühren.

Einmal sprach sie mit der Schwester St. Joseph von dem kleinen Mädchen und meinte, es sei doch ein Jammer, daß es auf der Welt sei, Schwester St. Joseph lächelte und streckte die Hand nach dem verunstalteten Kinde aus. Es kam und rieb seine hervorstehende Stirn an ihrer Hand.

„Armes Würmchen!“ sagte die Nonne. „Als man sie herbrachte, war sie buchstäblich am Sterben. Die gütige Vorsehung wollte, daß ich gerade an der Tür war. Ich glaubte, es sei kein Auenblick zu verlieren, und taufte sie sofort. Sie würden gar nicht glauben, wie mühsam es uns wurde, sie am Leben zu erhalten. Drei- oder viermal dachten wir schon, ihre Seele würde in den Himmel entfliehen.“

Kitty schwieg.

Schwester St. Joseph begann in ihrer redseligen Weise von anderen Dingen zu plaudern. Als das Kind am folgenden Tage wieder zu ihr kam und ihre Hand faßte, zwang sich Kitty, den großen, kahlen Schädel zu streicheln. Sie zwang sich, zu lächeln. Aber mit blödem Widersinn wandte das Kind sich plötzlich von ihr ab; es schien jedes Interesse an Kitty verloren zu haben und schenkte ihr auch an den folgenden Tagen wenig Beachtung. Kitty wußte nicht, womit sie sich das Kind entfremdet hatte, suchte es durch Gebärden und Lächeln an sich zu locken, aber es tat, als sähe es sie nicht.

Da die Nonnen von früh bis spät von hundert Pflichten in Anspruch genommen waren, sah Kitty sie außer beim Gottesdienst in der kahlen, be-

scheidenen Kapelle nur selten. Am ersten Tage erblickte die Oberin sie, wie sie hinter den Mädchen saß, die, nach dem Alter geordnet, die Bänke füllten, blieb stehen und sprach sie an:

„Sie müssen nicht mit uns in die Kapelle kommen“, sagte sie. „Sie sind Protestantin und haben Ihre eigene Überzeugung.“

„Aber ich komme gern, Mutter. Es beruhigt mich.“ Die Oberin neigte ernst den Kopf.

„Sie können natürlich tun, was Sie wollen. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß Sie nicht dazu verpflichtet sind.“

Mit Schwester St. Joseph wurde Kitty bald, wenn auch nicht intim, so doch sehr vertraut. In ihrer Hand lag die Wirtschaft des Klosters, und sie war den ganzen Tag auf den Beinen, um für das leibliche Wohl der großen Familie zu sorgen. Sie sagte, ihre einzige Ruhezeit sei die Zeit des Gebete. Doch pflegte sie des Abends, wenn Kitty mit den Mädchen bei der Arbeit saß, zu ihr zu kommen – sie versicherte, sie sei ganz erschöpft und habe nicht einen Augenblick Zeit –, sich hinzusetzen und ein paar Minuten zu schwatzen. Wenn die Oberin nicht dabei war, zeigte sie sich als ein redseliges, fröhliches Geschöpf, das auch einem kleinen Klatsch nicht abgeneigt war. Kitty hatte keine Scheu vor ihr, denn das Nonnengewand hinderte Schwester St. Joseph nicht, eine gutmütige und freundliche Frau zu sein, und sie plauderte fröhlich mit ihr. Vor ihr schämte sich Kitty ihres schlechten Französisch nicht, und sie lachten miteinander über ihre Fehler. Auch lernte Schwester St. Joseph sie täglich ein paar nützliche chinesische Wörter. Sie war eine Bauerntochter und im Herzen immer noch eine Bäuerin.

„Als ich klein war, hütete ich die Kühe“, sagte sie, „wie die heilige Johann. Aber ich war zu schlimm, um Visionen zu haben. Das war übrigens ein Glück, denn hätte ich welche gehabt, so hätte mein Vater mich geprügelt. Er hat mich oft geschlagen, der gute Mann, ich war ein sehr ungezogenes Ding. Ich schäme mich heute noch, wenn ich an all die Streiche denke, die ich verübt habe.“

Kitty lachte bei dem Gedanken, daß diese dickleibige, ältliche Nonne je ein übermütiges Kind gewesen sein sollte. Und doch hatte sie jetzt noch etwas Kindliches an sich, so daß die Herzen ihr zuflogen: Duft des

Herbstes auf dem Lande schien an ihr zu haften, wenn die Ernte geborgen ist und die Apfelbäume mit Früchten beladen sind. Sie hatte nicht die strenge Heiligkeit der Oberin, sondern eine schlichte, glückliche Heiterkeit.

„Haben Sie nie den Wunsch, wieder heimzukehren, ma sœur?“ fragte Kitty.

„O nein! Es würde mir dann schwer fallen, wieder hierherzukommen. Ich bin gern hier und nie glücklicher als unter den Waisenkindern. Sie sind so gutmütig und so dankbar. Aber, on a beau être religieuse, man hat doch eine Mutter und kann nicht vergessen, daß man die Milch aus ihrer Brust getrunken hat. Meine Mutter ist alt, und es trifft mich hart, sie nie wieder zu sehen; aber sie hat auch ihrer Schweigertochter gern, und mein Bruder ist sehr gut gegen sie. Sein Sohn wächst nun schon heran, und sie werden froh sein, daß noch ein Paar starker Arme auf dem Hof arbeitet; als ich Frankreich verließ, war er ein Kind, aber er versprach einmal eine Faust zu haben, die einen Ochsen niederschlagen kann.“

Wenn man in diesem stillen Zimmer der Nonne zuhörte, konnte man sich kaum vorstellen, daß jenseits der vier Wände die Cholera wütete. Schwester St. Josephs Gelassenheit übertrug sich auf Kitty.

Sie war von einer naiven Neugier für die Welt und ihre Bewohner erfüllt. Sie stellte an Kitty allerlei Fragen über London und England, in dem man, ihrer Ansicht nach, mittags des dichten Nebels wegen die Hand nicht vor Augen sehen konnte; sie wollte ferner wissen, ob Kitty auf Bälle gegangen, ob sie in einem schönen Hause gelebt und wieviel Schwestern und Brüder sie habe. Auch von Walter sprach sie oft. Die Oberin erklärte, er sei ein wunderbarer Mensch, und sie beteten jeden Tag für ihn. Wie glücklich Kitty doch sein mußte, einen Mann zu haben, der so edel und tapfer und klug sei.

Mit der Zeit sprach Schwester St. Joseph auch von der Oberin. Sie war

von dem Wunsche beseelt, Eindruck auf Kitty zu machen, und erzählte ihr, wie vornehm die Familie der Oberin sei. Unter ihren Ahnen gab es Personen von Historischer Bedeutung, und sie selbst war un peu cousine mit der Hälfte der europäischen Könige: Alfonso von Spanien hatte auf den Besitzungen ihres Vaters gejagt, und sie besaßen Schlösser in allen Gegenden Frankreichs. Es mußte sehr schwer gewesen sein, so viele Herrlichkeiten hinter sich zu lassen. Kitty hörte lächelnd zu, aber es machte großen Eindruck auf sie.

„Du reste, Sie müssen sie ja nur ansehen“, sagte die Schwester, „um zu sehen, comme famille c’est le dessus du panier.“

„Sie hat die schönsten Hände, die ich je gesehen habe“, bemerkte Kitty.

„Ach, und wenn Sie wüßte, wie sie sie mißbraucht! Sie scheut keine Arbeit, notre bonne mère.“

Als sie nach Mei-tan-fu kamen, war nichts dagewesen. Sie hatten das Kloster erbaut. Die Oberin hatte die Pläne entworfen und die Arbeit überwacht. Vom Augenblick ihrer Ankunft an hatten sie damit begonnen, die armen, unerwünschten Kinder aus den grausamen Händen der Hebamme und des „Kinderturms“ zu retten. Anfangs hatten sie keine Betten zum Schlafen gehabt, keine Fensterscheiben, die Nachtluft abzuhalten – „es gibt nichts, was ungesünder wäre“, fügte Schwester St. Joseph hinzu –, und oft war kein Geld da für die Maurer, aber auch keines, um ihr einfaches Essen zu kaufen. Sie lebten wie die Bauern – was sagte sie da, wie die Bauern? Die Bauern in Frankreich, tenez, die Leute, die mit ihrem Vater arbeiteten, würden das Essen das sie zu sich nahmen, den Schweinen vorgeworfen haben! Die Oberin pflegte ihre Töchter um sich zu versammeln, mit ihnen niederzuknien und zu beten, und dann sandte die Heilige Jungfrau Geld. Am folgenden Tage kamen tausend Francs per Post, oder ein Fremder, ein Engländer – ein Protestant, bitte! – oder sogar ein Chinese klopfte an die Tür, während sie noch auf den Knien lagen, und brachte irgendein Geschenk.

Einmal waren sie in solcher Not, daß sie gelobten, eine neuvaine zu Ehren der Heiligen Jungfrau herzusagen, wenn sie ihnen beistünde, und da – würden Sie es glauben? – kam der drollige Herr Waddington am nächsten Tage und sagte, wir sähen alle aus, als brauchten wir dringend eine

eine tüchtige Portion Roastbeef, und gab uns hundert Dollar!
Was für ein komischer Mann Herr Waddington doch was, mit seinem kahlen Kopf und ses petits yeux malins und seinen Späßen. Mon dieu, wie der die französische Sprache radebrechte, man mußte über ihn lachen. Immer war er guter Laune. Während der entsetzlichen Epidemie benahm er sich, als verlebte er vergnügte Feiertage. Er hatte ein Herz wie ein Franzose, und er war so witzig, man konnte kaum glauben, er sei Engländer. Nur sein Akzent verriet es. Aber manchmal, davon war Schwester St. Joseph überzeugt, sprach er schlecht, und die anderen zum Lachen zu bringen. Seine Moral war nicht einwandfrei, aber das war schließlich seine eigene Angelegenheit – sie sagte das mit einem Seufzer, einem Achselzucken und einem Kopfschütteln –, und er sei doch ein Jungeselle und jung an Jahren.

„Was ist an seiner Moral auszusetzen, ma sœur?“ fragte Kitty lächelnd.

„Wissen Sie das wirklich nicht? Ich begehe eine Sünde, wenn ich es Ihnen sage. Ich sollte solche Dinge gar nicht erzählen. Er lebt mit einer Chinesin, das heißt, nicht mit einer Chinesin, sondern mit einer Mandschu. Eine Prinzessin, wie es scheint, und sie liebt ihn rasend!“

„Das klingt ganz unmöglich“, erwiderte Kitty.

„Wirklich, ich versichere Ihnen, es ist die reine Wahrheit! Es ist sehr gottlos von ihm, das darf man doch nicht. Haben Sie, als Sie das erste mal ins Kloster kamen, nicht gehört, daß er die Madeleines nicht essen wollte. die ich extra gebacken habe, und wie notre bonne mère sagte, sein Magen sei durch die Mandschu-Küche verdorben? Das hat sie damals gemeint, und Sie hätten das Gesicht sehen sollen, das er dazu machte. Es ist eine merkwürdige Geschichte. Er war während der Revolution in Hankau stationiert, wo man die Mandschu massakrierte. Der gute kleine Waddington rette einer vornehmen Familie das Leben. Sie sind mit der kaiserlichen Familie verwandt. Das Mädchen verliebte sich leidenschaftlich in ihn und – das übrige können Sie sich denken. Als er Hankau verließ, entfloh sie und folgte ihm, und jetzt verläßt sie ihn nicht mehr, und der arme Mensch muß sich dreinfinden und sie behalten; er hat sie auch sehr gern, diese Mandschu-Frauen sind oft ganz reizend. Aber was fällt mir denn ein? Ich habe tausenderlei zu tun und sitze da.

Ich bin eine schlechte Nonne. Ich schäme mich!“

Kitty hatte das sonderbare Gefühl, zu wachsen. Die regelmäßige Beschäftigung zerstreute sie, und die Blicke, die sie in das Leben und in den Gesichtskreis anderer Menschen tat, regten ihre Phantasie an. Sie begann ihre gute Laune wiederzufinden, sie fühlte sich wohler und kräftiger. Ihr war zumute gewesen, als könnte sie nichts anderes tun als weinen; aber zu ihrer Überraschung – und ein wenig auch zu ihrer Verwirrung – ertappte sie sich dabei, daß sie öfter lachte. Nichts schien natürlicher zu sein, als inmitten einer fürchterlichen Epidemie zu leben. Sie wußte, daß die Leute ringsum starben, aber sie hörte auf, daran zu denken. Die Oberin hatte ihr verboten, in die Krankensäle zu gehen; die verschlossenen Türen erregten ihre Neugierde. Sie hätte so gern einen Blick hineingetan, aber ungesehen war das unmöglich, und sie wußte nicht, welche Strafe ihr die Oberin auferlegen würde. Es wäre schrecklich, wenn sie sie fortschickte. Sie liebte die Kinder jetzt, und die würden sie entbehren, wenn sie nicht mehr käme, ja, sie konnte sich gar nicht vorstellen, was sie ohne sie anfangen würden.

Eines Tages fiel ihr ein, daß sie seit acht Tagen an Charlie Townsend weder gedacht noch von ihm geträumt hatte; das Herz pochte ihr plötzlich heftig gegen die Rippen: sie war geheilt. Sie konnte ganz gleichgültig an ihn denken. Sie liebte ihn nicht mehr. Ah, welche Erlösung! Diese Gefühl der Befreiung! Wie leidenschaftlich sie sich früher nach ihm gesehnt hatte, wie sie geglaubt hatte, sterben zu müssen, wenn er sie verließ, wie das Leben für sie nichts mehr übrig zu haben schien als Elend! Und nun konnte sie schon lachen! Wie närrisch sie gewesen war! Was hatte sie nur an ihm gefunden? Wie gut, daß Waddington nichts wußte! Sie hätte seine Blicke, seine Anspielungen nicht ertragen können. Sie war frei, frei, endlich frei! Sie konnte sich kaum enthalten, laut aufzulachen.

Die Kinder spielten ein Spiel, bei dem sie sich balgten; gewöhnlich sah

sie ihnen mit nachsichtigem Lächeln zu, ermahnte sie, wenn sie zuviel Lärm machten, und gab acht, daß in ihrem Ungestüm keines Schaden nahm; jetzt aber war sie in glänzender Laune, fühlte sich mit ihnen jung und spielte mit. Die kleinen Mädchen nahmen sie entzückt auf. Sie schossen im Zimmer hin und her, schrien, so laut sie mit ihren schrillen Stimmen nur konnten, mit phantastischer und fast barbarischer Heiterkeit. Sie waren so aufgeregt, daß sie vor Freude in die Luft sprangen. Der Lärm war entsetzlich.

Plötzlich ging die Tür auf, und die Oberin stand auf der Schwelle. Kitty war ein wenig verlegen und entzog sich einem Dutzend kleiner Mädchen, die sie gepackt hatten.

„So halten Sie die Kinder ruhig?“ fragte die Oberin lächelnd.

„Wir haben gespielt, Mutter, und da haben sie sich aufgeregt – es ist meine Schuld.“

Die Oberin kam näher, und wie immer scharten sich die Kinder um sie. Sie legte ihnen die Hände um die schmalen Schultern und zog sie im Scherz an den gelben Ohren. Kitty war erhitzt und atmete rasch. Ihre feuchten Augen schimmerten, und ihr schönes Haar war vom Lachen und Herumtollen zerzaust.

„Que vous êtes belle, ma chère enfant“, sagte die Oberin, „es tut meinem Herzen wohl, Sie anzusehen. Kein Wunder, daß die Kinder sie anbeten.“

Kitty errötete tief, und plötzlich bedeckte sie das Gesicht mit den Händen.

„O Mutter, Sie beschämen mich.“

„Seinen Sie doch nicht töricht. Auch Schönheit ist ein Geschenk Gottes, eines der seltensten und kostbarsten; wenn wir es besitzen, müssen wir dankbar und glücklich sein, wenn wir es nicht besitzen, müssen wir uns freuen, daß andere es haben und uns damit Freude machen.“

Sie lächelte noch einmal und tätschelte Kittys Wange, als wäre sie ein Kind.

Seit Kitty im Kloster arbeitete, hatte sie wenig von Waddington gesehen. Zwei-, dreimal hatte er sie am Ufer des Flusses erwartet, und sie waren zusammen den Hügel hinaufgegangen. Zuweilen kam er auch in ihr Haus, um einen Whisky mit Soda zu trinken, aber zu Tisch wollte er nur selten bleiben. Eines Sonntags schlug er Kitty vor, einen Ausflug in ein buddhistisches Kloster zu unternehmen; sie mußten sich in Sänften hintragen lassen und wollten ihr Essen mitnehmen. Das Kloster lag etwa zehn englische Meilen von der Stadt entfernt und war als Wallfahrtsort ziemlich berühmt. Die Oberin hatte darauf bestanden, daß Kitty einen Tag in der Woche ausruhe, sie ließ sie sonntags nicht ins Kloster kommen. Walter war natürlich am Sonntag genauso beschäftigt wie sonst. Sie brachen früh auf, um ihr Ziel zu erreichen, ehe die Hitze begann. Der schmale Weg ging zwischen Reisfeldern. Hier und da kamen sie an behaglichen Bauernhöfen vorüber, die sich freundlich-vertraut an ein Bambusgehölz schmiegt. Kitty genoß die Muße; es war angenehm, ringsum das weite Land zu sehen, nachdem sie in der Stadt so lange eingepfercht gewesen war. Das Kloster bestand aus zerstreuten, niedrigen Gebäuden, die am Flussufer lagen und von Bäumen beschattet wurden. Freundliche Mönche geleiteten sie durch Höfe, in denen eine feierliche Leere herrschte, in Tempel, wo Götter mit fratzenhaften Gesichtern standen. Im Heiligtum selbst saß der Buddha, fremd und traurig, gedankenvoll, tiefsinnig, weltentrückt, ein mattes Lächeln um die Mundwinkel. Über allem lag ein Hauch von Schwermut; die Pracht war wertlos und zerstört; die Götter verstaubt; der Glaube, dem sie ihr Dasein zu verdanken hatten, im Erlöschen. Die Mönche waren nur wie geduldet hier, als erwarteten sie, das Kloster verlassen zu müssen; in dem Lächeln des Abtes war trotz seiner feinen Höflichkeit Resignation zu lesen. Bald würden die Mönche aus dem schattigen Wald fortwandern, wo die Gebäude, vernachlässigt und verfallen, von den Elementen zerstört werden. Wilde Schlingpflanzen würden sich um die toten Bildsäulen schlingen und Bäume in den Höfen wachsen, keine Götter würden dort mehr verweilen, nur böse Geister der Finsternis.

Sie saßen auf den Stufen eines kleinen Gebäudes – es bestand aus vier lackierten Säulen und einem hohen Ziegeldach, unter dem eine große Glocke aus Bronze stand – und sahen auf den Fluß, der träge und in vielen Krümmungen zur verseuchten Stadt hinabführte. Sie konnten die Zinnen sehen. Wie ein Leichentuch hing die Hitze darüber. Aber der Fluß, so träge er auch floß, zeigte doch Bewegung, und man empfand bei seinem Anblick melancholisch die Vergänglichkeit der Dinge. Alles ging vorüber, und wo war die Spur, daß es einmal gewesen? Die Menschen schienen wie die Wassertropfen in diesem Flusse und glitten hinab, jeder Tropfen dem andern so nahe und doch so weit von ihm entfernt, eine ungeheure Flut bis ins Meer. Alles währte nur so kurze Zeit, und nichts war eigentlich von Bedeutung; war es nicht kläglich, daß die Menschen, indem sie geringfügige Kleinigkeiten eine unvernünftige Bedeutung beimaßen, sich und einander so unglücklich machten?

„Kennen Sie Harrington Garden?“ fragte Kitty ihren Begleiter mit einem Lächeln ihrer schönen Augen.

„Nein. Warum?“

„Ach, wie weit ist das! Meine Leute wohnen dort.“

„Denken Sie daran, nach England zu fahren?“

„Nein.“

„Ich glaube, in zwei Monaten werden Sie Mei-tan-fu verlassen können. Die Epidemie scheint abzuklingen, und wenn das kühle Wetter eintritt, hört sie ganz auf.“

„Ich glaube fast, ich werde ungern fortgehen.“

Sie dachte an die Zukunft. Sie wußte nicht, was Walter vorhatte. Er sagte ihr nichts. Er war kühl, höflich, schweigsam und unergründlich. Zwei kleine Tropfen in dem Strom, der still ins Unbekannte hinabfloß; zwei kleine Tropfen, jeder ein Ich, dem Zuschauer ein ununterscheidbarer Teil des Wassers.

„Geben Sie acht, daß die Nonnen Sie nicht bekehren“, spottete Wad-

dington.

„Sie haben viel zuviel zu tun, haben auch gar nicht den Ehrgeiz. Sie sind von einer wunderbaren Güte, und doch – es steht eine Mauer zwischen ihnen und mir. Ich weiß nicht, was es ist. Es ist nicht der Glaube, sondern etwas viel schwerer Wiegendes: sie bewegen sich in einer Welt, die von der unseren so verschieden ist, wir werden ihnen immer Fremde sein. Jeden Tag, wenn die Klostertür sich hinter mir schließt, fühle ich, daß ich aufgehört habe, für sie zu existieren.“

„Ich kann mir schon denken, daß das Ihre Eitelkeit verletzt.“

„Meine Eitelkeit?“

Sie zuckte die Achseln, dann lächelte sie wieder.

„Warum haben Sie mir nie erzählt, daß Sie mit einer Mandschu-Prinzessin leben?“

„Was haben Ihnen diese klatschsüchtigen alten Weiber erzählt? Ich halte es für sündhaft, wenn Nonnen die Privatangelegenheiten der Zollbeamten erörtern.“

„Warum sind Sie so empfindlich?“

Waddington blickte mit einem Seitenblick zu Boden, so daß sein Gesicht einen spitzbübischen Ausdruck bekam.

„So etwas hängt man doch nicht an die große Glocke. Es würde auch meinem Avancement nicht gerade förderlich sein.“

„Haben Sie sie gern?“

Er blickte auf und sah mit seinem häßlichen kleinen Gesicht wie ein ungezogener Schuljunge aus.

„Sie hat alles für mich aufgegeben: Heim, Familie, Sicherheit und Selbstachtung. Es sind schon viele Jahre her, daß sie alles im Stich gelassen hat, um bei mir zu sein. Ich habe sie schon dreimal fortgeschickt, aber sie ist immer wieder zurückgekehrt; ich habe sie verlassen, sie ist mir immer wieder gefolgt. Jetzt habe ich mich endlich darein gefügt, sie für den Rest meines Lebens zu behalten.“

„Sie muß Sie wirklich rasend lieben.“

„Es ist ganz merkwürdig“, erwiderte er mit gerunzelter Stirn. „Ich bin fest davon überzeugt, daß sie Selbstmord begehen würde, wenn ich sie wirklich endgültig verlasse. Ohne ein böses Gefühl gegen mich, nur wie

selbstverständlich, weil sie ohne mich nicht leben will. Das gibt einem ein sonderbares Gefühl, wenn man es weiß, und man kann sich diesem Eindruck nicht entziehen.“

„Aber das wichtigste ist, daß man liebt, nicht daß man geliebt wird. Man ist Mensch, die einen lieben, deren Liebe man aber nicht erwidern kann, nicht einmal dankbar. – Ist sie wirklich eine kaiserliche Prinzessin?“

„Nein, das ist eine romantische Übertreibung der Nonnen. Sie gehört einer der besten Mandschu-Familien an, aber sie sind natürlich durch die Revolution zugrunde gerichtet worden. Trotzdem ist sie eine sehr vornehme Dame.“

Er sagte das in stolzem Tone, so daß in Kittys Augen ein Lächeln aufzuckte.

„Sie werden also wohl Ihr ganzes Leben lang hierbleiben?“

„In China? Ja. Was sollte ich anderswo anfangen? Wenn ich pensioniert werde, nehme ich mir ein kleines chinesisches Haus in Peking und bleibe dort für den Rest meiner Tage.“

„Haben Sie Kinder?“

„Nein.“

Sie betrachtete ihn neugierig. Dieser kleine, kahlköpfige Mann mit dem Affengesicht sollte in der fremden Frau eine so verheerende Leidenschaft entfacht haben? Die Art, in der er von ihr sprach, überzeugte sie, trotz seiner losen Bemerkungen und seiner ganzen saloppe Manier, von der innigen, einzigartigen Liebe der Chinesin. Das Ganze regte sie ein wenig auf.

„Es ist so weit nach Harrington Gardens“; sagte sie lächelnd.

„Warum sagen Sie das?“

„Ich begreife das alles nicht. Das Leben ist so seltsam. Ich bin wie jemand, der sein ganzes Leben lang neben einem Ententeich gelebt hat und plötzlich das Meer erblickt. Der Atem versagt mir fast, und doch erhebt es mich. Ich will nicht sterben, ich will leben. Neuer Mut beseelt mich. Ich bin wie ein alter Matrose, der auf unbekanntem Meeren segelt.“

Waddington sah sie nachdenklich an. Ihr verträumter Blick ruhte auf dem ruhigen Fluß. Zwei kleine Tropfen, die schweigend dahinglitten

zum dunklen, ewigen Meer.

„Darf ich die Mandschu-Dame besuchen?“ fragte Kitty plötzlich, indem sie den Kopf hob.

„Sie versteht kein Wort Englisch.“

„Sie sind sehr freundlich gegen mich gewesen, haben viel für mich getan – vielleicht kann ich ihr durch mein Wesen zeigen, daß ich freundschaftliches Gefühl für sie habe.“

Waddington lachte leise.

„Ich will Sie einmal abholen“, sagte er gutgelaunt, „und sie soll Ihnen eine Tasse Jasmintee geben.“

Sie verschwieg, daß diese Geschichte einer exotischen Liebe vom ersten Augenblick an ihre Phantasie aufgestachelt hatte – die Mandschu-Prinzessin erschien ihr als Symbol eines Etwas, das ihr undeutlich, aber beharrlich zuwinkte, vieldeutig auf ein geheimnisvolles Land der Seeleweisend.

Tags darauf trat etwas Unvorhergesehenes ein. Kitty ging wie gewöhnlich ins Kloster und begann die Kinder zu waschen und anzukleiden. Da die Nonnen fest davon überzeugt waren, daß die Nachtluft schädlich sei, war die Luft in den Schlafsälen stickig und übelriechend. Nach der frischen Morgenluft fühlte sich Kitty hier immer unbehaglich, und sie öffnete rasch die Fenster. Aber heute war ihr plötzlich furchtbar übel, und es schwindelte ihr; sie blieb am offenen Fenster stehen, um sich zu beruhigen. So schlimm war es nie gewesen. Die Übelkeit überwältigte sie, und sie erbrach. Sie schrie auf, so daß die Kinder erschrecken und das älteste Mädchen, das ihr immer half, zu ihr eilte. Als sie sah wie blaß Kitty war und wie sie zitterte, hielt sie mitten im Laufen inne und schrie. Cholera! Der Gedanke fuhr Kitty blitzschnell durch den Kopf, und dann überkam sie ein Gefühl, als müsse sie sterben; Entsetzen erfaßte sie, einen Augenblick noch kämpfte sie gegen die Nacht, die quälend durch ihre Adern zu rinnen schien; sie fühlte sich furchtbar krank – dann um-

hüllte sie Dunkel.

Als sie die Augen öffnete, wußte sie zuerst nicht, wo sie war. Sie schien auf dem Fußboden zu liegen; wie sie den Kopf ganz leise bewegte, fühlte sie ein Kissen darunter. Sie konnte sich an nichts erinnern. Die Oberin kniete neben ihr und hielt ihr Riechsalz an die Nase, Schwester St. Joseph stand da und sah sie an. Dann kam es wieder. Cholera! Sie sah die Bestürzung auf den Gesichtern der Nonnen. Schwester St. Joseph sah riesengroß und verschwommen aus. Wieder überwältigte sie das Entsetzen.

„O Mutter, Mutter!“ schluchzte sie. „Muß ich sterben? Ich will noch nicht sterben!“

„Natürlich werden Sie nicht sterben“, antwortete die Oberin.

Sie sah ganz gelassen aus, ja ihre Augen glänzten fast heiter.

„Aber es ist doch Cholera! Wo ist Walter? Haben Sie ihn holen lassen? O Mutter, Mutter!“

Sie brach in Tränen aus. Die Oberin gab ihr die Hand, und Kitty ergriff sie, als hätte sie die Macht, das Leben zurückzuhalten, das sie zu verlieren fürchtete.

„Mein liebes Kind, Sie dürfen nicht so töricht sein. Es ist nicht die Cholera und auch nichts Ähnliches.“

„Wo ist Walter?“

„Er hat viel zuviel zu tun, als daß man ihn deshalb stören dürfte. In fünf Minuten werden Sie wieder vollkommen wohl sein.“

Kitty sah sie mit starren, verstörten Blicken an. Wie konnte die Oberin nur so ruhig davon sprechen? Das war grausam.

„Verhalten Sie sich eine Minute lang vollständig ruhig“, sagte die Oberin, „Sie brauchen nicht im geringsten besorgt zu sein.“

Kitty spürte, wie ihr Herz zum Zerspringen klopfte. Sie hatte sich so an den Gedanken der Cholera gewöhnt, daß sie gar nicht mehr an die Möglichkeit gedacht hatte, sie zu bekommen. Ach, wie töricht war sie doch gewesen! Sie mußte sterben! Sie hatte schreckliche Angst, Die Mädchen brachten einen langen Rohrsessel herein und stellten ihn neben dem Fenster nieder.

„Kommen Sie, mein Kind, wir wollen Sie aufheben“, sagte die Oberin.

„Sie werden sich auf dem Liegestuhl behaglicher fühlen. Glauben Sie, daß Sie stehen können?“

Sie griff mit den Händen unter Kittys Arme, und Schwester St. Joseph half ihr auf die Beine. Erschöpft sank sie in den Liegestuhl.

„Ich möchte das Fenster lieber schließen“, sagte Schwester St. Joseph, „die Morgenluft kann ihr nicht guttun.“

„Nein, nein“, bat Kitty, „bitte, lassen Sie es offen.“

Daß sie den blauen Himmel sehen konnte, gab ihr Zuversicht. Sie war erschüttert, aber sie fühlte sich wirklich schon wohler. Die beiden Nonnen sahen sie schweigend an, und Schwester St. Joseph sagte der Oberin etwas, was Kitty nicht verstand. Dann setzte sich die Oberin auf den Rand des Sessels und ergriff ihre Hand. „Hören Sie mich an, ma chère enfant ...“

Sie stellte ihr ein oder zwei Fragen. Kitty beantwortete sie, ohne zu wissen, was sie bedeuten sollten. Ihre Lippen zitterten so heftig, daß sie die Worte kaum hervorbringen konnte.

„Es ist gar kein Zweifel“, sagte Schwester St. Joseph, „ich kann mich in so einer Sache nicht irren.“

Sie lachte ein wenig, und Kitty fand das Lachen ein bißchen erregt und sehr liebevoll. Die Oberin, die noch immer Kittys Hand in der ihren hielt, lächelte weich und zärtlich.

„Schwester St. Joseph hat mehr Erfahrung in diesen Dingen als ich, mein liebes Kind, sie wußte sofort, wie es um Sie steht. Sie hat offenbar recht.“

„Was meinen Sie?“ fragte Kitty besorgt.

„Es ist ganz klar. Haben Sie nie an diese Möglichkeit gedacht? Sie sind guter Hoffnung, mein liebes Kind.“

Kitty fuhr zusammen, vom Kopf bis zu den Füßen, und sie setzte die Füße auf den Boden, als ob sie aufspringen wollte.

„Lieben Sie still, liegen Sie still“, sagte die Oberin.

Kitty errötete heftig und legte die Hände auf die Brust. „Es ist unmöglich, es ist nicht wahr!“

„Qu'est-ce qu'elle dit? fragte Schwester St. Joseph.

Die Oberin übersetzte. Das breite, schlichte Gesicht der Schwester mit

den roten Wangen strahlte.

„Ein Irrtum ist ausgeschlossen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf.“

„Wie lange sind Sie verheiratet, mein Kind?“ Fragte die Oberin. „Als meine Schwägerin so lange verheiratet war wie Sie, hatte sie schon zwei Kinder.“

Kitty sank in ihren Sessel zurück. Tod war in ihrem Herzen.

„Ich schäme mich so“, flüsterte sie.

„Weil Sie ein Baby bekommen werden? Ja, aber was kann denn natürlicher sein?“

„Quelle joie pour le docteur!“ sagte Schwester St. Joseph.

„Natürlich, denken Sie, wie glücklich Ihr Mann sein wird. Er wird eine Riesenfreude haben. Man muß nur sein Gesicht sehen, wenn er mit kleinen Kindern spielt, um u wissen, wie entzückt er sein wird, selbst eines zu haben.“

Ein Weilchen schwieg Kitty. Die beiden Nonnen sahen sie zärtlich an, und die Oberin streichelte ihr die Hand.

„Es war dumm von mir, nicht schon früher daran gedacht zu haben“, sagte Kitty. „Jedenfalls bin ich froh, daß es nicht die Cholera ist. Ich fühle mich schon viel wohler und möchte an meine Arbeit gehen.“

„Heute nicht, mein Kind. Sie haben einen Schock gehabt; es ist besser Sie gehen nach Hause und ruhen aus.“

„Nein, nein, ich möchte viel lieber hierbleiben und arbeiten.“

„Ich bestehe darauf. Was würde unser guter Doktor sagen, wenn ich Sie unvorsichtig sein ließe? Kommen Sie morgen oder übermorgen; heute müssen Sie sich ruhig verhalten. Ich will eine Sänfte holen lassen. Wollen Sie, daß eines der jungen Mädchen Sie begleitet?“

„O nein, ich kommen ganz gut allein nach Hause!“

Kitty lag im Bett, und die Fensterläden waren geschlossen. Es war nach dem Mittagessen, und auch die Diener schliefen. Was sie heute erfahren hatte – sie war überzeugt, daß es sich so verhielt –, erfüllte sie mit Be-

stürzung. Seit sie zu Hause war, versuchte sie zu überlegen, doch ihr Kopf war leer, und sie konnte ihre Gedanken nicht sammeln.

Plötzlich hörte sie einen Schritt; es konnte keiner von den Dienern sein, denn es war das Geräusch von Schuhen; mit einem Angstschauer erfaßte sie, daß es nur Walter sein konnte. Er war im Salon und rief ihren Namen. Sie antwortete nicht. Einen Augenblick war alles still, dann klopfte er an ihre Tür.

„Ja.“

„Darf ich hinein?“

Kitty erhob sich aus dem Bett und schlüpfte in einen Schlafrock.

„Ja!“

Er trat ein. Sie war froh, daß die geschlossenen Fensterläden ihr Gesicht im Schatten ließen.

„Hoffentlich habe ich dich nicht geweckt.“

„Ich habe nicht geschlafen.“

Er trat an eines der Fenster und öffnete die Läden. Eine Flut warmen Lichtes strömte ins Zimmer.

„Was ist los?“ Fragte sie. „Warum bist du so früh zurück?“

„Die Schwestern haben mir gesagt, daß du nicht wohl bist, und da wollte ich nachsehen, was es ist.“

Wie ein Blitz übermannte sie der Zorn.

„Was hättest du gesagt, wenn es Cholera gewesen wäre?“

„Mit Cholera hättest du bestimmt nicht nach Hause gehen können.“

Sie trat an den Toilettentisch und fuhr sich mit dem Kamm durch das kurzgeschnittene Haar. Sie wollte Zeit gewinnen. Dann setzte sie sich und zündete sich eine Zigarette an.

„Ich fühlte mich heute früh nicht sehr wohl, und die Oberin hielt es für das beste, daß ich nach Hause ginge. Aber jetzt bin ich wieder ganz wohl. Morgen werde ich wie gewöhnlich ins Kloster gehen.“

„Was war dir?“

„Haben sie dir's nicht gesagt?“

„Nein. Die Oberin sagte, du müßtest es mir selbst sagen.“

Er tat nun, was er selten tat; er sah ihr voll ins Gesicht; sein ärztliches Interesse war stärker als er. Sie zögerte. Dann zwang sie sich, seinem

Blick zu begegnen.

„Ich werde ein Kind bekommen“, sagte sie.

Sie kannte seine Art, zu einer Mitteilung zu schwiegen, wenn man einen Ausruf erwartete; doch nie zuvor hatte sein Schweigen einen so vernichtenden Eindruck auf sie gemacht. Er sprach nichts; er rührte sich nicht; keine Bewegung seines Gesichtes, kein Ausdruck seiner dunklen Augen verriet, daß er gehört hatte. Der Drang zu weinen überfiel sie. Wenn Mann und Frau einander lieben, so zieht sie in einem solchen Augenblick eine heftige Bewegung zueinander. Das Schweigen war unerträglich, und sie brach es.

„Ich weiß nicht, warum ich nicht schon früher daran gedacht habe. Es war dumm von mir, aber ...“

„Wie lange bist du – für wann erwartest du deine Niederkunft?“

Er schien die Worte nur mit Anstrengung über die Lippen zu bringen. Seine Kehle war so trocken wie die ihre. Warum zitterten ihre Lippen beim Sprechen nur so? Wenn er nicht aus Stein war, mußte sein Mitleid wach werden.

„Es ist etwa zwei oder drei Monate her.“

„Bin ich der Vater?“

Sie holte tief Atem. Seine Stimme hatte ein wenig gebebt; entsetzlich war diese kalte Selbstbeherrschung, die auch das kleinste Zeichen von Bewegung wieder vernichtete. Sie mußte plötzlich an ein Instrument denken, das man ihr in Tsching-Yen gezeigt hatte: eine Nadel schwankte darauf ganz wenig hin und her. Das bedeutete, daß in einer Entfernung von etwa tausend Meilen ein Erdbeben sich ereignete, bei dem vielleicht Tausende ihr Leben verloren. Sie sah ihn an. Sein Gesicht war von geisterhafter Blässe. Nur zweimal zuvor hatte sie ihn so bleich gesehen. Er hatte seine Augen gesenkt.

„Nun?“ Sie preßte die Hände ineinander. Sie wußte, konnte sie ein Ja über die Lippen bringen, so bedeutete ihm das alles in der Welt. Er würde ihr glauben – weil er es gern glauben wollte – und ihr verzeihen. Sie wußte, wie groß seine Zärtlichkeit war, wie bereit er trotz aller Schüchternheit war, sie zu zeigen. Sie wußte, daß er nicht rachsüchtig war; daß er ihr verzieh, wenn sie ihm einen Vorwand dafür gab; einen Vorwand,

der sein Herz berührte; dann würde er ihr vollkommen verzeihen. Er würde ihr nie die Vergangenheit vorwerfen. Er war vielleicht grausam und selbstquälend, aber nicht kleinlich oder gemein. Alles würde sich ändern, wenn sie ja sagte.

Sie hatte ein heißes Bedürfnis nach Anlehnung. Die unerwartete Gewißheit, daß sie guter Hoffnung sei, hatte sie mit Erwartungen und Wünschen erfüllt. Sie fühlte sich schwach, voll Angst, einsam und weit entfernt von Freunden. Heute morgen hatte sie sogar ein plötzliches Verlangen nach ihrer Mutter gehabt, die sie doch nicht liebte. Sie brauchte Hilfe und Trost. Sie liebte Walter nicht, sie wußte, daß sie nie imstande sein würde, ihn zu lieben, aber in diesem Augenblick sehnte sie sich mit ihrem ganzen Herzen danach, von ihm in die Arme genommen zu werden, ihren Kopf an seine Brust zu legen; wenn sie sich an ihn anklammern dürfte, würde sie glückliche Tränen weinen können; sie sehnte sich, von ihm geküßt zu werden, sie hätte so gerne ihre Arme um seinen Hals geschlungen.

Sie begann zu weinen. Sie hatte so viel gelogen, und sie log so leicht. Was lag an einer Lüge, wenn sie nur Gutes stiften konnte? Eine Lüge, eine Lüge, was war eine Lüge! Es war so leicht, ja zu sagen. Sie sah, wie Walters Augen schmelzend schimmerten, wie er die Arme nach ihr ausstreckte. Aber sie konnte nicht ja sagen; sie wußte nicht, warum, sie konnte einfach nicht. Alles, was sie in diesen letzten bitteren Wochen durchgemacht hatte, Charlie und seine Lieblosigkeit, die Cholera und die sterbenden Menschen ringsum, die Nonnen, merkwürdigerweise auch der komische kleine Trunkenbold Waddington, all das schien sie so verwandelt zu haben, daß sie sich nicht wiedererkannte, sie war so tief bewegt, und doch schien ein zweites, zuschauendes Ich sie mit Überraschung und Entsetzen zu beobachten. Sie mußte die Wahrheit sagen. Es war nicht der Mühe wert, zu lügen. Ihre Gedanken schweiften sonderbar ab; plötzlich erblickte sie den toten Bettler an der Hofmauer. Warum mußte sie an ihn denken? Sie schluchzte nicht; die Tränen strömten ihr leise aus den weitgeöffneten Augen.

Er hatte sie gefragt, ob er der Vater des erwarteten Kindes sei. Endlich antwortete sie ihm.

„Ich weiß es nicht“, sagte sie.

Er stieß ein ganz leises unterdrücktes Lachen aus. Kitty überlief es kalt.

„Das ist ein bißchen fatal, nicht?“

Seine Antwort war charakteristisch, genau was sie von ihm erwartet hatte, aber das Herz krampfte sich ihr zusammen. War er sich auch klar, wie schwer es ihr geworden war, die Wahrheit zu sagen – in diesem Augenblick kam es ihm zum Bewußtsein, daß es ihr nicht einmal schwergefallen, daß es ganz selbstverständlich war – und erkannte er das nicht an? Die Antwort: „Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht“, hämmerte immerfort in ihrem Gehirn. Es war unmöglich, sie zurückzunehmen. Sie zog ihr Taschentuch aus dem Handtäschchen und trocknete sich die Augen. Sie sprachen kein Wort. Auf dem Tisch neben ihrem Bett stand eine Flasche Sodawasser. Er schenkte ein, brachte das Glas und hielt es, während sie trank. Sie bemerkte, wie abgezehrt seine Hand war, seine schöne, schlanke Hand mit den langen Fingern, nur noch Haut und Knochen. Sie zitterte; sein Gesicht konnte er beherrschen, die Hand verriet ihn.

„Mach dir nichts aus meinen Tränen“, sagte sie, „es hat eigentlich nichts zu bedeuten, ich kann nur nicht verhindern, daß sie mir aus den Augen fließen.“

Sie hatte das Wasser ausgetrunken, und er stellte das Glas wieder hin. Dann setzte er sich in einen Sessel und zündete sich eine Zigarette an. Ein Seufzer entschlüpfte ihm. Sie hatte ihn schon früher zuweilen seufzen hören, und jedesmal hatte es ihr ans Herz gegriffen. Wie sie ihn jetzt ansah – er starrte versunken zum Fenster hinaus –, wunderte sie sich, nicht schon früher bemerkt zu haben, wie furchtbar mager er geworden war. Die Schläfen waren eingesunken, die Backenknochen stachen durch die Haut. Die Kleider hingen an ihm, als wären sie für einen viel stärkeren Mann gemacht worden. Tiefe Erschöpfung lag auf seinem Gesicht. Er schlief wenig, aß fast nichts und arbeitete zuviel. Mitten in ihrer Verstörtheit, ihrem Kummer fand sie doch Zeit, ihn zu bemitleiden. Sie fühlte, wie hart es sei, daß sie ihm gar nichts Gutes tun konnte.

Er fuhr mit der Hand über die Stirn, als schmerze ihn der Kopf. Auch in seinem Gehirn mußten fortwährend die Worte klingen: „Ich weiß es

nicht, ich weiß es nicht.“ Sonderbar, daß dieser kühle, scheue, mürrische Mann für so kleine Kinder so viel natürliche Zuneigung hatte; die meisten Männer machten sich nicht einmal aus den eigenen Kindern viel, wenn sie noch so klein waren. Aber die Nonnen hatten es, gerührt und belustigt, öfter an ihm gerührt. Wenn er so viel für die komischen kleinen Chinesenkinder übrig hatte, was hätte er erst beim Anblick eines eigenen Kindes getan? Kitty biß sich auf die Lippen, um zu verhindern, daß ihr von neuem die Tränen kamen.

Er sah auf die Uhr.

„Ich muß leider wieder in die Stadt zurück. Ich habe heute noch sehr viel zu tun ... Fühlst du dich jetzt ganz wohl?“

„O ja! Du brauchst um mich keine Sorge zu haben.“

„Warte heute abend nicht auf mich. Ich komme vielleicht sehr spät nach Hause. Ich werde mir von Oberst Yü etwas zu essen geben lassen.“

„Gut.“

Er erhob sich.

„Du solltest heute gar nichts tun. Strenge dich nicht an. Möchtest du noch etwas, bevor ich gehe?“

„Danke, nein, ich habe alles.“

Er blieb einen Augenblick unentschlossen stehen, dann nahm er rasch seinen Hut und verließ das Zimmer, ohne sie anzusehen. Sie hörte, wie er über den Hof ging. Sie fühlte sich furchtbar verlassen. Jetzt hatte sie keine Ursache mehr, sich zu beherrschen, und sie weinte.

Der Abend war schwül, und Kitty saß am Fenster und blickte auf die phantastischen Dächer des chinesischen Tempels, die sich dunkel vom Sternenhimmel abhoben, als Walter endlich heimkehrte. Ihre Augen waren vom Weinen geschwollen, aber sie war gefaßt. Trotz aller Drangsal empfand sie – vielleicht nur aus Erschöpfung – tiefen Frieden.

„Ich glaubte, du seist schon zu Bett gegangen“, sagte Walter.

„Ich war nicht schläfrig. Ich habe es kühler gefunden, aufzubleiben.“

Hast du etwas zu Abend gegessen?“

„Ja, danke.“

Er ging in dem langen Zimmer auf und ab – sie merkte, er habe ihr etwas zu sagen. Sie wußte auch, daß er verlegen war. Aber sie wartete geduldig, bis er sich zu einem Entschluß aufraffte.

„Endlich begann er stockend: „Ich habe über deine Mitteilung nachgedacht. Ich glaube, es wäre besser, wenn du Mei-tan-fu verließest. Ich habe bereits mit Oberst Yü gesprochen, und er will dir eine Eskorte mitgeben. Die Amah könntest du mitnehmen. Du wirst in vollkommener Sicherheit reisen.“

„Wohin soll ich gehen?“

„Zu deiner Mutter.“

„Glaubst du, daß sie sehr erfreut sein wird, mich zu sehen?“

Er hielt einen Augenblick inne, als überlegte er.

„Dann gehe nach Tsching-Yen.“

„Was soll ich dort machen?“

„Du wirst sorgfältige Pflege brauchen. Ich glaube, es ist nicht recht, dich hier zu lassen.“

Sie konnte ein bitteres, halb belustigtes Lächeln nicht unterdrücken. Sie blickte ihn an und hätte fast laut aufgelacht.

„Ich weiß nicht, warum du um meine Gesundheit so besorgt bist?“

Er trat ans Fenster und blickte in die Nacht hinaus; noch nie waren an dem bewölkten Himmel so viele Sterne gewesen.

„Mei-tan-fu ist kein Aufenthalt für eine Frau in deinem Zustand.“

Sie sah zu ihm hinüber. Wie weiß er in dem dünnen Anzug gegen das Dunkel aussah. Es war etwas Trauriges an dem schönen Profil, aber merkwürdigerweise erregte es diesmal keine Furcht in ihr.

„Als du darauf bestandest, daß ich mitkäme“, fragte sie ihn plötzlich,

„hattest du damals den Wunsch, daß ich mir hier den Tod hole?“

Er zögerte so lange mit der Antwort, daß sie glaubte, er hätte gar nicht zugehört.

„Zuerst wohl.“

Ein leichter Schauer überlief sie, es war das erste Mal, daß er seine Absicht eingestand. Aber sie war ihm deshalb nicht böse. Sie war über-

rascht, daß sie für Walter Bewunderung empfand. Als ihr in diesem Augenblick Charlie Townsend einfiel, erschien er ihr als ein verächtlicher Dummkopf.

„Du hast dich damit einer furchtbaren Gefahr ausgesetzt“, erwiderte sie.

„Mit deinem empfindlichen Gewissen hättest du es dir doch nie verziehen, wenn ich gestorben wäre.“

„Du bist aber nicht gestorben. Du hast dich sogar sehr erholt.“

„Ich habe mich nie im Leben wohler gefühlt.“

Sie hatte den Trieb, sich seiner Laune auf Gnade oder Ungnade zu überlassen. Nach allem, was sie zusammen auf diesem Schauplatz des Entsetzens und der Trostlosigkeit erlebt hatten, war es unsinnig, einem lächerlichen Ehebruch Bedeutung beizulegen. Wenn um die Ecke der Tod lauerte und Menschenleben ausriß wie ein Bauer Kartoffeln, so war es töricht, sich darum zu kümmern, ob dieser oder jener Unzucht getrieben hatte. Wenn sie ihm nur begreiflich machen könnte, wie wenig Charlie ihr bedeute! Es fiel ihr jetzt schon schwer, sich seine Züge vorzustellen, und die Liebe zu ihm war vollständig aus ihrem Herzen geschwunden. Da sie nichts mehr für ihn empfand, hatten auch die Fehlritte, die sie mit ihm begangen, ihre Bedeutung verloren. Sie hatte ihr Herz wieder; was sie ihm von ihrem Körper gewährt hatte, schien ihr ganz gleichgültig. Sie war bereit, Walter zu sagen: „Schau her, glaubst du nicht, daß wir lang genug dumm waren? Wir haben wie Kinder miteinander geschmollt. Warum können wir uns nicht küssen und Freunde sein? Auch wenn wir uns nicht lieben?“

Er stand ganz still, und das Lampenlicht verlieh seinem starren, ohnehin bleichen Gesicht tiefe Blässe. Sie traute ihm nicht. Wenn sie etwas Ungeschicktes sagte, so würde er sich mit eisiger Härte gegen sie wenden. Sie kannte nun seine maßlose Empfindlichkeit, seine bittere Ironie war ein Schutz dagegen, und er verschloß sein Herz sofort, wenn seine Gefühle verletzt wurden. Seine Dummheit erzürnte sie. Am meisten schmerzte ihn, wenn seine Eitelkeit verletzt wurde; sie fühlte, daß diese Wunden am schwersten heile. Sonderbar, daß die Männer der Treue ihre Frauen solche Wichtigkeit beilegen. Als sie sich Charlie zuerst hingegeben hatte, erwartete sie, sich anders zu führen, eine verwandelte Frau zu

sein; aber sie schien dieselbe geblieben zu sein, nur größere Lebenskraft hatte sie empfunden und sich wohler gefühlt. Sie wünschte jetzt, Walter sagen zu können, er sei der Vater des Kindes; ihr hätte die Lüge wenig bedeutet und ihm wäre die Überzeugung Trost gewesen. Und vielleicht war es gar keine Lüge! Was hatte sie davon abgehalten, diesen Zweifel zu benutzen? Wie töricht doch die Männer sind! Ihr Anteil an der Zeugung war doch so unbedeutend. Die Frau trug das Kind durch lange Monate voll Beschwerden und brachte es mit Schmerzen zur Welt, und doch machte der Mann auf Grund einer flüchtigen Beziehung solch lächerliche Ansprüche. Warum sollte dies sein Gefühl für das Kind beeinträchtigen? Kitty dachte an das Kind, das sie unter dem Herzen trug, ohne Rührung, ohne mütterliche Liebe, nur in müßiger Neugier.

„Du wirst es dir wohl noch überlegen wollen“, sagte Walter, das lange Schweigen unterbrechend.

„Was überlegen?“ fragte Kitty.

Er drehte sich um, als wäre er überrascht.

„Wann du abreisen willst.“

„Ich will nicht abreisen.“ – „Warum nicht?“

„Ich arbeite gern im Kloster. Ich glaube, ich mache mich dort nützlich. Ich möchte so lange bleiben wie du.“

„Ich muß dir sagen, daß du in diesem Zustand jeder Infektion leichter zugänglich bist.“

„Wie hübsch du das ausdrückst“, sagte sie ironisch lächelnd.

„Du willst doch nicht meinetwegen hierbleiben?“

Sie zögerte. Er wußte nicht, daß das stärkste – und unerwartetste – Gefühl, das er jetzt in ihr wachrief, Mitgefühl war.

„Nein. Du liebst mich ja nicht. Oft denke ich mir, daß ich dir lästig falle.“

„Ich hätte nie geglaubt, daß du dich für ein paar langweilige Nonnen und einen Haufen chinesischer Bälger so einsetzen würdest.“

Um Kittys Lippen spielte ein Lächeln.

„Es ist sehr ungerecht von dir, mich so zu verachten, weil du mich nicht richtig beurteilt hast. Es ist nicht meine Schuld, daß du dich so blamiert hast.“

„Wenn du so entschlossen bist, hierzubleiben, kannst du es natürlich tun.“

„Es tut mir leid, daß ich dir nicht die Gelegenheit geben kann, großmütig zu sein“, sagte sie. Es fiel ihr schwer, ihm gegenüber ernst zu sein. „Tatsächlich hast du ja ganz recht, ich bleibe nicht nur wegen der Waisen. Ich befinde mich nämlich in der merkwürdigen Lage, keine Menschenseele zu haben, zu der ich gehen könnte. Ich kenne niemanden, dem ich keine Last wäre. Ich kenne niemanden, der sich auch nur ein Jota darum kümmern würde, ob ich lebe oder tot bin.“

Er runzelte die Stirn, aber nicht vor Zorn.

„Wir haben unser Leben schön verpuscht, was?“ sagte er.

„Willst du dich noch von mir scheiden lassen? Es liegt mir nichts mehr daran.“

„Dein Vergehen ist längst dadurch gesühnt, daß du hier bist.“

„Ich wußte es nicht. Ich habe ja kein Studium aus der Untreue gemacht. Was werden wir tun, wenn wir Mei-tan-fu verlassen? Weiter zusammenbleiben?“

„Oh, glaubst du nicht, daß wir die Zukunft dafür sorgen lassen können?“ Tödliche Müdigkeit war in seiner Stimme.

Drei Tage später holte Waddington Kitty aus dem Kloster ab – sie hatte in ihrer Unruhe ihre Tätigkeit sofort wiederaufgenommen – und nahm sie zu seiner Freundin mit, die versprochene Tasse Tee zu trinken. Kitty hatte schon öfters in Waddingtons Haus gespeist. Es war ein viereckiges, weißes, stattliches Haus, wie es die Zollbehörden in ganz China für ihre Beamten bauen. Das Zimmer, in dem sie speisten, der Salon, in dem sie saßen, war mit steifen, gediegenen Möbeln eingerichtet. Diese Häuser sahen aus, als wären sie zur Hälfte ein Büro, zur Hälfte ein Hotel; sie hatten nichts Gemütliches, und man begriff, daß sie für die jeweiligen Bewohner ein Aufenthalt aufs Gratewohl waren. Nie wäre einem der Gedanke gekommen, daß vielleicht in einem oberen Stockwerk geheim-

nisvolle Romantik umginge.

Sie stiegen eine Treppe empor, und Waddington öffnete eine Tür. Kitty trat in ein langes, kahles Zimmer, die Wände waren weiß getüncht, und Rollen in verschiedenen Handschriften hingen an ihnen. An einem vier-eckigen Tisch saß in einem steifen Lehnstuhl – beide waren aus Rosenholz und reich geschnitten – die Mandschu. Sie erhob sich, als Kitty und Waddington eintraten, tat aber keinen Schritt vorwärts.

„Da ist sie“; sagte Waddington und fügte einige Worte auf chinesisches hinzu.

Kitty schüttelte ihr die Hand. Sie sah in ihrem langen, gestickten Kleid schlank und größer aus, als Kitty erwartet hatte, die an die Chinesen des Südens gewöhnt war. Sie trug ein Jäckchen aus blassgrüner Seide mit engen Ärmeln, die über das Handgelenk reichten, und auf dem schwarzen, kunstvoll frisierten Haar den Kopfschmuck der Mandschufrauen. Ihr Gesicht war mit einer dicken Puderschicht bedeckt, die Wangen, von den Augen herab zum Mund, stark geschminkt; die ausgezupften Augenbrauen bildeten eine dünne, dunkle Linie, der Mund war blutrot. In dieser Maske glühten die großen, leichtgeschlitzten schwarzen Augen wie flüssiger Jet. Sie sah mehr einem Götzenbild als einer Frau ähnlich. Ihre Bewegungen waren langsam und gemessen. Sie schien etwas scheu, aber sehr neugierig. Sie sah Kitty an und nickte ein paarmal mit dem Kopf, während Waddington von ihr sprach. Kitty fielen ihre Hände auf: sie waren unnatürlich lang, sehr schlank, elfenbeinfarben; die wunder-vollen Nägel waren bemalt. Kitty glaubte, nie etwas Schöneres gesehen zu haben als diese zarten, vornehmen Hände. Sie erinnerten an die Kultur ungezählter Jahrhunderte.

Sie sprach ein paar Worte mit hoher Stimme, es klang wie Vogelgezwitscher in einem Obstgarten; Waddington, der den Dolmetscher machte, sagte: sie freue sich, Kitty zu sehen, wie alt sie sei und wie viele Kinder sie habe. Dann setzten sie sich auf steife Stühle an den viereckigen Tisch, und ein Diener brachte Trinkschalen herbei, die mit hellem, nach Jasmin duftendem Tee gefüllt waren. Die Mandschu-Dame reichte Kitty eine grüne Blechschachtel mit Zigaretten. Außer dem Tisch und den Stühlen enthielt das Zimmer nur wenige Möbel: ein breites Matratzen-

bett mit einem gestickten Kopfkissen und zwei Schränke aus Sandelholz.

„Was fängt sie den ganzen Tag an?“ Fragte Kitty.

„Sie malt ein wenig und zuweilen schreibt sie ein Gedicht. Aber meistens sitzt sie nur so da. Sie raucht, aber mäßig, was ein Glück ist, denn eine meiner Pflichten ist, den Handel mit Opium zu verhindern.“

„Rauchen Sie?“ Fragte Kitty.

„Selten. Wenn ich die Wahrheit sagen soll, mir ist Whisky lieber.“

Im Zimmer herrschte ein herber, nicht unangenehmer, exotischer Geruch.

„Sagen Sie ihr, daß es mir leid tut, nicht mit ihr sprechen zu können; wir hätten uns sicher viel zu sagen.“

Als dies der Mandschu übersetzt wurde, streifte sie Kitty mit einem raschen Blick, in dem ein Lächeln war. Sie sah sehr gut aus, wie sie, gar nicht befangen, in ihren schönen Kleidern dasaß; aus dem bemalten Gesicht blickten die Augen klug, beherrscht und unergründlich. Sie war wirklich wie ein Bild, und doch war sie von einer Anmut, neben der Kitty sich ungeschickt vorkam. Kitty hatte für China, wohin das Schicksal sie verschlagen hatte, immer nur oberflächliche und verächtliche Aufmerksamkeit gehabt. In ihren Kreisen war das nun einmal nicht anders. Jetzt tauchte auf einmal eine Ahnung von etwas Fernliegendem und Dunklen in ihr auf. Hier war der Osten, uralte, unerforschliche, unergründliche. Die Bekenntnisse und Ideale des Westens schienen kindisch, verglichen mit den Bekenntnissen und Idealen, von denen sie durch dieses auserlesene Geschöpf einen flüchtigen Blick zu erhaschen meinte. Hier war ein anderes Leben, nach einem anderen Plan gelebt. Beim Anblick dieses Götzenbildes mit dem bemalten Gesicht und den geschlitzten, klugen Augen kamen Kitty die Mühen und Anstrengungen des Alltags, den sie kannte, unsinnig vor. Diese bemalte Maske barg eine überreiche, tiefe und bedeutungsvolle Erfahrung; diese langen, zarten Hände mit den spitz zulaufenden Fingern hielten den Schlüssel ungelöster Rätsel.

„Woran denkt sie den ganzen Tag?“ fragte Kitty.

„An nichts“, lächelte Waddington.

„Sie ist wunderbar. Sagen Sie ihr, daß ich noch nie so schöne Hände ge-

sehen habe. Was findet sie nur an Ihnen?“

Waddington übersetzte lächelnd die Fragen.

„Sie sagt, ich sei gut.“

„Als ob eine Frau jemals einen Mann wegen seiner Tugenden geliebt hätte!“ lachte Kitty.

Die Mandschu lachte nur ein einziges Mal. Das war, als Kitty, um etwas zu sagen, ein Armband aus Jade bewunderte, das sie trug. Die Mandschu löste es von ihrem Arm, und Kitty, die es anzulegen versuchte, fand, daß es ihr nicht über die Knöchel ging, obwohl sie kleine Hände hatte. Da lachte die Mandschu laut auf wie ein Kind. Sie sagte Waddington etwas und rief nach einer Amah. Sie trug ihr etwas auf, und nach einem Augenblick brachte die Amah ein Paar sehr schöne Mandschuschuhe.

„Sie will sie Ihnen schenken, wenn Sie sie tragen können“, sagte Waddington. „Man kann sie sehr gut als Hauspantoffeln benutzen.“

„Sie passen vollkommen“, erwiderte Kitty mit Befriedigung.

Aber sie bemerkte ein spitzbübisches Lächeln auf Waddingtons Gesicht.

„Sind sie ihr zu groß?“ fragte Kitty rasch.

„Um Meilen.“

Kitty lachte, und als Waddington übersetzte, lachten auch die Mandschu und die Amah.

Als Kitty und Waddington etwas später den Hügel hinaufstiegen, sah sie ihn freundlich an.

„Sie haben mir nicht gesagt, daß Sie sie sehr lieb haben.“

„Woraus schließen Sie das?“

„Ich habe es in Ihren Augen gelesen. Doch es ist seltsam – als liebten Sie ein Phantom oder einen Traum. Männer sind unberechenbar; ich habe Sie mir immer wie alle anderen vorgestellt, und jetzt fühle ich, daß ich nicht das geringste von Ihnen weiß.“

„Warum wollten Sie sie kennenlernen?“

Kitty zögerte einen Augenblick, ehe sie antwortete.

„Ich suchte etwas, ich weiß nicht, was. Aber ich weiß, daß es für mich sehr wichtig wäre, es zu finden; alles würde dann anders werden. Vielleicht wissen es die Nonnen; wenn ich mit ihnen bin, glaube ich es, aber

sie teilen ihr Wissen nicht mit mir. Ich bildete mir ein, daß ich vielleicht eine Ahnung davon bekäme, was ich suche, wenn ich die Mandschu sähe. Vielleicht würde sie es mir sagen, wenn sie sprechen könnte.“

„Wieso glauben Sie, daß sie es weiß?“

Kitty antwortete nicht. Statt dessen richtete sie eine Frage an ihn.

„Wissen Sie es?“

Er lächelte und zuckte die Achseln.

„Tao. Manche von uns suchen den ‚Weg‘ im Opium und manche in Gott, manche im Whisky und manche in der Liebe. Es ist immer der gleiche Weg, aber er führt nirgends hin.“

Kitty tat ruhig ihre gewohnte Arbeit, und obwohl sie sich des Morgens nie sehr wohl fühlte, ließ sie sich doch nicht davon aus dem Gleichgewicht bringen. Sie war erstaunt, welches Interesse die Nonnen an ihr nahmen: Schwester, die ihr früher gelegentlich eines Zusammentreffens im gang nur guten Morgen gewünscht hatten, kamen jetzt unter einem nichtigen Vorwand in das Zimmer, in dem sie beschäftigt war, und plauderten voll kindlicher Liebenswürdigkeit mit ihr. Schwester St. Joseph wiederholte ihr so oft, daß es sie schon ermüdete, wie sie sich schon seit vielen Tagen gesagt hatte: „Ob es auch wahr ist“ oder „Ich wäre nicht überrascht“, und als Kitty den Ohnmachtsanfall hatte: „Jetzt ist kein Zweifel mehr möglich, es ist ganz klar.“ Und sie erzählte Kitty lange Geschichten von den Entbindungen ihrer Schwägerin, die Kitty hätten beunruhigen müssen, wenn sie nicht Sinn für Humor gehabt hätte. Schwester St. Joseph verband in angenehmer Weise den Blick für das Reale, den sie schon von ihrer Jugend auf besaß, mit einer gewissen Vertrautheit mit religiösen Dingen. Eines Tages erzählte sie Kitty – fest überzeugt, daß ein Ketzer von solchen Dingen nichts wissen konnte – von der Verkündigung Mariä

„Ich kann diese Stelle in der Heiligen Schrift nie ohne Tränen lesen“, sagte sie, „ich weiß selbst nicht warum, aber ich habe immer ein so ko-

misches Gefühl.“

Und dann zitierte sie auf französisch, in Worten, die Kitty ungewohnt und in ihrer Abgezirkeltheit etwas kalt anmuteten: „Und der Engel kam zu ihr und sagte: Gegrüßest seist du, Holdselige, der Herr ist mit dir, gebenedeit bist du unter den Weibern.“

Das Mysterium der Geburt wehte durch das Kloster wie ein Windstoß durch die weißen Blüten eines Obstgartens. Daß Kitty guter Hoffnung war, versetzte die unfruchtbaren Frauen in Unruhe und Aufregung. Kitty flößte ihnen Furcht ein, zugleich umgab sie ein gewisser Zauber. Das Physische ihres Zustandes betrachteten sie mit robustem, gesunden Menschenverstand, denn sie waren die Töchter von Bauern und Fischern; in ihren kindlichen Herzen aber empfanden sie ehrfurchtvolle Scheu. Der Gedanke an die Bürde, die Kitty zu tragen hatte, bedrückte und beglückte sie. Schwester St. Joseph erzählte ihr, daß sie alle für sie beteten, und Schwester St. Martin sagte, wie schade es doch sei, daß Kitty nicht katholisch sei; aber die Oberin verwies ihr das und sagte, es sei ganz gut möglich, une brave femme zu sein, selbst wenn man Protestantin sei – le bon Dieu würde schon alles aufs beste einrichten.

Kitty war von dem Interesse, das sie erweckte, gerührt und belustigt, aber die große und ungewohnte Liebenswürdigkeit, mit der die in ihrer Heiligkeit so herbe Oberin sie jetzt behandelte, versetzte sie in maßloses Erstaunen. Sie war immer gütig gegen Kitty gewesen, aber mit großer Zurückhaltung; nun kam sie ihr mit fast mütterlicher Zärtlichkeit entgegen. Ein neuer sanfter Ton war in ihrer Stimme, und Freude leuchtete plötzlich in ihren Augen auf, als wäre Kitty ein Kind, das etwas Gescheites und Hübsches getan hatte. Oft kam sie des Abends zu Kitty und blieb ein wenig bei ihr.

„Ich muß Acht geben, daß Sie sich nicht übermüden, mon enfant“, sagte sie, sich vor sich selbst entschuldigend, „Doktor Fane würde es mir nie verzeihen. O diese britische Selbstbeherrschung! Er ist doch sicher namenlos glücklich, und wenn man mit ihm spricht, wird er ganz blaß.“ Sie ergriff Kittys Hand und tätschelte sie liebevoll.

„Doktor Fane hat mir gesagt, er hätte Sie gern fortgeschickt, Sie wollten uns aber nicht verlassen. Das ist lieb von Ihnen, mein liebes Kind, und

ich muß Ihnen auch sagen, daß wir Ihre Hilfe zu schätzen wissen. Aber sicher wollen Sie auch Ihren Gatten nicht verlassen, und da haben Sie recht, denn Ihr Platz ist an seiner Seite, und er braucht Sie. Ach, was hätten wir ohne diesen bewundernswerten Mann getan!“

„Ich freue mich sehr, daß er Ihnen helfen konnte“, erwiderte Kitty.

„Sie müssen ihn von ganzem Herzen lieben, mein liebes Kind. Er ist ein Heiliger.“

Kitty lächelte, aber im Innern seufzte sie. Sie konnte nur eines für Walter tun, aber sie wußte nicht wie. Sie wollte, daß er ihr verzieh, nicht mehr um ihretwillen, nur um seinetwillen; denn sie fühlte, daß er nur so den Seelenfrieden wiederfinden konnte. Aber es wäre nutzlos, ihn um Verzeihung zu bitten; wenn er ahnte, daß sie es mehr für ihn als für sich täte, würde er in seiner hartnäckigen Eitelkeit unbedingt sich weigern – es war merkwürdig, daß seine Eitelkeit sie jetzt gar nicht mehr erzürnte, sie erschien ihr sogar natürlich und erweckte in ihr die Hoffnung, daß irgendein unerwartetes Ereignis ihn entwaffnen würde. Sie empfand, daß eine Gefühlsaufwallung, die ihn von dem Alpdruck seines Hasses befreite, ihm willkommen wäre, aber in seiner tragischen Torheit würde er mit aller Macht dagegen ankämpfen.

Ist es nicht bedauerndswert, daß die Menschen, die nur so kurze Zeit in einer Welt voller Leiden leben, einander solche Qualen bereiten?

Eines Abends saß Kitty wieder mit der Oberin beisammen. Die Tage wurden nun schon kürzer, und das milde Abendlicht war melancholisch. Die Oberin sah sehr müde aus. Das strenge Gesicht war blaß und erschöpft, die schönen dunklen Augen glanzlos. Vielleicht trieb die große Müdigkeit sie zu ungewohnter Mittheilung an.

„Der heutige Tag ist denkwürdig für mich“, sagte sie, träumerisches Nachdenken brechend, „denn an diesem Tage entschloß ich mich endgültig, mich der Religion zu widmen. Zwei Jahre lang hatte ich daran gedacht, aber immer Angst davor empfunden, weil ich fürchtete, wieder

von weltlichen Empfindungen ergriffen zu werden. Aber als ich an diesem Morgen kommunizierte, schwur ich einen Eid, daß ich noch vor Sonnenuntergang meiner teuren Mutter meinen Wunsch ankündigen würde.

Nach der heiligen Kommunion bat ich den Herrn, mir Gemütsruhe zu gewähren. ‚Du wist sie haben’, glaubte ich als Antwort zu hören, ‚wenn du aufgehört hast, dich nach ihr zu sehnen.’“

Die Oberin schien sich in Gedanken an die Vergangenheit zu verlieren. „An diesem Tage hatte eine unserer Freundinnen, Madame de Viernot, die Reise auf den Berg Karel angetreten, ohne ihre Verwandten davon zu verständigen. Sie wußte, daß sie alle dagegen waren, aber als Witwe hatte sie das Recht, zu tun, was ihr gefiel. Eine meiner Kusinen hatte den teuren Flüchtling vor der Abreise besucht und kehrte erst am Abend zurück. Sie war tief bewegt. Ich hatte meiner Mutter noch nichts gesagt, ich zitterte bei dem Gedanken, ihr mitzuteilen, was ich vorhatte, aber ich wollte auch meinen Eid nicht brechen. Wir saßen um einen runden Tisch, der mit einer roten Decke belegt war, und die Lampe, bei deren Licht wir arbeiteten, hatte einen grünen Schirm. Meine beiden Kusinen waren bei uns zu Gast, und wir stickten Bezüge für die Sessel im Salon. Denken Sie, sie waren seit den Tagen Ludwigs XIV. nicht neu bezogen worden, und sie waren so abgenutzt und fadenscheinig, daß meine Mutter sagte, es sei eine Schande.

Ich versuchte die Worte zu formen, aber ich konnte die Lippen nicht bewegen, und da sagte nach ein paar Minuten meine Mutter plötzlich: ‚Ich verstehe das Benehmen der Madame de Viernot nicht. Mir gefällt diese Flucht nicht. Das ist theatralisch und geschmacklos. Eine wohlgezogene Frau tut nichts, was die Leute zum Reden veranlaßt. Wenn du uns den großen Schmerz antun wolltest, uns zu verlassen, so würdest du es hoffentlich nicht heimlich tun, als wäre es ein Verbrechen.’

Jetzt war der Augenblick, um zu reden, aber ich war schwach genug, nur zu erwidern: ‚Sei ganz ruhig, maman, ich hätte nicht die Kraft dazu.’

Meine Mutter gab keine Antwort, und ich bereute, daß ich nicht gewagt hatte, mich zu eröffnen. Mir schien, als hörte ich die Worte des Herrn, die er zu Sankt Peter sprach: ‚Petrus, liebst du mich?’ Ach, wie

schwach, wie undankbar war ich! Ich liebte meine behagliche Lebensweise, meine Familie, meine Zerstreuungen. In diese bitteren Betrachtungen war ich versunken, als meine Mutter etwas später, als ob das Gespräch keine Unterbrechung erfahren hätte, mir sagte: ‚Und doch, meine Odette, ich bin überzeugt, daß du dein Leben nicht beschließen wirst, ohne etwas Wertvolle geleistet zu haben.’

Ich war immer noch in meiner Angst und in meiner Betrachtung verlor, während meine Kusinen, die keine Ahnung von meinem Herzklopfen hatten, ruhig weiterarbeiteten, als meine Mutter plötzlich die Sticckerei sinken ließ, mich aufmerksam ansah und sagte: ‚Ich bin überzeugt, mein liebes Kind, daß du noch Nonne werden wirst!’

‚Sprichst du im Ernst, meine gute Mutter?’ erwiderte ich. ‚Du hast meine innersten Gedanken, meinen Herzenswunsch erraten.’

‚Mais oui’, riefen meine Kusinen aus, ohne mir Zeit zu lassen, fortzufahren, ‚Odette denkt ja seit zwei Jahren an nichts anderes! Aber du wirst es ihr nicht erlauben ma tante, du darfst es ihr nicht erlauben!’

‚Mit welchem Recht’, sagte meine Mutter, ‚könnte ich ihr die Zustimmung verweigern, wenn es der Wille Gottes ist!’

Meine Kusinen wollten das Ganze ins Lächerliche ziehen und fragten mich scherzhaft, wem ich das, wem ich jenes schenken würde. Aber diese Fröhlichkeit dauerte nicht lange, und wir begannen alle zu weinen. Da hörten wir die Schritte meines Vaters, der die Treppe heraufkam.“

Die Oberin hielt einen Augenblick inne und seufzte.

„Meinen Vater traf es sehr hart. Ich war seine einzige Tochter, und Väter haben oft tieferes Gefühl für ihre Töchter als für ihre Söhne.“

„Es ist ein großes Unglück, Herz zu haben“, erwiderte Kitty lächelnd.

„Es ist ein großes Glück, dieses Herz der Liebe Jesus Christus zu widmen.“

In diesem Augenblick kam ein kleines Mädchen herbei und zeigte der Oberin ein phantastisches Spielzeug, dessen es habhaft geworden war. Die Oberin legte ihre schöne, feine Hand um die Schulter des Kindes, das sich an sie schmiegte. Es ärgerte Kitty, wie gütig und unpersönlich zugleich ihr Lächeln war.

„Es ist wunderbar zu sehen“, sagte sie, „wie die Waisen Sie verehren,

Mutter; Ich wäre sehr stolz, wen ich soviel Liebe wachrufen könnte.“
Wieder umspielte die Lippen der Oberin das kühle und doch schöne Lächeln.

„Es gibt nur einen Weg, die Herzen zu gewinnen: man muß denen ähnlich werden, von denen man geliebt sein möchte.“

61

An diesem Abend kam Walter nicht zum Abendessen. Kitty wartete ein wenig auf ihn, denn wenn er sonst in der Stadt zurückgehalten wurde, benachrichtigte er sie immer, aber endlich setzte sie sich zu Tisch. Sie kostete kaum von den vielen Gängen, die der chinesische Koch trotz der Cholera und der Schwierigkeit, sich Lebensmittel zu verschaffen, ihr unablässig vorzusetzen für seine Pflicht hielt; dann sank sie in den Lehnstuhl beim offenen Fenster und gab sich dem Anblick der schönen Sternennacht hin. Die Stille beruhigte sie.

Sie versuchte nicht zu lesen. Ihre Gedanken schwebten auf der Oberfläche ihrer Seele wie kleine weiße Wolken über einem stillen See. Sie war zu müde, einen Gedanken festzuhalten. Sie fragte sich, welchen Eindruck ihre Gespräche mit den Nonnen in ihr hinterlassen hatten. Es war doch eigentümlich, daß die Art ihrer Lebensführung sie so tief bewegte. ihr Glaube dagegen sie ganz unberührt ließ. Sie seufzte: Vielleicht würde alles leichter sein, wenn das große weiße Licht ihre Seele erleuchten könnte. Sie hatte schon ein und das andere Mal das Verlangen gespürt, der Oberin von ihrem Unglück und seiner Ursache zu erzählen, aber sie wagte es doch nicht: diese strenge Frau durfte nicht schlecht von ihr denken. Sie würde, was Kitty getan hatte, natürlich als eine arge Sünde betrachten. Kitty selbst erschien es seltsamerweise weniger als böse als dumm und unschön.

Vielleicht war es Stumpfsinn, daß sie ihr Verhältnis zu Townsend nur als bedauerlich und unanständig ansah und eher dazu da, vergessen als bereut zu werden. Es war, wie wenn man in Gesellschaft einen Verstoß begeht; da war nichts zu tun, es war zwar sehr unangenehm, aber es

würde einen Mangel an Verstand zeigen, wenn man es zu wichtig nähme. Sie schauderte bei dem Gedanken an Charlie mit seiner fleischigen, großen Gestalt, dem schwachen Kinn, der Art, wie er mit herausgerekter Brust seinen Wanst zu verbergen suchte. Bald würden die kleinen, roten Äderchen auf seinen roten Wangen ein ganzes Netzwerk bilden. Sie hatte seine buschigen Augenbrauen geliebt, jetzt erschienen sie ihr tierisch und abstoßend.

Und die Zukunft? Seltsam, wie gleichgültig ihr das war; sie konnte sich auch gar kein Bild davon machen. Vielleicht starb sie bei der Entbindung. Ihre Schwester Doris war immer viel kräftiger gewesen als sie und wäre fast gestorben. (Sie hatte ihre Pflicht getan und einen Erben für die Baronetswürde geboren; Kitty lächelte, als sie an die Genugtuung ihrer Mutter dachte.) War die Zukunft so nebelhaft, so bedeutete es vielleicht, daß sie sie nie sehen würde. Walter würde wahrscheinlich ihre Mutter bitten, sich des Kindes anzunehmen – wenn es am Leben blieb –, und sie war überzeugt, daß er das Kind, so unsicher dessen Herkunft auch war, gut behandeln würde. Walter würde sich unter allen Umständen ausgezeichnet benehmen. Schade, daß er trotz seiner guten Eigenschaften, seiner Selbstlosigkeit, Ehrenhaftigkeit, Intelligenz und seines Zartgefühls so unliebeswert war. Sie fürchtete sich jetzt nicht mehr vor ihm, er tat ihr nur leid und erschien ihr ein wenig lächerlich. Irgendwie und irgendwann würde sie ihn schon bestimmen, ihr zu verzeihen. Es gab nur einen Weg, ihn für die Seelenqualen, die sie ihm verursacht hatte, zu entschädigen: ihm jetzt den Frieden wiederzugeben. Warum hatte er so wenig Sinn für Humor? Sie sah sich und ihn, wie sie, später einmal, darüber lachten, daß sie einander so gepeinigt hatten! Sie war müde. Sie nahm die Lampe in ihr Zimmer und entkleidete sich. Sie ging zu Bett und schlief sofort ein.

62

Ein lautes Klopfen weckte sie. Da das Klopfen auch im Traum gewesen war, hielt sie es im ersten Augenblick nicht für wirklich. Aber es wie-

derholte sich, und nun wußte sie, daß es vom Hoftor kam. Es war ganz dunkel. Aber sie hatte eine Uhr mit leuchtenden Zeigern: es war halb drei. Es mußte Walter sein – wie spät er heute kam! –, der den Diener nicht wach bekommen konnte. Das Klopfen hielt an, wurde lauter und lauter, und in der Stille der Nacht klang es sehr beunruhigend. Plötzlich wurde es still, und sie hörte, wie jemand den schweren Riegel zurückschob. Noch nie war Walter so spät heimgekehrt. Armer Mensch – wie müde mußte er sein! Hoffentlich war er so vernünftig, sofort zu Bett zu gehen, statt wie gewöhnlich noch in seinem Laboratorium zu arbeiten. Stimmen wurden hörbar, es kamen Leute in den Hof. Das war merkwürdig, denn wenn Walter so spät nach Hause kam, bemühte er sich, ganz still zu sein, um sie nicht zu stören. Jetzt kamen zwei oder drei Personen rasch die Holzterrasse herauf und betraten das Zimmer, das neben dem ihren lag. Kitty erschrak. In ihrem Unterbewusstsein lauerte immer die Angst vor einem Aufruhr gegen die Ausländer. War etwas geschehen? Ihr Herz begann heftig zu klopfen. Aber bevor noch ihre ungewissen Befürchtungen Gestalt annehmen konnten, trat im Nebenzimmer jemand an ihre Tür und klopfte.

„Frau Fane!“

Sie erkannte Waddingtons Stimme.

„Ja. Was ist los?“

„Bitte stehen Sie sofort auf. Ich habe Ihnen etwas zu sagen.“

Sie erhob sich und warf einen Schlafrock über. Dann sperrte sie die Tür auf und öffnete. Mit einem Blick umfasste sie Waddington, in chinesischen Beinkleidern und seidenem Rock, den Diener, der eine Windlampe trug, und ein wenig weiter hinten drei chinesische Soldaten in Khaki. Sie fuhr zurück, als sie Waddingtons bestürztes Gesicht sah: sein Haar war so zerzaust, als wäre er eben aus dem Bett gesprungen.

„Was ist geschehen?“ fragte sie schwer atmend.

„Sie müssen ruhig bleiben. Es ist kein Moment zu verlieren. Ziehen Sie sich an und kommen Sie mit.“

„Ja, was ist denn geschehen? Ist in der Stadt etwas vorgefallen?“

Beim Anblick der Soldaten kam ihr der Gedanke, daß ein Aufstand ausgebrochen und man zu ihrem Schutz gekommen sei.

„Ihr Mann ist krank. Sie müssen sofort mitkommen.“

„Walter?“ schrie sie.

„Regen Sie sich nicht auf. Ich weiß nicht genau, was es ist. Oberst Yü hat den Offizier zu mir geschickt und mir sagen lassen, ich möchte Sie sofort in den Yamen bringen.“

Kitty starrte ihn an – plötzlich fühlte sie Eiseskälte im Herzen –, dann drehte sie sich um.

„Ich werde in zwei Minuten fertig sein.“

„Ich kam, wie ich gerade war“, versetzte er. „Ich schlief. Zog mir nur Rock und Schuhe an.“

Sie hörte nicht, was er sagte. Sie kleidete sich beim Licht der Sterne an, ergriff, was ihr gerade in die Hände kam. Ihre Finger waren plötzlich so ungeschickt, daß es ihr eine Ewigkeit zu dauern schien, ehe sie den kleinen Haken fand, der das Kleid schloß. Sie nahm den chinesischen Schal um, den sie am Abend getragen hatte.

„Ich habe keinen Hut genommen; es ist auch unnötig, nicht wahr?“

„Ja.“

Der Diener trug die Lampe voran, sie eilten die Treppe hinab und durch das Hoftor hinaus.

„Geben Sie acht, daß Sie nicht fallen“, sagte Waddington, „nehmen Sie lieber meinen Arm.“

Die Soldaten folgten dicht hinter ihnen.

„Oberst Yü hat Sänften geschickt. Sie warten auf dem jenseitigen Ufer.“

Sie schritten rasch den Hügel hinab. Kitty konnte nicht den Mut für die furchtbare Frage aufbringen, die ihr auf den Lippen zitterte. Sie hatte Todesangst vor der Antwort. Sie kamen ans Ufer, ein Sampan wartete auf sie, an dessen Bug ein kleines, dünnes Licht brannte.

Da fragte sie: „Ist es Cholera?“

„Ich fürchte.“

Sie stieß einen Schrei aus und blieb stehen.

„Sie müssen sich beeilen.“

Er reichte ihr die Hand, um ihr in das Boot zu helfen. Der Fluß bewegte sich nur träge; die Fahrt war kurz; sie standen zusammengedrängt am Bug; ein Weib, das ein Kind an der Hüfte festgebunden hatte, stakete den

Sampan hinüber.

„Er ist heute nachmittag erkrankt, das heißt, eigentlich gestern nachmittag“, sagte Waddington.

„Warum hat man mich nicht sofort geholt?“

Sie sprachen im Flüsterton, obwohl kein Grund dazu war. Kitty spürte im Dunkeln, wie besorgt ihr Begleiter war.

„Oberst Yü wollte Sie sofort verständigen, aber Ihr Mann ließ es nicht zu. Oberst Yü ist die ganze Zeit bei ihm.“

„Er hätte mich trotzdem holen lassen sollen. Das ist eine Herzlosigkeit.“

„Ihr Mann wußte, daß Sie noch nie einen Cholerakranken gesehen haben; es ist ein entsetzlicher, ein abstoßender Anblick. Er wollte Ihnen das ersparen.“

„Schließlich ist er doch mein Mann“, sagte sie mit erstickter Stimme.

Waddington gab keine Antwort.

„Warum darf ich jetzt hinkommen?“

Waddington legte ihr die Hand auf den Arm.

„Liebe, gnädige Frau, Sie müssen sehr tapfer sein. Sie müssen sich auf das Schlimmste gefaßt machen.“

Sie stieß einen Schmerzenslaut aus und wandte sich weg, denn sie merkte, daß die drei chinesischen Soldaten sie ansahen. Das Weiße ihrer Augen schimmerte sonderbar.

„Liegt er im Sterben?“

„Ich weiß nur, was Oberst Yü mir durch den Offizier hat sagen lassen, der mich holte. Soweit ich urteilen kann, ist bereits ein Verfall der Kräfte eingetreten.“

„Ist keine Hoffnung mehr?“

„Es tut mir furchtbar leid, es Ihnen sagen zu müssen, aber ich fürchte, wenn wir nicht mehr rasch hinkommen, finden wir ihn nicht mehr am Leben.“

Ein Schauer durchlief sie. Die Tränen flossen ihr über die Wangen.

„Er hat sich so überarbeitet, er hat gar keine Widerstandskraft.“

Sie zog mit einer erregten Gebärde die Hand aus seinem Arm. Er ärgerte sie, daß er mit so leiser, angstvoller Stimme sprach.

Sie erreichten das jenseitige Ufer; zwei chinesische Kulis halfen ihr

beim Aussteigen. Die Sänfte warteten.

Als sie die ihre bestieg, sagte Waddington: „Nehmen Sie sich zusammen, Sie werden Ihre ganze Selbstbeherrschung brauchen.“

„Sagen Sie den Trägern, sie sollen sich beeilen.“

„Sie haben den Befehl, so rasch wie möglich zu gehen.“

Der Offizier, der bereits in seiner Sänfte saß, kam an ihnen vorüber und rief Kittys Trägern etwas zu. Diese hoben flink die Sänfte, richteten die Stangen auf ihren Schultern und setzten sich raschen Schrittes in Bewegung. Waddington kam dicht hinter ihnen. Sie liefen fast den Hügel hinauf; jeder Sänfte ging ein Mann mit einer Laterne voran, und bei der Schleuse stand der Wächter mit einer Fackel. Der Offizier rief ihm, als sie näher kamen, einen Befehl zu und riß einen Torflügel auf, um sie durchzulassen. Er stieß ein paar Worte hervor, und die Träger antworteten irgend etwas. In der Stille der Nacht klangen die Kehllaute der fremden Sprache beunruhigend. Sie eilten über den nassen, schlüpfrigen Kiesweg, und einer von den Trägern des Offiziers straukelte. Kitty hörte die laute, zornige Stimme des Offiziers und die schrille Erwiderung des Trägers, dann bewegte sich die vordere Sänfte rasch wieder weiter. Die Straßen waren schmal und gewunden. Tiefe Nacht war in der Stadt. Es war eine Totenstadt. Sie eilten weiter, eine enge Gasse entlang, bogen um eine Ecke und rasten eine Treppe hinauf. Die Träger begannen schwer zu atmen; sie machten lange, rasche Schritte und sprachen kein Wort. Einer von ihnen zog ein zerfetztes Tuch hervor und wischte sich im Gehen den Schweiß von der Stirn, der ihm in die Augen rann. Es war, als bewegten sie sich in einem Labyrinth, so kreuz und quer gingen die Wege. Im Schatten der geschlossenen Läden schien manchmal eine Gestalt zu liegen, aber man wußte nicht: war es ein Mensch, der in der Morgendämmerung wieder erwachen würde, oder einer, der für ewig schlief. Die engen Straßen waren gespenstisch in ihrer stummen Öde, und als plötzlich ein Hund laut zu bellen anfang, riß es förmlich an Kittys gequälten Nerven. Sie wußte nicht, wohin sie gingen. Der Weg schien endlos. Konnte man nicht schneller vorwärts? Schneller, schneller! Die Zeit verstrich, und jeden Augenblick konnte es zu spät sein.

Nun kamen sie an einer langen, blinden Mauer vorüber und plötzlich setzten die Träger die Sänften vor einem Tornieder, an dessen beiden Seiten sich Schilderhäuser befanden. Waddington ging rasch auf Kitty zu. Sie war schon herausgesprungen. Der Offizier klopfte laut an die Tür und rief. Eine Seitenpforte wurde geöffnet, und sie kamen in einen Hof. Er war groß und viereckig. Unter dem vorstehenden Dach lagen Soldaten, in Decken gehüllt, unordentlich durcheinander. Sie hielten einen Augenblick, denn der Offizier sprach einen Mann an, einen Wachtmeister auf Posten. Dann sagte er etwas zu Waddington.

„Er lebt noch“, flüsterte dieser Kitty zu, „geben Sie beim Gehen acht.“

Die Männer mit den Laternen gingen über den Hof voran, einige Stufen hinauf, durch ein großes Tor und dann in einen anderen geräumigen Hof hinab. Auf dessen einer Seite lag ein langes, erleuchtetes Zimmer; die Lichter schimmerten durch das Reispapier und silhouettierten das kunstvolle Muster des Gitters. Die Laterenträger führten Kitty und ihre beiden Begleiter über den Hof zu diesem Zimmer, und der Offizier klopfte an die Tür. Es wurde sofort geöffnet, und der Offizier trat mit einem Blick auf Kitty zurück.

„Bitte, treten Sie ein“, sagte Waddington.

Es war ein langes, niedriges Zimmer, und die rauchigen Lampen, die es erleuchteten, machten das Düstere unheimlich. Drei, vier Ordonnanzen standen herum. An der Wand der Tür gegenüber lag auf einer Matratze zusammengekauert ein Mann unter einer Decke. Ein Offizier stand reglos zu Füßen des Lagers.

Kitty eilte hin und beugte sich über die Matratze. Walter lag mit geschlossenen Augen; in dem düsteren Licht sah sein Gesicht leichenfahl aus. Er war entsetzlich still.

„Walter, Walter!“ stieß sie erschrocken hervor; sie rang nach Atem.

Der Körper machte eine leichte Bewegung, es war der Schatten einer Bewegung; so leicht wie ein Lufthauch, den man nicht spürt und der doch für einen Augenblick die Oberfläche eines Wassers kräuselt.

„Walter, Walter! Sprich zu mir!“

Die Augen öffneten sich langsam, als wäre es eine ungeheure Anstrengung, die schweren Lider zu heben, aber er sah sie nicht, er starrte auf die Wand, die nur ein paar Zoll von seinem Gesicht entfernt war. Er sprach. Die Stimme, leise und schwach, klang, als lächelte er.

„Das ist eine schöne Bescherung!“ sagte er.

Kitty wagte nicht zu atmen. Walter gab keinen Laut mehr von sich, machte keine Bewegung, aber die Augen, die dunklen, kalten Augen – was sahen sie wohl jetzt? – starrten auf die weißgetünchte Wand.

Kitty richtete sich auf. Mit verstörten Augen sah sie den Offizier an, der am Fußende des Bettes stand.

„Es muß doch etwas geschehen! Wie können Sie nur so dastehen und gar nichts tun!“

Sie rang die Hände. Waddington sprach ebenfalls zu dem Offizier.

„Es ist alles geschehen, was nur möglich war. Der Regimentsarzt hat ihn behandelt. Er ist von Ihrem Mann geschult worden, und er hat getan, was Ihr Mann getan hätte.“

„Ist das der Regimentsarzt?“

„Nein, das ist Oberst Yü. Er ist Ihrem Mann noch nicht von der Seite gewichen.“

Verstört blickte Kitty ihn an. Er war ein großer, breitgebauter Mann, und seine Khakiuniform war ihm unbehaglich. Er sah auf Walter hinab, und Kitty bemerkte, daß seine Augen in Tränen schwammen. Es gab ihr einen Stich ins Herz. Warum weinte der Mann mit dem gelben, platten Gesicht? Es erregte sie.

„Es ist entsetzlich, nichts tun zu können.“

„Er hat wenigstens keine Schmerzen mehr“, sagte Waddington.

Wieder beugte sich Kitty über ihren Mann. Unheimlich, wie seine Augen noch immer ausdruckslos vor sich hinstarrten. Sie wußte nicht, ob er sehen konnte, ob er hörte, was man sprach. Sie legte die Lippen an sein Ohr. „Walter, können wir gar nichts für dich tun?“

Sie dachte, es müsse doch eine Arznei geben, die dieses entsetzliche Dahinschwinden seines Lebens aufhalten könnte. Nun, da sich ihre Augen an das Düstere gewöhnt hatten, sah sie mit Entsetzen, daß sein Ge-

sicht ganz eingesunken war. Es war unfassbar, daß er sich in wenigen kurzen Stunden so verändert hatte; er sah nicht aus wie ein Mensch; er sah aus wie der leibhaftige Tod.

Er machte eine Anstrengung, um zu sprechen. Sie legte ihr Ohr an seine Lippen.

„Ängstige dich nicht. Ich habe eine stürmische Überfahrt gehabt, aber jetzt ist alles gut.“

Kitty wartete noch einen Augenblick, aber er schwieg. Seine Starrheit zerriß ihr das Herz; es war entsetzlich, daß er so still dalag. Er schien schon bereit für die Stille des Grabes. Der Regimentsarzt oder sein Assistent kam nach vorn und winkte Kitty; er beugte sich über den Sterbenden und befeuchtete ihm mit einem schmutzigen Lappen den Mund. Kitty richtete sich wieder auf und wandte sich verzweifelt an Waddington.

„Besteht gar keine Hoffnung?“ flüsterte sie. Er schüttelte den Kopf.

„Wie lange wird er noch leben?“

„Das kann niemand sagen. Vielleicht eine Stunde.“

Kittys Augen liefen durch das kahle Zimmer und blieben einen Augenblick auf der massigen Gestalt des Obersten Yü haften.

„Kann ich eine kleine Weile allein sein mit ihm?“ fragte sie. „Nur eine Minute.“

„Gewiß, wenn Sie es wünschen.“

Waddington trat zum Oberst und sagte ihm etwas. Oberst Yü verbeugte sich und gab dann mit leiser Stimme einen Befehl.

„Wir werden draußen warten“, sagte Waddington, als die Anwesenden sich entfernten, „Sie brauchen nur zu rufen.“

Nun, da das Unglaubliche ihr Bewußtsein überwältigt hatte, wie ein Gift durch ihre Adern lief, nun, da sie wußte, daß Walter sterben mußte, hatte sie nur einen Gedanken: ihm das Ende leichter zu machen, seine Seele von dem Groll zu befreien, der sie zerfraß. Wenn er in Frieden mit ihr sterben würde, dann, schien ihr, würde er auch in Frieden mit sich selbst sterben. Sie dachte jetzt gar nicht an sich, nur an ihn.

„Walter, ich flehe dich an, verzeih mir!“ sagte sie, sich über ihn beugend. Sie fürchtete, daß er den Druck nicht ertragen könnte, deshalb hü-

tete sie sich, ihn zu berühren. Ach bin so schrecklich traurig, daß ich dir ein Unrecht angetan habe. Ich bedauere es so unsäglich.“

Er erwiderte nichts. Er schien nicht zu hören. Sie mußte es noch einmal versuchen. Ihr schien, als sei seine Seele ein flatternder Nachtfalter, dessen Schwingen schwer waren von Haß.

„Liebling!“ flüsterte sie. Ein Schatten lief über sein bleiches und eingefallenes Gesicht; es war nur ein flüchtiges Zucken und doch wie ein schrecklicher Krampf. Nie zuvor hatte sie ein solches Wort zu ihm gesagt. Vielleicht regte sich in seinem sterbenden Gehirn undeutlich und verworren der Gedanke, daß sie es nur für Hunde, Babies und Automobile angewendet hatte.

Und da geschah etwas Furchtbares. Sie ballte die Fäuste und suchte sich mit aller Macht zu beherrschen: zwei Tränen flossen langsam seine abgezehrten Wangen hinab.

„O Liebster, Teuerster, wenn du mich je geliebt hast – ich weiß, daß du mich geliebt hast, so hassenswert ich war –, verzeih mir jetzt, ich bitte dich. Ich kann dir jetzt meine Reue nicht mehr beweisen. Hab Erbarmen mit mir! Ich flehe dich an, verzeih mir!“

Sie hielt inne. Sie sah ihn atemlos an, wartete fieberhaft auf Antwort. Er versuchte zu sprechen. Ihr Herz schlug heftig. Wenn sie ihn von dieser bitteren Last befreien könnte, so wäre das ein Entgelt für das Leid, das sie ihm zugefügt hatte. Seine Lippen bewegten sich. Er sah sie nicht an. Seine Augen starrten blicklos die weißgetünchte Wand an. Sie beugte sich über ihn, um besser zu hören. Da sagte er ganz deutlich:

„Der arme Hund ging drauf.“

Sie war wie versteinert. Sie verstand ihn nicht und sah ihn in größter Verwirrung an. Das war unverständlich. Delirium. Er hatte keines ihrer Worte erfaßt.

Es schien unmöglich, so reglos zu sein und doch zu leben. Sie starrte ihn an. Er hatte die Augen offen. Sie hätte nicht sagen können, ob er atmete. Sie begann sich zu fürchten.

„Walter!“ flüsterte sie. „Walter!“

Endlich richtete sie sich auf. Angst ergriff sie. Sie wandte sich und schritt zur Tür.

„Bitte, kommen Sie! Er scheint nicht zu ...“

Sie traten ein. Der kleine chinesische Doktor ging ans Bett. Er trug eine elektrische Lampe in der Hand, knipste sie an und sah in Walters Augen. Dann drückte er sie zu. Er sagte etwas auf chinesisch. Waddington legte den Arm um Kitty.

„Ich fürchte, er ist tot.“

Kitty stieß einen tiefen Seufzer aus. Ein paar Tränen flossen ihr aus den Augen. Sie war mehr benommen als fassungslos. Die Chinesen standen hilflos um das Bett herum, als wüßten sie nicht, was sie jetzt tun sollten. Waddington schwieg. Dann begannen die Chinesen leise miteinander zu sprechen.

„Darf ich Sie wieder nach Hause begleiten?“ sagte Waddington zu Kitty. „Man wird ihn hinbringen.“

Kitty fuhr sich erschöpft mit der Hand über die Stirn. Sie trat an die Matratze und beugte sich darüber. Sie küßte Walter sanft auf den Mund. Sie weinte jetzt nicht.

„Es tut mir leid, Ihnen soviel Mühe zu machen.“

Die Offiziere salutierten, als sie an ihnen vorüberkam, und sie neigte sich ernst. Sie durchschritten wieder den Hof und stiegen in die Sänften. Waddington zündete sich eine Zigarette an. Ein Rauchwölkchen im Wind, das ist das Leben des Menschen.

64

Der Morgen brach an, und hie und da nahm ein Chinese die Läden seines Geschäftes ab. In einer Fensternische wusch sich eine Frau beim Licht einer Kerze Hände und Gesicht. In einem Teehaus an der Ecke saß eine Gruppe von Männern, die ihr frühes Frühstück einnahmen. Das graue, kahle Licht des erwachenden Tages stahl sich durch die engen Gassen wie ein Dieb. Über dem Flusse lag ein bleicher Nebel, und die Maste der dichtgedrängten Dschunken ragten unheimlich wie die Lanzen eines gespenstischen Heeres in die Luft. Es war kühl, als sie über den Fluß setzten, und Kitty wickelte sich fester in den bunten Schal.

Droben auf dem Hügel befanden sie sich über dem Nebel. Die Sonne schien von unbewölktem Himmel. Es war ein Tag wie jeder andere, als hätte sich nichts ereignet.

„Möchten Sie sich nicht niederlegen?“ fragte Waddington, als sie das Haus betraten.

„Nein, ich werde mich ans Fenster setzen.“

Während der letzten Wochen hatte sie so oft und so lange an diesem Fenster gesessen, daß ihre Augen ganz vertraut waren mit dem phantastischen, grellen, schönen und geheimnisvollen Tempel auf seiner großen Bastion so vertraut, daß es ihr Gemüt beruhigte. Er schien ihr selbst in dem grellen Tageslicht so unwirklich, daß er sie der Wirklichkeit des Lebens entzog.

„Ich werde dem Diener sagen, er möge Ihnen Tee machen. Man wird ihn unbedingt schon heute vormittag begraben müssen. Ich werde alles Nötige besorgen.“

„Ich danke Ihnen.“

65

Drei Stunden später begruben sie ihn. Es war Kitty entsetzlich, daß man ihn in einen chinesischen Sarg legte; ihr war, als würde er unbequem liegen in dem fremden Bett, aber es ging nicht anders. Als die Nonnen von Walters Tod hörten – sie erfuhren alles, was in der Stadt vorging –, schickten sie durch einen Boten ein Kreuz aus Georginen, es war steif und förmlich, und es sah auf dem chinesischen Sarg grotesk und unpassend aus. Als alles bereit war, mußte man auf Oberst Yü warten, der an dem Begräbnis teilnehmen wollte. Er kam mit seinem Adjutanten. Sie schritten den Hügel hinauf, der Sarg wurde von einem halben Dutzend Kulis zu dem Grabe des Missionars getragen, an dessen Stelle Walter getreten war. Waddington hatte unter den Sachen des Missionars ein englisches Gebetbuch gefunden und las mit einer Verlegenheit, die man an ihm gar nicht gewohnt war, die Begräbnisliturgie. Vielleicht dachte er, während er diese feierlichen, aber furchtbaren Worte hersagte,

daß niemand da sei, der ihm die Grabrede halten würde, falls er der Cholera zum Opfer fiel. Der Sarg wurde in das Grab gesenkt, und die Totengräber begannen die Erde hineinzuschaufeln.

Oberst Yü, der entblößten Hauptes am Grabe gestanden hatte, setzte die Mütze auf, grüßte Kitty ernst, sprach ein paar Worte zu Waddington und entfernte sich, von seinem Adjutanten begleitet. Die Kulis, die neugierig das christliche Begräbnis mit ansahen, hatten bis jetzt gezögert und schlenderten nun fort, die Tragstangen nachschleppend. Kitty und Waddington warteten, bis das Grab zugeschaufelt war, dann legten sie das steife Georginenkreuz auf den Hügel, der nach frischer Erde roch. Kitty hatte nicht geweint, aber als die erste Schaufel Erde auf den Sarg fiel, fuhr ihr ein Stich durchs Herz. Waddington wartete auf sie.

„Haben Sie Eile?“ fragte sie ihn. „Ich möchte noch nicht ins Haus zurück.“

„Ich habe nichts zu tun, Verfügen Sie über mich.“

66

Sie gingen langsam den Fahrweg entlang, bis sie zu dem Gipfel des Hügels kamen, wo das Denkmal für eine tugendhafte Witwe stand, jenes große Tor, das auf Kitty einen so starken Eindruck gemacht hatte. Es war ein Symbol, aber sie wußte nicht, wovon.

„Wollen wir uns nicht ein wenig setzen?“ sagte sie. „Wir sind eine Ewigkeit nicht hier gewesen.“ Die Ebene lag weit vor ihr ausgebreitet, ruhig und heiter im Morgensonnenschein. „Es ist eigentlich erst ein paar Wochen her, aber es scheint ein ganzes Leben lang.“

Er gab keine Antwort, und sie überließ sich ein Weilchen ihren Gedanken. Sie seufzte.

„Glauben Sie an die Unsterblichkeit der Seele?“ fragte sie ihn.

Er schien von der Frage nicht überrascht. „Wie soll ich das wissen?“

„Ich habe mir Walter angesehen, als sie ihn wuschen, ehe er in den Sarg gelegt wurde. Er sah so jung aus. Zu jung zum Sterben. Erinnern Sie sich des Bettlers, den wir sahen, als Sie das erstemal einen Spaziergang

mit mir machten? Ich war erschrocken, aber nicht, weil er tot war, sondern weil er gar nicht wie ein menschliches Wesen aussah. Und Walter machte den Eindruck einer Maschine, die abgelaufen ist. Das ist so furchtbar. Und ist man nur eine Maschine, wie unnütz sind all die Schmerzen, das Herzeleid, das Elend.“

Er antwortete nicht, sein Blick schweifte über die Landschaft zu ihren Füßen. Der Anblick der weiten Ebene an diesem klaren, sonnigen Morgen füllte das Herz mit Jubel. Die schönen kleinen Reisfelder erstreckten sich, so weit das Auge reichte, und in vielen arbeiteten die blaugekleideten Bauern fleißig mit ihren Büffeln. Es war ein friedliches Idyll. Kitty brach die Stille.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie tief mich alles, was ich im Kloster gesehen habe, bewegt hat. Diese Nonnen sind doch wunderbar. Sie geben alles auf, ihr Heim, ihr Vaterland, Liebe, Kinder, Freiheit und noch tausenderlei, worauf man in meinen Augen noch viel schwerer verzichtet: Blumen und grüne Felder und den Spaziergang an einem Herbsttag, Bücher und Musik, Behaglichkeit, kurz alles, um sich einem Leben der Armut und Aufopferung, des Gehorsams, anstrengender Arbeit und dem Gebet zu widmen. Ihnen bedeutet die Welt tatsächlich das Exil. Das Leben ist ihnen ein Kreuz, das sie willig tragen, aber in ihrem Herzen lebt immer der Wunsch – nein, es ist ein viel stärkeres Gefühl, es ist eine Sehnsucht, eine heiße, leidenschaftliche Sehnsucht nach dem Tode, der ihnen den Weg zur Unsterblichkeit bedeutet.“

Kitty faltete die Hände und sah ihn voller Seelenangst an.

„Nun, und?“

„Wenn es aber kein jenseits gibt? Bedenken Sie doch, was das heißt, wenn der Tod wirklich das Ende aller Dinge ist. Sie haben dann alles um nichts aufgegeben. Sie sind getäuscht, Sie sind betrogen worden.“ Waddington dachte ein Weilchen nach.

„Ich weiß nicht – ich weiß nicht, ob es darauf ankommt, daß alles, was sie erstrebt haben, eine Illusion ist. Ihr Leben an sich ist schön. Das einzige, was uns ermöglicht, diese Welt, in der wir leben, ohne Widerwillen zu betrachten, ist das Schöne, das die Menschen aus dem Chaos schaffen: die Bilder, die sie malen, die Bücher, die sie schreiben, das

Leben, das sie führen. Und das Schönste von allem ist ein edles Leben. Das ist das vollkommenste Kunstwerk.“

Kitty seufzte. Was Waddington sagte, erschien ihr dürftig – sie verlangte mehr.

„Waren Sie je in einem Sinfoniekonzert?“ fragte er.

„Ja“, lächelte sie. „Ich verstehe nichts von Musik, aber ich liebe sie!“

Jeder Musiker spielt da sein eigenes kleines Instrument, und was glauben Sie wohl, weiß er von den komplizierten Harmonien, die in den teilnahmslosen Äther hinausflattern? Er kümmert sich nur um seinen eigenen kleinen Part. Aber er weiß, daß die Sinfonie schön ist und auch wenn kein Zuhörer da ist, so ist sie doch schön, und er ist zufrieden, seinen Part zu spielen.“

„Sie sprachen neulich vom Tao“, sagte Kitty nach einer Pause. „Was ist das eigentlich?“

Waddington streifte sie mit einem Blick und zögerte einen Moment. Dann sagte er mit einem matten Lächeln auf seinem komischen Gesicht: „Es ist der Weg und der Wanderer. Es ist die ewige Straße, die alle Wesen ziehen, aber kein Wesen hat sie gemacht, denn sie selbst ist Wesen. Es ist alles und nichts. Aus ihm kommt alles, nach ihm richtet sich alles, zu ihm kehrt alles zurück. Es ist ein Viereck ohne Ecken ein Laut, den das Ohr nicht vernimmt, ein Bild ohne Gestalt. Es ist ein weites Netz, und obgleich die Maschen weit sind. wie das Meer, läßt es doch nichts durch. Es ist die Zufluchtsstätte, die alles birgt. Es ist nirgends, doch kann man es wahrnehmen, ohne aus dem Fenster zu blicken. Wünsche nicht ZU wünschen, lautet seine Lehre, und überlasse alles seinem Lauf. Wer sich beugt, der wird gerade werden. Mißerfolg ist die Grundlage des Erfolges, und im Erfolg lauert der Mißerfolg; aber wer kann sagen, wann die Wende kommt? Wer nach Zärtlichkeit strebt, kann werden wie ein kleines Kind. Sanftmut bringt Sieg dem Angreifer und Sicherheit dem Verteidiger. Mächtig ist, wer sich selbst besiegt ...“

„Hat das etwas zu bedeuten?“

„Manchmal, wenn ich nach einem halben Dutzend Whiskys zu den Sternen blicke, denke ich: Vielleicht.“ Sie schwiegen beide, dann unterbrach Kitty wieder die Stille.

„Sagen Sie mir, ist das ein Zitat: Der arme Hund ging drauf?“

Um Waddingtons Lippen huschte ein Lächeln, und die Antwort lag ihm bereits auf der Zunge. Vielleicht war sein Instinkt in diesem Augenblick ungewöhnlich scharf. Kitty sah ihn nicht an, aber sie hatte einen Ausdruck in ihrem Gesicht, der ihn eine andere Antwort geben ließ. „Ist es eins, so kenne ich’s nicht“, sagte er vorsichtig. „Warum fragen Sie?“

„Ach, nichts! Es fiel mir nur so ein. Es kam mir so bekannt vor.“

Wieder schwiegen sie.

„Während Sie allein bei Ihrem Mann waren“, begann Waddington plötzlich, „sprach ich mit dem Regimentsarzt. Ich wollte einige Details von ihm hören.“

„Nun und?“

„Er sagte mir, Ihr Mann sei in einem hysterischen Zustande gewesen. Ich verstand nicht ganz, was er damit meinte. Soviel ich aus ihm herausbekam, hat sich Ihr Mann bei seinen Experimenten infiziert.“

„Er hat immer Experimente gemacht. Er war eigentlich nicht Arzt, sondern Bakteriologe; deshalb wollte er so gern herkommen.“

„Aus dem Bericht des Regimentsarztes geht nicht ganz klar hervor, ob er sich zufälligerweise infiziert oder ob er an sich selbst Experimente vorgenommen hat.“

Kitty erbleichte. Dieser Gedanke entsetzte sie. Waddington ergriff ihre Hand.

„Verzeihen Sie, daß ich davon spreche“, sagte er in sanftem Tone, „aber ich dachte mir, es würde Ihnen ein Trost sein – ich weiß, wie schwer es bei solchen Gelegenheiten ist, etwas Tröstliches zu sagen –, ich dachte mir, ich müßte Ihnen doch sagen, daß Walter ein Märtyrer war, ein Opfer seiner Wissenschaft, seiner Pflichttreue.“ Kitty zuckte die Achseln mit einer Spur von Ungeduld. „Walter ist an gebrochenem Herzen gestorben“, sagte sie.

Waddington erwiderte nichts. Sie drehte sich um und sah ihn an. Sein Gesicht war bleich und starr.

„Was hat er gemeint, als er sagte: Der arme Hund ging drauf?“ fragte sie noch einmal. „Was bedeutet das?“

„Es ist der letzte Vers von Goldsmiths Elegie auf einen tollen Hund“*.“

67

Am folgenden Morgen begab sich Kitty ins Kloster. Das Mädchen, das ihr die Tür öffnete, war überrascht, sie zu sehen, und kaum hatte Kitty begonnen, ihren täglichen Pflichten nachzugehen, als die Oberin erschien. Sie trat auf Kitty zu und reichte ihr die Hand.

„Ich freue mich, Sie zu sehen, mein liebes Kind. Es beweist seltenen Mut, nach Ihrem großen Leid so bald wieder herzukommen; es zeigt auch Klugheit, denn ich bin überzeugt, ein wenig Arbeit wird Sie vom Nachdenken abhalten.“

Kitty senkte die Augen und errötete; sie wollte nicht, daß die Oberin ihr ins Herz sehe.

„Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, wie wir alle mit Ihnen fühlen.“

„Sie sind sehr gütig“, flüsterte Kitty.

„Wir beten immer für Sie und für die Seele Ihres Gatten.“

Kitty antwortete nicht. Die Oberin löste ihre Hand aus der ihren und trug ihr in ihrer kühlen, gebieterischen Art einige Arbeiten auf. Sie streichelte einigen Kindern das Haar, lächelte ihnen zu und entfernte sich dann, um wichtigeren Angelegenheiten ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden.

68

Eine Woche verging. Kitty nähte. Da kam die Oberin zu ihr ins Zimmer und setzte sich neben sie. Sie warf einen scharfen Blick auf Kittys Arbeit.

„Sie nähen sehr schön, mein Kind. Heutzutage findet man das selten bei

* Die „Elegie auf einen tollen Hund“ erzählt, wie ein Hund seinen in der ganzen Umgebung hochgeachteten Herrn beißt und daher für toll gehalten wird. Aber am Ende geht nicht der Herr, sondern der Hund zugrunde. (Anmerkung der Übersetzerin.)

jungen Frauen Ihrer Kreise.“

„Das verdanke ich meiner Mutter.“

„Ihre Mutter wird sich gewiß unendlich freuen, Sie wiederzusehen.“

Kitty blickte von ihrer Arbeit auf. Diese Bemerkung schien keine absichtslose Höflichkeit zu sein.

Die Oberin fuhr auch fort: „Ich gestatte Ihnen, nach dem Tode ihres Gatten noch weiter zu uns zu kommen, weil ich mir dachte, die Beschäftigung würde Ihre Gedanken ablenken. Sie wären damals nicht fähig gewesen, die lange Reise nach Tsching-Yen allein zu unternehmen, und ich wollte auch nicht, daß Sie allein in Ihrem Hause blieben, wo Sie nichts zu tun haben und wo Sie alles an Ihren Verlust erinnert. Aber nun sind acht Tage vergangen. Es ist Zeit, daß Sie abreisen.“

„Ich will nicht fort, Mutter, ich will hierbleiben.“

„Dafür gibt es keinen Grund mehr. Sie sind hergekommen, um bei Ihrem Gatten zu bleiben. Ihr Gatte ist tot. Sie sind in einem Zustand, in dem Sie in kurzer Zeit aufmerksame Pflege brauchen werden, die Sie hier unmöglich haben können. Es ist Ihre Pflicht, mein liebes Kind, alles Erdenkliche für das Wohl des Wesens zu tun, das Gott Ihrer Obhut anvertraut hat.“

Kitty schwieg einen Augenblick; sie sah zu Boden.

„Ich hatte den Eindruck“, sagte sie endlich, „daß ich mich hier nützlich gemacht habe. Dieser Gedanke war mir eine große Freude. Ich hoffte, Sie würden mir gestatten, mich weiter hier zu betätigen, bis die Epidemie erloschen sein wird.“

„Wir sind Ihnen für alles, was Sie getan haben, sehr dankbar“, erwiderte die Oberin, „aber nun, da die Epidemie abnimmt, ist die Ansteckungsgefahr nicht mehr so groß, und ich erwarte zwei Schwestern aus Kanton. Die werden in Kürze hier eintreffen, und dann bin ich nicht mehr in der Lage, von Ihren Diensten Gebrauch zu machen.“

Kitty wurde mutlos. Der Ton der Oberin gestattete keine Erwiderung; sie wußte sehr gut, daß sie gegen ihre Bitten unempfindlich bleiben würde. Daß sie sich mit Kitty in einen Disput einlassen mußte, hatte ihrer Stimme einen Ton verliehen, der Gerechtigkeit verriet, oder wenigstens eine Entschlossenheit, die dazu führen konnte.

„Herr Waddington hat mich um Rat gefragt“, sagte die Oberin.

„Ich wollte, er würde sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern“, unterbrach sie Kitty.

„Ich hätte ihm meinem Rat gegeben, auch wenn er mich nicht darum ersucht hätte“, sagte die Oberin sanft. „Ihr Platz ist jetzt nicht hier, sondern bei Ihrer Mutter. Herr Waddington hat mit Oberst Yü vereinbart, daß Sie eine starke Eskorte bekommen, so daß Sie auf der Reise ganz sicher sein werden. Er hat auch bereits für Träger und Kulis gesorgt. Die Amah wird Sie begleiten, und in den Städten, durch die Sie kommen, ist schon alles vorbereitet; kurz, es ist alles Erdenkliche für Ihre Bequemlichkeit geschehen.“

Kitty preßte die Lippen aufeinander. In einer Angelegenheit, die ausschließlich sie anging, hätte man sie doch wohl fragen können. Sie mußte sich sehr beherrschen, um der Oberin keine scharfe Antwort zu geben. „Und wann soll ich aufbrechen?“

Die Oberin blieb ganz gelassen.

„Je früher Sie Tsching-Yen erreichen und von dort nach England reisen, desto besser, mein liebes Kind. Wir dachten, Sie würden am besten übermorgen früh aufbrechen.“

„So bald!“

Kitty war dem Weinen nahe. Aber es war richtig: sie hatte hier nichts mehr zu suchen.

„Sie scheinen es alle sehr eilig zu haben, mich loszuwerden“, sagte sie traurig.

Sofort wurde die Oberin milder. Als sie sah, daß Kitty bereit war, nachzugeben, wurde sie unbewußt liebenswürdiger. Kitty hatte Sinn für Humor, und ihre Augen blitzten, als sie sich sagte, daß sogar die Heiligen es gerne hatten, wenn alles nach ihrem Kopfe ging.

„Glauben Sie ja nicht, mein liebes Kind, daß ich Ihre Herzensgüte und Ihre bewundernswerte Nächstenliebe nicht zu schätzen weiß, die es Ihnen so schwer machen, Ihre selbstgewählten Pflichten aufzugeben.“

Kitty stand aufrecht vor ihr; sie zuckte die Achseln. Sie wußte, daß sie sich solch hohe Tugenden nicht zuschreiben konnte. Sie wollte in Meitan-fu bleiben, weil sie keinen anderen Zufluchtsort hatte. Eigentümlich:

niemandem auf der Welt lag etwas daran ob sie lebte oder tot war.

„Ich begreife nicht, daß Sie nur mit Widerstreben nach Hause fahren“, fuhr die Oberin in mildem Tone fort.

„Was würden viele Fremde in diesem Lande darum geben, wenn sie das könnten!“

„Sie aber nicht, Mutter?“

„Das ist etwas ganz anderes, mein liebes Kind. Wenn wir herkommen, wissen wir, daß wir die Heimat für immer verlassen haben.“

Eine kurze Pause trat ein, dann schlug die Oberin lächelnd einen heiteren Ton an.

„Ich bitte Sie, ein kleines Päckchen mitzunehmen und es in Marseille aufzugeben. Ich möchte es nicht gern der chinesischen Post anvertrauen. Ich hole es sofort.“

„Sie können es mir morgen geben“, sagte Kitty.

„Morgen werden Sie zu sehr beschäftigt sein, mein liebes Kind, um noch herkommen zu können; es wird Ihnen bequemer sein, heute abend von uns Abschied zu nehmen.“

Sie erhob sich, und mit der anmutigen Würde, die auch das weite Nonnengewand nicht verbergen konnte, verließ sie das Zimmer. Im nächsten Augenblick trat Schwester St. Joseph ein, um Kitty adieu zu sagen. Sie wünschte Kitty eine angenehme Reise, für ihre Sicherheit sei Vorsorge getroffen, da Oberst Yü eine starke Eskorte zur Verfügung stelle; die Schwestern unternähmen die Fahrt stets ohne Begleitung, und es sei ihnen nie etwas geschehen. Ob Kitty die Seefahrt liebe? Mon Dieu, wie krank sie bei dem Sturm im Indischen Ozean gewesen war! Madame würde froh sein, ihre Tochter wiederzusehen. Sie mußte sehr auf sich achtgeben, denn jetzt war ja eine kleine Menschenseele in ihre Hut gegeben. Sie alle würden für sie beten und für das kleine Kind und für die Seele des armen, tapferen Doktor Fane. Schwester St. Joseph war geschwätzig, freundlich und liebevoll, und doch war Kitty tief davon überzeugt, daß sie für das der Ewigkeit zugekehrte Auge der Nonne nur ein körper- und wesenloses Gespenst sei. Ein wilder Trieb überkam sie, die dicke, gutmütige Schwester bei den Schultern zu packen, sie zu schütteln und ihr zuzurufen: „Wissen Sie nicht, daß ich ein Mensch bin, allein

und unglücklich, und Trost, Mitgefühl und Ermutigung brauche? Können Sie sich nicht eine Minute lang von Gott abwenden und mir ein wenig Mitleid schenken? Nicht das christliche Mitleid, das Sie für alle leidenden Wesen bereit haben, sondern einfach menschliches Erbarmen?“ Kitty mußte lächeln: wie überrascht wäre Schwester St. Joseph gewesen! Sie wäre überzeugt gewesen – was sie jetzt vermutete –, daß alle Engländerinnen verrückt seien.

„Glücklicherweise“, versetzte Kitty, „reise ich gut – ich war noch nie seekrank.“

Die Oberin kehrte mit einem kleinen netten Päckchen zurück.

„Es sind Taschentücher, die ich meiner Mutter zum Namenstage habe machen lassen“, sagte sie, „unsere jungen Mädchen haben die Monogramme gestickt.“

Schwester St. Joseph meinte, Kitty würde vielleicht gern sehen, wie schön die Taschentücher gearbeitet seien, und die Oberin öffnete das Päckchen, indem sie nachsichtig-entschuldigend lächelte. Die Taschentücher waren aus feinem Batist, und die gestickten Monogramme trugen eine Krone aus Erdbeerblättern. Als Kitty die Taschentücher gebührend bewundert hatte, wurden sie wieder eingepackt und ihr übergeben. Schwester St. Joseph entfernte sich nach wiederholter höflicher, unpersönlicher Verabschiedung und mit einem: „Eh bien, Madame, je vous quitte.“ Kitty merkte, daß sie nun auch von der Oberin Abschied zu nehmen habe. Sie dankte ihr für ihre Güte. Dann gingen sie zusammen die kahlen, weißgetünchten Gänge entlang.

„Wäre es sehr unbescheiden, wenn ich Sie bäte, das Päckchen in Marseille einschreiben zu lassen?“ fragte die Oberin.

„Aber natürlich werde ich es tun“, antwortete Kitty.

Sie warf einen Blick auf die Adresse. Der Name schien sehr vornehm zu sein, und der Ort erregte ihre Aufmerksamkeit.

„Aber das ist ja eines der Châteaux, die ich gesehen habe!“ rief Kitty aus. „Ich war auf einer Autotour in Frankreich.“

„Das ist schon möglich“, versetzte die Oberin, „zweimal wöchentlich ist Fremden die Besichtigung gestattet.“

„Hätte ich je an einem so schönen Ort gelebt“, sagte Kitty, „ich hätte nie

den Mut gefunden, ihn zu verlassen.“

„Es ist ein historisches Wahrzeichen, aber ich habe keine Beziehung dazu. Wenn ich etwas bedauerte, so nicht dies, sondern das kleine Château, in dem wir in meiner Kindheit lebten. Das liegt in den Pyrenäen. Ich wurde ganz in der Nähe des Meeres geboren. Ich leugne nicht, daß ich manchmal gerne hören möchte, wie die Wogen gegen die Felsen schlagen.“

Kitty fühlte, daß die Oberin ihre Gedanken und die Ursache ihrer Bemerkungen erriet und sich insgeheim über sie lustig machte. Nun waren sie an der kleinen, bescheidenen Klostertür angelangt. Zu Kittys Überraschung umarmte und küßte die Oberin sie, zuerst auf die eine, dann auf die andere Wange. Der Druck der blassen Lippen auf ihre Wangen war so unerwartet, daß Kitty errötete und dem Weinen nahe war.

„Leben Sie wohl, Gott segne Sie, mein liebes Kind!“ Die Oberin hielt Kitty einen Augenblick in den Armen. „Erinnern Sie sich immer, daß es nie ein Verdienst ist, seine Pflicht zu tun, nicht tugendhafter, als sich die Hände zu waschen, wenn sie schmutzig sind. Nur die Liebe zur Pflicht hat Wert; sind Liebe und Pflicht eins, dann haben Sie Gnade gefunden und werden ein Glück genießen, das über alle Begriffe geht.“ Die Tür des Klosters schloß sich zum letztenmal hinter Kitty.

Waddington schritt mit Kitty den Hügel hinan; sie traten auch für einen Augenblick an Walters Grab, dann verabschiedete sie sich von ihm beim großen Tor, das sie heute zum letztenmal sah. Sie stieg in ihre Sänfte.

Ein Tag nach dem andern verging. Alles, was sie auf ihrer Reise sah, bildete nur den Hintergrund für ihre Gedanken. Alles schien gewissermaßen verdoppelt, abgerundet, wie in einem Stereoskop, und es besaß eine erhöhte Bedeutung, denn zu allem kam die Erinnerung von damals hinzu, es war erst wenige Wochen her, daß sie die gleiche Reise in entgegengesetzter Richtung gemacht hatte. Die Kulis marschierten mit ihren Lasten in regellosen Gruppen zu zweien und dreien, oft blieb ein

einzelner hundert Meter zurück; die Soldaten der Eskorte schlurrt schwerfällig einher und machten fünfundzwanzig englische Meilen täglich; die Amah wurde von zwei Trägern getragen, Kitty dagegen von vieren, nicht weil sie schwerer war, sondern aus Standesrücksichten. Hie und da stießen sie auf Kulis, die unter schwerer Bürde dahertrotteten, oder auf einen chinesischen Beamten in seiner Sänfte, der die weiße Frau mit neugierigen Augen betrachtete; dann wieder begegneten sie Bauern in verschossenen blauen Anzügen und mit Riesenhüten auf ihrem Weg zum Markt oder einer Frau – alt oder jung –, die auf ihren verkrüppelten Füßen hin und her schwankte. Sie überstiegen kleine Hügel mit zierlichen Reisfeldern, zogen an Bauernhöfen vorbei, die behaglich an einem Bambuswäldchen lagen; sie kamen durch armselige Dörfer und volkreiche Städte, die von hohen Mauern umgeben waren wie die Städte in einem Meßbuch.

Es war Frühherbst und die Sonne angenehm; bei Tagesanbruch verlieh die schimmernde Dämmerung den Feldern märchenhaften Zauber, aber es war empfindlich kühl; die warme Sonne, die später kam, tat wohl. Sie erfüllte Kitty mit einer Seligkeit, der sie sich widerstandslos überließ.

Die lebendigen Bilder der Landschaft mit ihren zarten Farben, ihrer überraschenden Schönheit, ihrer Fremdartigkeit waren wie ein Gobelin, vor dem, rätselhaften Schattengebilden gleich, Kittys Phantasie Figuren spielen ließ.

Mei-tan-fu mit seinen zinnengekrönten Mauern sah wie eine gemalte Kulisse aus, die in einem alten Stück eine Stadt vorstellt. Die Nonnen, Waddington und die Mandschufrau, die ihn liebte, waren phantastische Theaterfiguren in einem Maskenspiel; die übrigen, die Leute, die in den gewundenen Straßen sich fortschoben und die, welche starben, waren Statisten ohne Namen. Alle hatten zwar eine Bedeutung, aber welche? Sie schienen einen alten, schwierigen, rhythmischen Tanz auszuführen; man wußte, daß diese komplizierten, langsam feierlichen Tanzschritte einen Sinn hatten, der von großer Wichtigkeit war, doch den Schlüssel, den Schlüssel dazu konnte man nicht finden.

Es schien Kitty unglaublich. Eine alte Frau kam die Chaussee entlang, in Blau gekleidet, das in der Sonne wie Lapislazuli leuchtete; das Ge-

sicht mit den tausend kleinen Fältchen erinnerte an eine alte Elfenbeinmaske, und während sie sich auf ihren winzigen Füßen vorwärts schob, stützte sie sich auf einen langen schwarzen Stab. Es schien Kitty unglaublich, daß auch sie und Walter an diesem seltsam unwirklichen Tanz teilgenommen hatten. Ja, sie hatten sogar wichtige Rollen innegehabt. Sie hätte dabei ihr Leben verlieren können wie er. War es ein Scherz? War es vielleicht nur ein Traum, aus dem sie plötzlich mit einem Seufzer der Erleichterung erwachen würde? Alles war wie vor so langer Zeit und an einem so fernen Ort! Schattenhaft hoben sich die Personen dieses Stückes von dem sonnigen Hintergrund des wirklichen Lebens ab. Und nun erschien Kitty das Ganze wie eine Geschichte, die sie las; seltsam, daß es sie so wenig anging. Sie entdeckte, daß sie sich Waddingtons Gesicht, das ihr doch so vertraut gewesen, nicht mehr deutlich vorstellen konnte.

An diesem Abend sollten sie in der Stadt an dem westlichen Strom ankommen, wo sie den Dampfer nehmen mußte. Von da war es nur eine Nachtfahrt nach Tsching-Yen.

Anfangs schämte sie sich, daß sie nicht geweint hatte, als Walter starb. Es sah so gefühllos aus. Sogar die Augen des chinesischen Offiziers, des Obersten Yü, hatten voll Tränen gestanden! Der Tod ihres Mannes hatte sie betäubt. Es war schwer zu fassen, daß er nie wieder in das Haus zurückkehren, daß sie des Morgens, wenn sie aufstand, ihn nie wieder hören würde, wie er in der Gummi-Wanne sein Bad nahm. Sie lebte, und er war nun tot. Die Nonnen wunderten sich über ihre christliche Ergebung und bewunderten den Mut, mit dem sie ihren Verlust ertrug. Aber Waddington war klug; hinter seinem Mitgefühl spürte sie – wie sollte sie es nur ausdrücken? –, daß er mit etwas zurückhielt. Natürlich war Walters Tod ein schwerer Schlag für sie gewesen. Sie wollte seinen Tod nicht. Aber sie liebte ihn auch nicht, hatte ihn nie geliebt. Anständigerweise mußte sie Trauer an den Tag legen; es wäre häßlich und gemein,

ließe sie jemand in ihr Herz sehen. Aber sie hatte zuviel durchgemacht, um sich selber etwas vorzuheucheln. Die letzten Wochen hatten sie wenigstens das eine gelehrt: es mag notwendig sein, andern zuweilen etwas vorzulügen, aber es ist immer verächtlich, sich selbst zu belügen. Es tat ihr leid, daß Walter auf so tragische Weise gestorben war, aber das war ein rein menschliches Bedauern, wie sie es auch für irgendeinen Bekannten gefühlt hätte. Walter hatte bewunderungswürdige Eigenschaften besessen; ihr gefiel er zufällig nicht; er hatte sie immer gelangweilt. Daß sein Tod ihr eine Erlösung war, gab sie nicht zu; wenn sie ihn durch ein Wort wieder ins Leben zurückrufen könnte, so würde sie dieses Wort sprechen, aber sie konnte nicht leugnen, daß sein Tod ihr künftiges Leben in manchen Dingen leichter machte. Sie wären nie glücklich miteinander geworden, und es wäre doch schwierig gewesen, auseinanderzugehen. Sie erschrak über sich selbst; wenn die Leute das wüßten, sie würden sie für herzlos und grausam halten. Nun, sie sollten es nicht wissen. Im stillen fragte sie sich, ob ihre Mitmenschen auch so schändliche Geheimnisse in ihren Herzen trugen und ob auch sie die Zeit damit verbrachten, die Geheimnisse vor neugierigen Blicken zu schützen.

An die Zukunft dachte sie nur wenig und machte keine Pläne. Nur eines wußte sie: in Tsching-Yen wollte sie so kurz wie möglich bleiben. Ihrer Ankunft dort sah sie mit Schrecken entgegen. Am liebsten wäre sie immerfort in der Sänfte geblieben und durch das lachende, freundliche Land gezogen, ein gleichgültiger Zuschauer der Traumbilder dieses Lebens, der jede Nacht unter einem anderen Dach verbringt. Aber der nächsten Zukunft mußte sie ins Gesicht sehen: in Tsching-Yen wollte sie in das Hotel gehen, das Haus loswerden und die Einrichtung verkaufen. Townsend zu sehen, bestand kein Anlaß. Hoffentlich besaß er so viel Anstand, ihr aus dem Wege zu gehen. Sie hätte ihn freilich noch gern einmal getroffen, nur um ihm zu sagen, welch verächtlicher Mensch er in ihren Augen sei.

Aber was lag an Charles Townsend?

Wie eine tiefe Harfenmelodie sich in jubelnden Arpeggien durch die verwickelte Musik einer Sinfonie schlingt, so pulsierte in ihr fortwährend ein einziger Gedanke. Dieser Gedanke verlieh den Reisefeldern ihre

exotische Schönheit, zauberte den Schimmer eines Lächelns auf ihre Lippen, wenn ein bartloser Bursche auf dem Weg zum Markt an ihr vorüberschritt, Jubel in der Haltung und Kühnheit im Blick; dieser Gedanke verlieh den Städten, durch die sie kam, den Zauber stürmischen Lebens: die Cholera war ein Gefängnis gewesen, aus dem sie entwichen war. Nie zuvor hatte sie gewußt, wie wundervoll das Blau des Himmels, wie entzückend die Bambusgebüsche sind, die sich mit solcher Anmut über die Chaussee neigen. Freiheit! Das war der Gedanke, der in ihrem Herzen sang, so daß die Zukunft trotz des düstern Heute regenbogenfarbig schillerte, wie der Nebel über dem Flusse, wenn die Sonne darauf schien. Freiheit! Nicht nur Befreiung von einer schmerzenden Fessel und einer Gemeinschaft, die sie bedrückte, Befreiung nicht nur von dem Tode, der sie bedroht, sondern Befreiung von der Liebe, die sie erniedrigt hatte; Befreiung von allen seelischen Verpflichtungen – die Freiheit eines ungefesselten Geistes. Und mit der Freiheit gleichzeitig Mut und kühne Unbekümmertheit um alles, was auch kommen möge.

71

Als der Dampfer in Tsching-Yen anlegte, ging Kitty, die auf Deck gestanden und dem bunten, fröhlichen, lebhaften Treiben auf dem Flusse zugesehen hatte, in ihre Kabine, um nachzusehen, ob die Amah nichts vergessen hätte. Sie warf einen Blick in den Spiegel. Sie war schwarz gekleidet - die Nonnen hatten ihr ein Kleid gefärbt -, aber nicht in Trauer, und es fiel ihr ein, daß sie sich zuallererst Trauerkleidung beschaffen müsse. Da klopfte es an die Tür. Die Amah öffnete.

"Frau Fane!"

Kitty drehte sich um und erblickte ein Gesicht, das sie im ersten Augenblick nicht erkannte. Dann klopfte ihr

Herz plötzlich, und sie errötete. Es war Dorothy Townsend. Kitty hatte sie so wenig zu sehen erwartet, daß sie nicht wußte, was sie tun, was sie sagen sollte. Aber

Frau Townsend trat ein und schloß Kitty mit einer stürmischen Bewe-

gung in die Arme.

„Ach, liebste Frau Fane, es tut mir so leid!“

Kitty ließ sich von Dorothy küssen. Die Überschwenglichkeit der Frau, die ihr immer kalt und zurückhaltend erschienen war, überraschte sie etwas. „Sehr lieb von Ihnen“, flüsterte Kitty. „Kommen Sie auf Deck. Die Amah wird schon nach den Sachen sehen; ich habe unsere Diener mit.“

Sie ergriff Kittys Hand, und Kitty, die sich führen ließ, bemerkte, daß ihr gutmütiges Gesicht voll ehrlicher Teilnahme war.

„Der Dampfer ist vorzeitig angekommen“, sagte Frau Townsend, „fast wäre ich nicht rechtzeitig dagewesen. Es hätte mir schrecklich Leid getan, wenn ich Sie versäumt hätte.“

„Aber Sie haben mich doch nicht abgeholt?“ rief Kitty aus. – „Natürlich.“

„Woher wußten Sie denn von meiner Ankunft?“ „Herr Waddington hat es mir telegraphiert.“

Kitty mußte sich abwenden; es stieg ihr heiß in die Kehle. Warum bewegte sie diese geringfügige, unerwartete Liebenswürdigkeit so? Sie wollte nicht weinen wenn nur Dorothy Townsend fortgehen wollte! Aber sie ergriff Kittys leblos herabhängende Hand und drückte sie. Kitty war verlegen, daß diese kühle Frau so viel Gefühl zeigte.

„Ich bitte Sie um einen Gefallen. Charlie und ich, wir möchten so gern, daß Sie bei uns wohnen, solange Sie in Tsching-Yen bleiben.“

Kitty riß ihre Hand an sich.

„Das ist ungeheuer lieb von Ihnen, aber das kann ich nicht.“

„Sie müssen. Sie können nicht allein in Ihrem Hause bleiben. Das wäre schrecklich für Sie. Ich habe alles vorbereitet. Sie werden Ihr eigenes Wohnzimmer haben, Sie können dort Ihre Mahlzeiten einnehmen, wenn Sie nicht mit uns essen wollen. Wir beide bitten Sie, zu uns zu kommen.“

„Ich habe nicht daran gedacht, in meinem Hause zu wohnen, ich wollte mir im Hotel ein Zimmer nehmen. Ich kann Ihnen unmöglich so viel Mühe machen!“

Die Einladung überraschte sie. Sie war verwirrt, verärgert. Hätte Charlie

eine Spur von Anstand, er hätte seiner Frau nie erlaubt, sie einzuladen. Sie wollte keinem von beiden verpflichtet sein.

„Der Gedanke, daß Sie im Tsching-Yen-Hotel wohnen, wäre mir unerträglich; gerade jetzt ist das nichts für Sie. Die vielen Leute und die Musik, die immer Jazz spielt! Bitte, sagen Sie ja. Ich verspreche Ihnen, daß weder Charlie noch ich Sie belästigen werden.“

„Ich weiß wirklich nicht, warum Sie so gütig zu mir sind“, erwiderte Kitty, die keine Ausflüchte mehr wußte. Sie brachte es nicht über sich, ein schroffes, endgültiges Nein zu sagen. „Ich bin jetzt auch keine angenehme Gesellschaft für Fremde.“

„Aber sind wir Ihnen denn Fremde? Ich möchte Ihnen so gern keine Fremde sein; erlauben Sie mir, Ihre Freundin zu sein!“ Und Dorothy faltete die Hände, und ihre Stimme – die kühle, entschlossene, vornehme Stimme – bebte und stockte vor Tränen. „Ich möchte so furchtbar gern, daß Sie zu uns kommen! Ich bin Ihnen Genugtuung schuldig!“

Kitty verstand sie nicht. Sie wußte nicht, wofür Charlies Frau ihr Genugtuung schuldig wäre.

„Es tut mir leid, daß ich Sie anfangs nicht sehr mochte. Ich hielt Sie für emanzipiert. Ich bin altmodisch und auch unduldsam.“

Kitty sah sie flüchtig an. Was sie meinte, war, daß sie Kitty früher für unfein gehalten hatte. Kitty mußte innerlich lachen. Was lag ihr jetzt daran, was die Leute von ihr dachten!

„Und als ich hörte, daß Sie, ohne einen Augenblick zu zögern, mit Ihrem Manne in den Rachen des Todes gegangen waren, da kam ich mir so schlecht vor. Ich war so gedemütigt. Sie haben sich so wunderbar bekommen, so viel Tapferkeit bewiesen, daß wir anderen alle ganz klein dagegen sind.“ Die Tränen strömten ihr über das gute Gesicht. „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr ich Sie bewundere, welche Hochachtung ich für Sie empfinde. Ich weiß, daß ich Sie nicht für Ihren schweren Verlust entschädigen kann, aber Sie sollen wissen, wie tief, wie aufrichtig ich mit Ihnen fühle. Und ich werde es als eine Gunst betrachten, wenn Sie mir gestatten, etwas für Sie zu tun. Seien Sie mir nicht böse, weil ich Sie falsch beurteilt habe. Sie sind eine Heldin, und ich bin nur eine dumme, kleine Frau.“

Kitty blickte auf das Verdeck hinab. Sie war sehr blaß. Wenn Dorothy sich doch nur mehr beherrschte! Sie war gerührt, aber sie war auch ungeduldig darüber, daß dieses arglose Geschöpf solche Lügen glaubte. „Wenn Sie mich wirklich haben wollen“, seufzte Kitty, „komme ich natürlich sehr gern.“

Die Townsends wohnten auf dem Berg in einem Hause, von dem man einen weiten Ausblick über das Meer genoß. Charlie kam für gewöhnlich nicht zum Mittagessen nach Hause, aber am Tage von Kittys Ankunft sagte ihr Dorothy – sie nannten einander nun schon Kitty und Dorothy –, Charlie würde sie gern begrüßen, wenn es ihr recht wäre. Kitty überlegte, daß sie ihn ja einmal wiedersehen müsse, es blieb sich also gleich, ob jetzt oder später, und sah der Verlegenheit, die ihm die Begegnung bereiten mußte, mit Galgenhumor entgegen. Die Einladung war offensichtlich Dorothys Idee, und Charlie hatte nur mit Überwindung sich damit einverstanden erklärt. Sie wußte auch, daß er immer bestrebt war, das Schickliche zu tun, und ihr liebenswürdig Gastfreundschaft anzubieten, war offenbar schicklich. Ihr letztes Beisammensein war demütigend für ihn gewesen, ein so eitler Mensch wie Townsend mußte die Kränkung spüren wie eine Schwäre, die nicht heilen will. Sie hoffte, daß sie ihm so weh getan hatte wie er ihr. Er mußte sie jetzt hassen. Daß sie ihn nicht haßte, sondern verachtete, tat ihr wohl. Sie empfand Genugtuung darüber, daß er die Pflicht hatte, welcher Art immer auch seine Gefühle für sie sein mochten, sie zuvorkommend zu behandeln. Als sie an jenem Tage sein Büro verließ, hatte er sicherlich von ganzem Herzen gewünscht, sie nie wiederzusehen.

Nun saß sie bei Dorothy und wartete auf sein Kommen. Der solide Luxus des Salons entzückte sie. Sie saß in einem Lehnstuhl, schöne Blumen, Bilder waren da, schattige Kühle herrschte im Zimmer, es war so behaglich und angenehm. Mit leisem Schaudern erinnerte sie sich des kahlen, öden Wohnzimmers im Hause des Missionars: die Rohrstuhl,

der Küchentisch mit der Baumwolldecke darüber, die schmutzigen Wandbretter mit den billigen Romanen, die kurzen, dürrtigen roten Vorhänge, die immer so verstaubt aussahen. Ach, wie unbehaglich war es gewesen! Daran hatte Dorothy wohl nie gedacht.

Da hörten sie ein Auto vorfahren, und im nächsten Augenblick trat Charlie ins Zimmer.

„Komme ich zu spät? Ich hoffe, ich habe nicht zu lange auf mich warten lassen. Ich mußte zum Statthalter und konnte nicht früher fort.“

Er trat auf Kitty zu und ergriff ihre beiden Hände.

„Ich freue mich so sehr, daß Sie zu uns gekommen sind. Dorothy hat Ihnen gesagt, daß wir Sie so lange hier behalten möchten, wie es Ihnen gefällt, und daß Sie unser Haus als Ihr Heim betrachten müssen. Aber ich will es Ihnen auch sagen. Ich werde glücklich sein, wenn Sie mir erlauben, etwas für Sie zu tun.“ Seine Augen hatten einen entzückend aufrichtigen Ausdruck; sie fragte sich im stillen, ob er die Ironie in den ihren bemerkte. „Ich drücke mich in manchen Dingen so furchtbar ungeschickt aus und möchte Ihnen nicht zu plump vorkommen, aber ich muß Ihnen doch sagen, wie tief ich mit Ihnen den Tod Ihres Gatten fühle. Er war ein riesig guter Mensch, und man wird ihn hier mehr vermischen, als ich sagen kann.“

„Hör auf, Charlie“, ermahnte seine Frau, „ich bin überzeugt, Kitty versteht uns ... Hier kommen die Cocktails.“

Der üppigen Sitte gemäß, der die Ausländer in China huldigen, traten soeben zwei livrierte Diener ein, die belegte Brötchen und Cocktails servierten. Kitty lehnte ab.

„Oh, Sie müssen etwas nehmen“, bestand Townsend in seiner lebhaften, herzlichen Art, „es wird Ihnen guttun, und Sie haben sicher keinen Cocktail gehabt, seit Sie Tsching-Yen verließen. Wenn ich mich nicht irre, gibt es kein Eis in Mei-tan-fu.“

„Sie irren sich nicht“, erwiderte Kitty.

Einen Augenblick sah sie im Geiste den Bettler vor sich, mit dem zerzausten Haarschopf, in den blauen Lumpen, durch die man die abgezehrten Glieder sah, wie er tot an der Mauer lag.

Sie gingen zu Tisch. Charlie, der am oberen Ende der Tafel saß, bemächtigte sich spielend der Konversation. Nachdem die ersten Worte des Beileids vorüber waren, behandelte er Kitty nicht, als ob sie soeben ein verheerendes Erlebnis hinter sich hätte, sondern als wäre sie nach einer Blinddarmoperation aus Shanghai zur Luftveränderung hergekommen. Sie brauchte Aufheiterung, und er war bereit, sie aufzuheitern. Das beste Mittel, ihr das Gefühl der Fremdheit zu nehmen, war, sie als Familienmitglied zu betrachten. Er war ein taktvoller Mann. Er begann von den Herbstrennen zu sprechen, vom Polo – Herrgott noch einmal, er mußte wahrhaftig das Polo aufgeben, wenn es ihm nicht gelang, abzunehmen –, von der Unterredung, die er heute mit dem Statthalter gehabt. Er erzählte von einer Gesellschaft auf dem Admiralsschiff, an der sie teilgenommen hatten, von der Lage der Dinge in Kanton, von dem Golfplatz in Luschan. Nach wenigen Minuten hatte Kitty die Empfindung, daß sie nicht länger als ein Wochenende von Tsching-Yen fortgewesen sei. Es war unglaublich, daß dort oben, sechshundert Meilen entfernt von Tsching-Yen – das war ungefähr die Entfernung zwischen London und Edinburgh, nicht? –, Männer, Frauen und Kinder wie die Fliegen gestorben waren. Und schon erkundigte sie sich nach einem Herrn Soundso, der beim Polo das Schlüsselbein gebrochen hatte, fragte, ob Frau X in die Heimat zurückgekehrt sei oder Frau Y am Tennisturnier teilnehme. Charlie machte seine kleinen Scherze, und sie lächelte darüber. Dorothy, mit ihrem Anflug von Überlegenheit, die aber Kitty nicht mehr verletzte, weil sie jetzt mit zum Hause gehörte, sprach mit leiser Ironie von mehreren Personen der Kolonie. Kitty wurde lebhafter. „Sie sieht schon besser aus“, bemerkte Charlie zu seiner Frau. „Sie war vor Tisch so blaß, daß ich erschrak. Jetzt hat sie doch etwas Farbe in den Wangen!“

Aber während Kitty sich an dem Gespräch beteiligte wenn auch nicht heiter, das hätte weder Dorothy noch Charlie mit seinem bewundernswürdigen Sinn für Schicklichkeit gutgeheißen, so doch unbefangen –,

beobachtete sie ihren Gastfreund. In all den Wochen, in denen ihre Phantasien sich rachsüchtig mit ihm beschäftigten, hatte sie sich ein sehr lebhaftes Bild von ihm ausgemalt. Sie hatte sich ihn vorgestellt, wie er das dichte, gelockte Haar etwas zu lang und zu stark gebürstet trug; um zu verbergen, daß er grau wurde, war es zu stark geölt; das Gesicht war zu rot und wies ein ganzes Netz von violetten Adern auf den Wangen auf; das Kinn war zu massiv; wenn er den Kopf nicht hochhielt, sah man, daß er ein Doppelkinn hatte; die buschigen angegrauten Augenbrauen waren wie die eines Affen und widerten sie an. Er bewegte sich schwerfällig, er war fett geworden, trotz aller Sorgfalt in seiner Diät, trotz allem Sport; er hatte zuviel Fleisch auf den Knochen, und seine Gelenke waren steif wie bei Leuten mittleren Alters; die eleganten Anzüge waren ihm etwas zu eng und auch etwas zu jugendlich für ihn.

Als er aber vor Tisch in den Salon trat, erlitt Kitty einen Schock – deshalb war ihre Blässe auch so aufgefallen –, denn sie machte die Entdeckung, daß ihre Phantasie ihr einen merkwürdigen Streich gespielt hatte: er sah absolut nicht so aus, wie sie sich ihn ausgemalt hatte. Sie hätte fast Über sich selbst gelacht. Das Haar war durchaus nicht grau, oh, nur ein paar weiße Haare an den Schläfen, aber sie standen ihm gut; das Gesicht war nicht rot, sondern sonnverbrannt; der Kopf saß anmutig auf dem Halse. Er war nicht stark, und er war nicht alt, im Gegenteil, er war fast schlank und besaß eine wunderbare Figur – konnte man es ihm übelnehmen, wenn er ein wenig eitel darauf war? –, er machte den Eindruck eines jungen Mannes. Und natürlich saß ihm der Anzug gut; niemand konnte leugnen, daß er nett, schick und elegant aussah. Was war ihr eingefallen, sich ihn so ganz anders vorzustellen? Er war ein sehr schöner Mann. Es war ein Glück, daß sie wußte, wie gemein er war. Daß er eine gewinnende Stimme besaß, hatte sie nie geleugnet – die war heute noch genauso, wie sie sie im Ohr hatte: das machte ja die Falschheit jedes Wortes, das er sprach, so aufreizend. Ihren Ohren klang die volltönende warme Stimme unaufrichtig, und sie staunte, daß sie sich je von ihr hatte gefangennehmen lassen. Die Augen waren schön: in ihnen lag sein Zauber; sie schimmerten so weich und blau und hatten, selbst wenn er unsinniges Zeug zusammenschwatzte, einen so entzückenden

Ausdruck – es war fast unmöglich, dabei kalt zu bleiben.

Endlich wurde der Kaffee gebracht, und Charlie zündete sich eine Zigarre an. Er blickte auf die Uhr und erhob sich.

„Nun muß ich die beiden Damen sich selbst überlassen. Ich muß ins Amt zurück“, sagte er. Er hielt inne, sah Kitty mit seinen lieben, bezaubernden Augen an und fügte hinzu: „Ich will Ihnen nicht lästig fallen, aber in ein, zwei Tagen, wenn Sie ein bißchen ausgeruht sind, möchte ich eine geschäftliche Unterredung mit Ihnen haben.“

„Mit mir?“

„Wir müssen wegen des Hauses etwas veranlassen und wegen der Einrichtung.“

„Aber ich kann mich ja an einen Advokaten wenden. Ich sehe nicht ein, warum ich Sie damit belästigen sollte.“ „Glauben Sie mir ja nicht, daß ich Ihnen gestatten werde, Ihr Geld auf Expenses zu verschwenden. Ich werde die Sache schon in die Hand nehmen. Sie wissen, daß Sie Anspruch auf Pension haben. Ich werde mit Seiner Exzellenz darüber sprechen und sehen, ob wir nicht, wenn wir bei den betreffenden Behörden vorstellig werden, noch einen besonderen Zuschuß durchsetzen. Überlassen Sie nur alles mir. Quälen Sie sich jetzt nicht damit ab. Wir wollen nichts anderes, als daß Sie wieder in Ordnung kommen. Nicht wahr, Dorothy?“ „Natürlich.“

Er nickte Kitty zu, und als er am Sessel seiner Frau vorüberkam, ergriff er deren Hand und küßte sie. Die meisten Engländer sehen ein wenig lächerlich aus, wenn sie einer Dame die Hand küssen; Charlie tat es mit anmutiger Ungezwungenheit.

74

Erst als Kitty sich bei den Townsends etwas eingelebt hatte, spürte sie, wie erschöpft sie war. Das Behagen, die ungewohnten Annehmlichkeiten dieses Lebens lösten die Spannung, unter der sie gelebt hatte. Sie hatte vergessen, wie angenehm es ist, alles gemächlich zu tun, wie wohl es tut, aufmerksam behandelt zu werden. Mit einem Seufzer der Erleich-

terung versank sie in das üppige Leben des Orients. Der Gegenstand unaufdringlicher Teilnahme zu sein ist nicht unangenehm. Der Verlust, den sie erlitten, war so jungen Datums, daß man ihr zu Ehren unmöglich Gesellschaften geben konnte, aber die tonangebenden Damen der Kolonie – die Gemahlin Seiner Exzellenz, die Frauen des Admirals und des Gerichtspräsidenten – besuchten sie und nahmen den Tee bei ihr. Die Gemahlin des Statthalters sagte, Seine Exzellenz wünsche sehr, Kitty zu sehen, und wenn sie zu einem einfachen Mittagessen - natürlich keine Gesellschaft, nur wir und die Adjutanten! – kommen wollte, so wäre es reizend von ihr. Diese Damen gingen mit Kitty um wie mit einer ebenso kostbaren wie gebrechlichen Porzellanfigur. Sie betrachteten sie als Heldin, und sie spielte ihre Rolle bescheiden und klug. Zuweilen wünschte sie, daß Waddington hier wäre; der hätte mit seinem boshaften Humor die Komik der Situation zu würdigen gewußt dann hätten sie unter vier Augen lustig darüber lachen können. Dorothy hatte einen Brief von ihm erhalten, in dem er allerlei über Kittys hingebungsvolle Tätigkeit im Kloster, über ihre Tapferkeit und Selbstbeherrschung schrieb. Natürlich war das nur Ironie: dieser Spitzbub!

75

Kitty wußte nicht, ob es Zufall oder Absicht war, daß sie sich nie auch nur einen Augenblick mit Charlie allein befand. Sein Takt war ungewöhnlich. Er blieb freundlich, mitfühlend, angenehm, lebenswürdig. Niemand hätte erraten, daß sie je einander mehr gewesen waren als Bekannte. Aber eines Nachmittags, als sie auf der Veranda lag und ein Buch las, kam er vorüber und blieb stehen.

„Was lesen Sie?“ fragte er. „Ein Buch.“

Sie sah ihn ironisch an. Er lächelte.

„Dorothy ist zu einem Gartenfest in der Statthalterei gefahren.“

„Ich weiß es. Warum sind Sie nicht auch dort?“

„Ich kann das nicht mehr ertragen, und so kam ich lieber zurück, um Ihnen Gesellschaft zu leisten. Das Auto ist draußen, möchten Sie eine

Fahrt um die Insel machen?“ „Nein, danke.“

Er setzte sich auf das Sofa, auf dem sie lag.

„Seit du hier bist, haben wir noch keine Gelegenheit zu einer Aussprache gehabt.“

Sie sah ihm mit kühler Überlegenheit in die Augen. „Glaubst du, daß wir uns etwas zu sagen haben?“

„Bände!“

Sie schob ihre Füße ein wenig weiter, um ihn nicht zu berühren.

„Bist du noch immer böse auf mich?“ fragte er mit lächelnden Lippen und schmelzenden Augen.

„Nicht im geringsten“, sagte sie lachend.

„Ich glaube nicht, daß du lachen würdest, wenn du nicht böse wärst.“

„Du irrst dich; ich verachte dich viel zu sehr, um auf dich böse zu sein.“
– Er blieb gelassen.

„Du bist hart gegen mich. Wenn du ruhig überlegst, mußt du nicht ehrlich sagen, daß ich recht hatte?“

„Von deinem Standpunkt...“

„Nun, wo du Dorothy kennst, wirst du doch zugeben, daß sie sehr nett ist, nicht?“

„Gewiß, ich werde ihr für ihre große Güte immer dankbar sein.“

„Sie ist eine ganz seltene Frau. Ich hätte nie mehr einen Augenblick Ruhe gehabt, wenn wir durchgebrannt wären. Das wäre eine furchtbare Gemeinheit gegen sie gewesen. Und dann mußte ich doch auch an meine Kinder denken! Es wäre sehr hinderlich für sie gewesen.“

Eine Minute lang betrachtete sie ihn nachdenklich. Sie fühlte sich vollständig als Herrin der Situation.

„Ich habe dich, seit ich hier bin, sehr aufmerksam beobachtet und bin zu dem Schlusse gelangt, daß du Dorothy wirklich gern hast. Ich hätte dir's nie zugetraut.“

„Ich sagte dir ja, daß ich sie gern habe. Ich würde nichts tun, was ihr auch nur einen Augenblick Verdruß bereiten könnte. Sie ist die beste Frau, die ein Mann je besessen hat.“

„Hast du nie daran gedacht, daß du ihr auch Treue schuldig bist?“

„Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß“, lächelte er. Sie zuckte die

Achseln. – „Du bist jämmerlich.“

„Ich bin nur menschlich. Ich begreife wirklich nicht, warum du mich für einen gemeinen Kerl hältst, weil ich mich bis über die Ohren in dich verliebt hatte. Ich hatte es durchaus nicht beabsichtigt.“

Es zerriß ihr das Herz, als sie das hörte.

„Ich war vogelfrei“, antwortete sie bitter.

„Ich konnte natürlich nicht voraussehen, daß wir in eine so verteuflerte Klemme geraten würden.“

„Jedenfalls warst du pfiffig genug, zu wissen, daß, wenn einer leiden müsse, du es nicht sein würdest.“

„Das ist doch ein wenig stark! Jetzt müßtest du doch schon einsehen, daß ich das Richtige für uns beide getan habe. Du hattest den Kopf verloren und solltest froh sein, daß ich ihn oben behielt. Glaubst du, es wäre gut ausgegangen, wenn ich dir nachgegeben hätte? Wir wären nur vom Regen in die Traufe gekommen. Und dir ist doch nichts geschehen! Wollen wir uns nicht küssen und Freunde sein?“

Sie hätte fast laut aufgelacht.

„Erwartest du wirklich, daß ich vergesse, wie du mich ganz unbedenklich in den fast sicheren Tod geschickt hast?“

„Ach, welch ein Unsinn! Ich habe dir doch gesagt, daß es bei genügender Vorsicht ganz gefahrlos ist. Glaubst du, ich hätte dich fortgelassen, wenn ich nicht fest davon überzeugt gewesen wäre?“

„Du warst überzeugt, weil du überzeugt sein wolltest! Du gehörst zu jenen feigen Memmen, die nur das denken, was ihnen in den Kram paßt.“

„Tatsachen beweisen. Du bist wieder da, und wenn du nichts dagegen hast, daß ich dir etwas nicht ganz Passendes sage: du bist schöner als je.“

„Und Walter?“

Charlie konnte die scherzhafte Entgegnung nicht unterdrücken:

"Nichts steht dir so gut wie Schwarz.“

Sie starrte ihn einen Augenblick an. Dann traten Tränen in ihre Augen, und sie begann zu weinen. Ihr schönes Gesicht verzerrte sich vor Schmerz. Sie versuchte nicht, es zu verbergen, sondern blieb auf dem

Rücken liegen, die Arme an den Seiten herabhängend. „Um Gottes willen, wein doch nicht so! Ich wollte nichts Liebloses sagen. Es war nur ein Scherz. Du weißt, wie aufrichtig ich mit dir deinen Verlust bedaue-re.“

„Ach, halt doch deinen dummen Mund!“

„Ich würde alles darum geben, wenn ich Walter ins Leben zurückrufen könnte.“

„Du und ich, wir sind schuld an seinem Tod.“ Er ergriff ihre Hand, aber sie entriß sie ihm.

„Bitte geh fort!“ schluchzte sie. „Das ist das einzige, was du für mich tun kannst. Ich hasse, ich verachte dich. Walter war zehnmal mehr wert als du, und ich war zu dumm, es einzusehen. Geh! Geh!“

Sie sah, daß er weiterreden wollte, sprang auf und ging in ihr Zimmer. Er folgte ihr und schloß mit instinktiver Vorsicht den Fensterladen, so daß sie fast im Dunkeln standen.

„So kann ich dich nicht verlassen“, sagte er, indem er sie in die Arme nahm, „du weißt doch, daß ich dir nicht weh tun wollte.“

„Rühr mich nicht an. Um Gottes Barmherzigkeit willen, geh! Geht!“

Sie suchte sich von ihm zu befreien, aber er ließ es nicht zu. Ein hysterischer Weinkrampf befiel sie.

„Mein geliebter Schatz! Weißt du denn nicht, wie sehr ich dich liebe?“ sagte er mit seiner tiefen, berückenden Stimme. „Ich liebe dich mehr als je.“

„Wie kannst du nur so lügen! Laß mich los! Laß mich los!“

„Sei doch nicht so lieblos, Kitty! Ich weiß, daß ich roh gegen dich war – verzeih mir!“

Sie schluchzte und bebte an allen Gliedern; sie suchte sich von ihm zu befreien, aber die Umarmung tat ihr merkwürdig wohl. Sie hatte sich so gesehnt, einmal, ein einziges Mal noch, in seinen Armen zu liegen, und ihr ganzer Körper zitterte. Sie fühlte sich entsetzlich schwach, ihr war, als versagten ihr die Kräfte; der Schmerz, den sie um Walter empfand, verwandelte sich in Mitleid für sich selbst.

„Ach, wie konntest du nur so lieblos gegen mich sein?“ schluchzte sie.

„Weißt du nicht, daß ich dich mit meinem ganzen Herzen liebte? Nie hat

dich jemand so geliebt wie ich.“

„Geliebte!“

Er küßte sie.

„Nein, nein!“ rief sie aus.

Er suchte ihre Lippen, aber sie drehte das Gesicht fort. Er suchte ihr Ohr, sie wußte nicht, was er ihr zuflüsterte: abgerissene, leidenschaftliche Liebesworte. Er preßte sie so fest an sich, daß sie sich wie ein Kind vorkam, das sich verirrt und endlich heimgefunden hat. Sie stöhnte leise. Ihre Augen waren geschlossen, ihr Gesicht von Tränen überströmt.

Da fand er endlich ihre Lippen, und als er die seinen auf sie preßte, schoß es durch ihren Leib wie eine himmlische Flamme, in der sie unter Verzückung und Verklärung zu Asche verglühte. In ihren Träumen, nur in ihren Träumen hatte sie diese Seligkeit erfahren. Was tat er mit ihr? Sie wußte es nicht. Sie war kein Weib mehr, ihr ganzes Wesen war aufgelöst, sie war nur noch brennendes Verlangen. Er hob sie in die Höhe, sie war sehr leicht in seinen Armen, er trug sie, und sie klammerte sich an ihn, verzweifelt, entflammt – ihr Kopf sank auf das Kissen, und seine Lippen saugten sich an den ihren fest.

76

Sie saß auf dem Bettrand und verbarg ihr Gesicht in den Händen.

„Möchtest du einen Schluck Wasser?“ Sie schüttelte den Kopf.

Er ging zum Waschtisch hinüber, füllte das Glas und brachte es ihr.

„Geh, trink einen Schluck, du wirst dich gleich wohler fühlen.“

Er hielt ihr das Glas an die Lippen, und sie nippte daran. Dann starrte sie ihn mit entsetzten Augen an. Er blickte auf sie herab, und seine Augen strahlten von Selbstzufriedenheit.

„Nun, hältst du mich noch immer für einen solchen Spitzbuben?“ fragte er sie.

Sie senkte die Augen.

„Ja. Aber ich weiß, daß ich nicht um ein Haar besser bin als du. Ich schäme mich!“ „Du bist wirklich undankbar.“ „Willst du nicht gehen?“

„Die Wahrheit zu gestehen, es ist höchste Zeit. Ich muß mich ein bißchen in Ordnung bringen, bevor Dorothy nach Hause kommt.“

Und er verließ sie mit munterem Schritt.

Kitty saß noch ein Weilchen auf dem Bettrand, zusammengekauert und mit stumpfem Blick. Ihr Gehirn war leer. Ein Schauer fuhr ihr durch den Leib. Sie raffte sich mühsam auf, ging zum Toilettentisch hinüber und sank in einen Sessel. Sie starrte sich im Spiegel an. Die Augen waren vom Weinen geschwollen, das Gesicht war voller Tränenspuren, und auf ihrer Wange, auf die er die seine gepreßt hatte, glühte ein roter Fleck. Sie betrachtete sich mit Entsetzen.

„Schwein!“ rief sie ihrem Spiegelbild zu. „Schwein!“ Dann verbarg sie das Gesicht in den Händen und weinte bitterlich. – Welche Schmach, welche Schmach! Sie wußte nicht, was über sie gekommen war. Es war entsetzlich. Sie haßte ihn und haßte sich selbst. Es war höchste Seligkeit gewesen! O wie gräßlich! Sie konnte ihm nie wieder ins Gesicht sehen. Er war gerechtfertigt. Er hatte recht gehabt, sie nicht zu heiraten, denn sie war nichtswürdig, sie war nicht besser als eine Dirne. Nein, schlechter, denn diese armen Geschöpfe verkaufen sich für Brot. Und dazu in dem Hause, in das Dorothy sie in ihrem Kummer, in ihrer Verlassenheit aufgenommen hatte! Ihre Schultern bebten unter ihrem Schluchzen. Alles war nun aus. Sie hatte sich eingebildet, sie sei eine andere geworden, hatte sich für stark, für selbstbeherrscht gehalten; neue Gedanken hatten sie wie kleine gelbe Schmetterlinge im Sonnenschein umflattert und sie hatte gehofft, in Zukunft viel besser zu sein; die Freiheit hatte ihr gewinkt wie ein Lichtgeist; die Welt war eine große Ebene, durch die sie leichten Fußes, erhobenen Hauptes hätte wandeln können. Sie hatte sich eingebildet, sie sei frei von Sinnlichkeit und niederen Leidenschaften und auf dem Wege, ein reinliches, gesundes Leben zu führen. Sie hatte sich mit den weißen Reihern verglichen, die in der Dämmerung gemächlich über die Reisfelder fliegen, und nun war sie eine Sklavin! Wie schwach, wie schwach! Ihr war nicht zu helfen, alle Mühe war vergebens, sie war eine Dirne.

Sie wollte nicht zu Tisch gehen. Sie ließ Dorothy durch den Diener sagen, sie habe Kopfschmerzen und bleibe auf ihrem Zimmer. Dorothy

kam zu ihr, und als sie Kittys rote, geschwollene Augen sah, plauderte sie in ihrer sanften, mitleidvollen Art ein wenig von alltäglichen Dingen. Kitty wußte, daß Dorothy glaubte, sie hätte Walters wegen geweint, und Dorothy, die selbst eine liebevolle gute Frau war, respektierte den begreiflichen Schmerz.

„Ich weiß, wie schwer es ist“, sagte sie, als sie Kitty verließ, „aber Sie müssen sich aufraffen. Ich bin überzeugt, Ihr Mann würde sich kränken, wenn er wüßte, wie Sie um ihn trauern.“

77

Am folgenden Morgen stand Kitty früh auf, ließ ein paar Zeilen für Dorothy zurück, in denen sie mitteilte, daß sie in Geschäften fort müsse, und fuhr mit der Tramway den Berg hinab. Der Wagen bahnte sich den Weg durch die gedrängt vollen Straßen mit Autos, Sänften, Rikschas und die große, bunte Menge von Europäern und Chinesen zur englischen Schiffsagentur. In zwei Tagen sollte ein Dampfer abgehen, und sie war entschlossen, ihn unter allen Umständen zu benützen. Als der Beamte ihr sagte, es sei keine Kajüte mehr zu haben, verlangte sie den Direktor zu sprechen. Sie ließ sich anmelden; der Direktor, der sie von früher kannte, kam heraus und führte sie in sein Büro. Er kannte ihre Umstände und ließ, als sie ihm ihre Bitte vorgetragen hatte, die Passagierliste holen. Bestürzt sah er sie durch. „Ich flehe Sie an, tun Sie, was Sie können“, drängte sie ihn.

„Es ist niemand in der ganzen Kolonie, der nicht alles für Sie tun würde, Frau Fane“, erwiderte er. Er ließ sich den Beamten kommen und stellte ihm einige Fragen. Dann nickte er.

„Ich werde ein paar Leute anderswo unterbringen. Sie wollen nach Hause, Frau Fane, und es ist unsere Pflicht, Ihnen zu helfen. Ich kann Ihnen eine kleine Einzelkajüte geben.“

Sie dankte ihm und entfernte sich mit leichterem Herzen. Flucht! Das war ihr einziger Gedanke. Flucht! Sie schickte ein Kabel an ihren Vater, in dem sie ihr Kommen anzeigte. Sie hatte ihm schon früher auf dem-

selben Wege mitgeteilt, daß Walter tot sei. Dann kehrte sie zu Dorothy zurück und sagte ihr, sie reise in zwei Tagen ab.

„Es wird uns furchtbar leid tun, Sie zu verlieren“, erwiderte das gute Geschöpf, „aber natürlich begreife ich, daß es Sie zu Mutter und Vater zieht.“

Seit Kitty wieder in Tsching-Yen war, hatte sie es von Tag zu Tag aufgeschoben, in ihr Haus zu gehen; sie fürchtete sich, es zu betreten und von den Erinnerungen überwältigt zu werden, von denen es erfüllt war. Jetzt hatte sie keine Wahl mehr. Townsend hatte die Einrichtung verkauft und auch jemanden gefunden, der das Haus mieten wollte, aber ihre und Walters Kleider waren noch da, die Wäsche, die Bücher, die Fotografien und sonst noch tausenderlei Kleinigkeiten, denn nach Meitan-fu hatten sie nur das Allernotwendigste mitgenommen. Kitty war alles gleichgültig, und sie hatte nur den einen Wunsch, vollständig mit der Vergangenheit zu brechen; aber sie vergegenwärtigte sich doch, wie empört die ganze Kolonie sein würde, wenn sie auch diese Dinge versteigern ließe. Sie mußten verpackt und ihr nachgeschickt werden. Nach Tisch traf sie Anstalten, in ihre frühere Wohnung zu gehen. Dorothy, die ihr helfen wollte, erbot sich, sie zu begleiten, aber Kitty bat, allein hingehen zu dürfen, war jedoch einverstanden, daß zwei von Townsends Dienern ihr beim Packen behilflich sein sollten.

Das Haus war unter der Aufsicht des Ersten Dieners geblieben, der Kitty die Tür öffnete. Als Fremde das Haus zu betreten, war seltsam. Es war rein und nett gehalten. Alles war an seinem Platze, zum Gebrauch bereit, aber obwohl der Tag warm und sonnig war, lag Eiseskälte über den verlassenen Räumen. Die Möbel standen noch an ihrem Platz, ebenso die Blumenvasen; das Buch, das Kitty aufgeschlagen hingelegt hatte – sie erinnerte sich nicht mehr, wann das war –, lag noch immer aufgeschlagen da. Es war, als sei das Haus nur eine Minute vorher verlassen worden; aber diese Minute umfaßte eine ganze Ewigkeit, so daß man sich gar nicht vorstellen konnte, es könnte je wieder von Geplauder und Lachen widerhallen. Auf dem Klavier schien ein aufgeschlagener Foxtrott nur darauf zu warten, gespielt zu werden; aber es war, als würde kein Laut ertönen, wenn man die Tasten anschlüge. Walters Zimmer war so nett wie immer. Auf der Kommode standen

so nett wie immer. Auf der Kommode standen zwei große Fotografien: die eine zeigte Kitty in der Toilette, die sie trug, als sie bei Hof vorgestellt wurde, die andere im Brautkleid.

Die Diener holten die Koffer aus der Rumpelkammer, und sie stand dabei, während sie rasch und ordentlich packten. Kitty überlegte, daß sie in zwei Tagen bequem fertig sein würde. Sie durfte nicht nachdenken, dazu hatte sie keine Zeit. Plötzlich hörte sie einen Schritt hinter sich, und als sie sich umdrehte, sah sie Charlie Townsend. Das Herz gefror ihr.

„Was willst du hier?“ fragte sie ihn.

„Willst du in den Salon kommen? Ich habe dir etwas zu sagen.“

„Ich habe sehr viel zu tun.“

„Ich werde dich nur fünf Minuten aufhalten.“

Sie erwiderte nichts mehr, befahl den Dienern, weiter zu packen, und ging Charlie voran in das Nebenzimmer. Sie setzte sich nicht, um ihm zu zeigen, daß sie nicht aufgehalten werden wollte. Sie wußte, daß sie sehr blaß geworden war, das Herz klopfte ihr zum Zerspringen, aber sie stand ihm kalt gegenüber, einen feindseligen Blick in den Augen.

„Was willst du?“

„Ich habe soeben von Dorothy erfahren, daß du übermorgen abreisen willst. Sie sagte mir auch, daß du hier bist, um zu packen, und bat mich, dich anzurufen und zu fragen, ob ich dir nicht behilflich sein kann.“

„Danke, aber ich werde ganz gut allein fertig.“ „Das dachte ich mir. Ich bin auch nicht deshalb hergekommen, sondern um dich zu fragen, ob die plötzliche Abreise die Folge des gestrigen Vorfalles ist?“

„Ihr seid beide sehr gut gegen mich gewesen. Ich möchte nicht den Anschein erwecken, als mißbrauchte ich eure Güte“ – „Das ist keine sehr offene Antwort.“

„Was liegt dir daran?“

„Sehr viel. Ich möchte dich nicht vertrieben haben.“

Sie stand neben dem Tisch und senkte die Augen. Ihr Blick fiel auf die „Sketsch“, die nun viele Monate alt war. Es war dieselbe Nummer der Zeitschrift, in die Walter an jenem entsetzlichen Abend gestarrt hatte, als ... Und nun war Walter ... Sie blickte wieder auf. „Ich fühle mich

völlig erniedrigt. Du kannst mich unmöglich mehr verachten, als ich mich selbst verachte.“ „Aber ich verachte dich gar nicht. Was ich dir gestern sagte, war ernst gemeint. Warum willst du so davonlaufen? Warum sollten wir nicht gute Freunde sein können? Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß du glaubst, ich habe schlecht an dir gehandelt.“

„Warum hast du mich nicht in Frieden gelassen?“

„Zum Henker, ich bin doch nicht aus Stein. Dein Standpunkt ist krankhaft unvernünftig. Gerade nach dem, was gestern vorgefallen ist, solltest du freundlicher gegen mich sein. Schließlich sind wir nur Menschen.“

„Ich komme mir nicht wie ein Mensch vor. Ich fühle mich wie ein Tier. Wie ein Schwein oder Kaninchen oder eine Hündin. Oh, ich mache dir keinen Vorwurf, ich war genauso gemein. Ich ergab mich dir, weil ich dich begehrte. Aber das war nicht ich, nicht mein wahres Ich. Ich bin nicht diese abscheuliche, tierische, lüsterne Frau. Ich verleugne die, die das getan hat. Das war nicht ich, die lechzend nach dir auf dem Bette lag, während mein Mann kaum noch im Grabe liegt und deine Frau so gut zu mir war. Es war das Tier in mir, unrein und schrecklich, wie ein böser Geist, und ich verleugne, hasse, verachte es. Wenn ich daran zurückdenke, ekelt mich, und mir ist zum Brechen.“

Er runzelte die Stirn und lachte kurz und mißvergnügt in sich hinein.

„Ich bin wirklich ziemlich weitherzig, aber manchmal sagst du Dinge, die einen direkt empören können.“

„Das tut mir leid. Bitte, geh jetzt. Du bist ein elender, niedriger Mensch, und ich bin dumm genug, ernsthaft mit dir zu sprechen.“

Er gab keine Antwort, sie erkannte an dem Schatten in seinen blauen Augen, daß er auf sie böse war. Wenn er ihr erst adieu gesagt hätte, würde er, taktvoll und artig wie immer, einen Seufzer der Erleichterung ausstoßen. Sie malte sich belustigt aus, wie er ihr höflich die Hand schütteln und eine angenehme Reise wünschen und wie sie ihm für die erwiesene Gastfreundschaft danken würde. Da veränderte sich plötzlich der Ausdruck in seinem Gesicht.

„Dorothy hat mir gesagt, daß du ein Kind erwartest“, sagte er.

Sie errötete, aber sie verriet sich mit keiner Gebärde.

„Ja.“

„Bin ich vielleicht der Vater?“

„Nein, nein. Es ist Walters Kind.“

Sie sagte es mit Emphase, sie konnte nicht anders, aber sie wußte sofort, daß ein solcher Ton nicht überzeugte.

„Bist du auch ganz sicher?“ fragte er mit einem spitzbübischen Lächeln.

„Mit Walter warst du zwei Jahre verheiratet, ohne daß derlei passiert wäre. Das Datum scheint zu stimmen. Es ist viel wahrscheinlicher, daß es mein Kind ist als das Walters.“

„Ich würde mich eher umbringen, als ein Kind von dir zu haben.“

„Ach geh, das ist doch Unsinn! Ich würde mich furchtbar freuen und wäre sehr stolz. Weißt du, ich möchte, daß es ein Mädchen wird. Mit Dorothy habe ich nur jungen gehabt. Übrigens wirst du nicht lange darüber im Zweifel sein: meine drei Jungen sind mir alle wie aus dem Gesicht geschnitten.“

Er hatte seine gute Laune wiedergefunden, und sie wußte warum. War er der Vater des Kindes, dann konnte sie ihm, auch wenn sie ihn vielleicht nie wiedersah, niemals vollständig entrinnen. Seine Macht würde fort dauern, und er würde sie unsichtbar, aber darum nicht weniger gewiß, jeden Tag ihres Lebens unter seinem Einfluß behalten.

„Du bist wahrhaftig der dümmste und eitelste Tropf, den mir mein Mißgeschick in den Weg geführt hat“, erwiderte sie.

Als der Dampfer in den Hafen von Marseille einlief, blickte Kitty auf die schöne, zerklüftete Küste hinaus, die im Sonnenschein leuchtete, und sah plötzlich die goldene Statue der Heiligen Jungfrau, die auf der Kirche von Sainte Marie de la Grace steht, ein Wahrzeichen für die Seefahrer. Sie erinnerte sich, daß die Schwestern des Klosters in Mei-tan-fu, als sie die Heimat für immer verließen und die Bildsäule in der Ferne verblich, so daß sie sich nur noch wie eine goldene Flamme vom blauen Himmel abhob, zum Gebet niedergekniet waren, um so die Trennungsschmerzen zu beschwichtigen. Kitty faltete die Hände, wie um zu beten

– sie wußte nicht, zu welcher Macht.

Während der langen, ruhigen Reise hatte sie unaufhörlich an das entsetzliche Erlebnis gedacht, das sie in Tsching-Yen gehabt hatte. Sie konnte sich nicht begreifen. Es war so unerwartet gewesen. Was hatte sie so überwältigt, daß sie, obschon sie Charlie verachtete, von ganzem Herzen verachtete, sich doch so leidenschaftlich seiner schmutzigen Umarmung hingeeben hatte? Wut überkam sie bei dem Gedanken, Ekel vor sich selbst erfüllte sie. Sie glaubte, diese Demütigung niemals vergessen zu können. Sie weinte. Aber je größer die Entfernung von Tsching-Yen wurde, desto mehr verminderte sich ihr Groll. Was geschehen war, schien sich in einer anderen Welt ereignet zu haben. Sie kam sich wie ein Mensch vor, der von plötzlichem Wahnsinn erfaßt wurde; nach seiner Genesung ist er niedergeschlagen und beschämt, denn er erinnert sich dunkel, allerlei Häßliches getan zu haben, als er nicht bei Sinnen war. Wenn aber ein Mensch weiß, daß er nicht er selbst war, so glaubt er, auf Nachsicht Anspruch machen zu dürfen.

Ein großmütiger Mensch müßte sie eher bemitleiden als verdammen. Aber sie seufzte bei dem Gedanken, wie kläglich ihr Selbstvertrauen erschüttert worden war. Der Weg, der vor ihr lag, schien ihr so gerade und leicht zu sein, und nun merkte sie, daß er voll von Krümmungen und Fallen war. Die unermessliche Weite des Indischen Ozeans, sein melancholisch-schöner Sonnenuntergang beruhigte sie. Sie schien nach einem Lande getragen zu werden, in dem sie in Freiheit Herrin ihrer selbst sein konnte. Wenn sie nur ihre Selbstachtung wiedergewinnen konnte, selbst auf Kosten eines bitteren Kampfes! Sie mußte den Mut finden, ihn aufzunehmen. Die Zukunft war einsam und schwierig.

In Port Said erhielt sie einen Brief von ihrer Mutter; es war die Antwort auf ihr Kabel. Es war ein langer Brief, in der großen, wunderlichen Handschrift, wie man sie den jungen Damen zur Zeit, da ihre Mutter noch jung war, beigebracht hatte. Der Stil war so blumenreich, daß man beim Lesen die Unaufrichtigkeit spürte. Frau Garstin sprach ihr Bedauern über Walters Tod aus und ihre geziemende Teilnahme an dem Kummer ihrer Tochter. Sie fürchtete, daß Kitty nicht genügend versorgt sei, erwartete aber, daß das Kolonialamt ihr eine Pension geben werde.

Sie war froh, daß Kitty nach England zurückkehrte, bis ihr Kind geboren sei. Dann folgten gewisse Belehrungen, die Kitty unbedingt befolgen sollte, und Einzelheiten über Doris' Entbindung. Der Kleine wog soundso viel, und der Großvater väterlicherseits habe erklärt, er habe nie ein schöneres Kind gesehen. Doris sei wieder guter Hoffnung, und sie hofften auf noch einen Knaben, damit die Nachfolge in der Baronie gesichert sei.

Das Wesentliche des Briefes, so erkannte Kitty, war, daß ihre Mutter sie nur auf begrenzte Zeit hin einlud. Sie hatte nicht die Absicht, sich eine verwitwete Tochter in bescheidenen Verhältnissen aufzuhalsen. Kitty erinnerte sich, wie ihre Mutter sie früher vergöttert hatte, und sah, wie sie jetzt, da sie sie enttäuscht hatte, nur eine Last war. Wie seltsam doch die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern sind! Wenn die Kinder klein sind, sind die Eltern in sie vernarrt, stehen bei jeder Kinderkrankheit Todesangst aus, und die Kinder hängen an ihren Eltern mit Liebe und Bewunderung. Ein paar Jahre gehen vorüber, die Kinder wachsen heran, und schon sind ihnen Leute, die nicht zur Verwandtschaft gehören, wichtiger für ihr Glück als Vater und Mutter. Gleichgültigkeit tritt an die Stelle der blinden, instinktmäßigen Liebe der Vergangenheit. Ihr Beisammensein wird zu einer Quelle der Langeweile und der Erbitterung. Während sie früher bei dem Gedanken an eine vierwöchige Trennung ganz verstört waren, sehen sie nun gleichgültig einem jahrelangen Fernsein entgegen. Ihre Mutter brauchte sich nicht zu ängstigen; sobald sie nur konnte, wollte sie sich ihr eigenes Heim gründen. Aber ein wenig Zeit mußte sie haben; jetzt war alles noch unsicher, sie konnte sich noch gar kein Bild der Zukunft machen – vielleicht starb sie bei der Entbindung: das würde viele Schwierigkeiten lösen.

Aber als das Schiff anlegte, erhielt sie zwei Briefe. Sie war überrascht, die Handschrift ihres Vaters auf dem einen zu sehen; sie konnte sich nicht erinnern, daß er ihr je geschrieben hätte. Er war nicht überschwenglich und begann mit: „Liebe Kitty!“ Er teilte ihr mit, daß er an Stelle der Mutter schreibe, die nicht wohl und gezwungen sei, in einem Sanatorium eine Operation an sich vornehmen zu lassen. Kitty solle sich nicht aufregen, sondern, wie beabsichtigt, zur See weiterfahren. Die

Reise über Land sei viel teurer, und es wäre Kitty sicher nicht sehr bequem, in Harrington Gardens zu früh, in Abwesenheit ihrer Mutter, einzutreffen.

Der andere Brief war von Doris und begann: „Geliebte Kitty!“ Nicht weil Doris etwa eine besondere Zuneigung für sie hatte, sondern weil es ihre Art war, alle Bekannten so anzureden.

„Geliebte Kitty! Ich vermute, daß Vater Dir geschrieben hat. Mutter muß sich operieren lassen. Es zeigte sich, daß sie schon das ganze letzte Jahr kränkelte, aber Du weißt ja, wie sie die Ärzte nicht leiden kann. Sie hat sich mit allerlei Medizinen selbst behandelt. Ich weiß eigentlich nicht genau, was ihr fehlt, da sie ein Geheimnis daraus macht und wütet, wenn man sie danach fragt. Sie hat entsetzlich schlecht ausgesehen, und ich an Deiner Stelle würde in Marseille aussteigen und so rasch wie möglich heimkehren. Sag aber ja nicht, daß ich Dir den Rat gegeben habe, denn sie behauptet, daß ihr nicht viel fehlt, und sie will nicht, daß Du hier ankommst, bevor sie wieder zu Hause ist. Die Ärzte mußten ihr versprechen, daß sie schon nach einer Woche aus dem Sanatorium darf. In Liebe

Doris

Ich bin sehr betrübt über Walter. Du mußt eine entsetzliche Zeit durchgemacht haben, armer Liebling. Ich brenne darauf, Dich wiederzusehen. Wie komisch, daß wir beide gleichzeitig ein Baby haben werden! Wir können einander die Hände reichen.“

Kitty stand in Gedanken versunken auf dem Deck. Sie konnte sich ihre Mutter nicht krank vorstellen. Sie erinnerte sich nicht, sie je anders als zugreifend und in voller Tätigkeit gesehen zu haben; für die Krankheiten anderer hatte sie wenig Verständnis. Da kam ein Steward mit einem Telegramm auf sie zu.

„Teile Dir tiefbewegt mit, Mutter heute morgen verschieden. Vater.“

Kitty klingelte am Haustor in Harrington Gardens. Sie erfuhr, daß ihr Vater sich in seinem Arbeitszimmer befinde. Leise öffnete sie die Tür: da saß er am Kaminfeuer und las die letzte Ausgabe des Abendblattes. Er blickte auf, als sie eintrat, legte die Zeitung hin und sprang nervös auf.

„Ah, Kitty! Ich erwartete dich erst mit dem späteren Zug!“

„Ich habe die genaue Ankunftszeit nicht telegraphiert, weil ich dir ersparen wollte, mich abzuholen.

Er reichte ihr die Wange zum Kuß, ganz wie früher.

„Eben lese ich zum erstenmal wieder die Zeitung“, sagte er, „zwei Tage habe ich kein Blatt in der Hand gehabt.“

Er hielt eine Erklärung für nötig, daß er sich schon mit den Dingen des täglichen Lebens beschäftigte.

„Natürlich“, sagte sie, „du mußt ganz abgespannt sein. Mutters Tod wird dich sehr aufgeregt haben.“

Er war älter und magerer geworden, seit sie ihn das letzte Mal gesehen hatte, ein kleiner, vertrockneter Mann von steifem Wesen.

„Der Chirurg sagte, es sei von Anfang an keine Hoffnung gewesen. Sie war über ein Jahr nicht wohl, aber sie weigerte sich, einen Arzt zu Rate zu ziehen. Er sagte ferner, sie müsse unaufhörlich Schmerzen gelitten haben, es sei ein Wunder, wie sie das ausgehalten habe.“

„Hat sie nie geklagt?“

„Sie hat nur gesagt, sie sei nicht ganz wohl. Aber über Schmerzen hat sie nie geklagt.“ Er hielt inne und sah Kitty an. „Bist du sehr müde von der Reise?“

„Nicht sehr.“

„Möchtest du Mutter sehen?“

„Ist sie hier?“

„Ja. Man hat sie aus dem Sanatorium hierhergebracht.“

„Dann will ich hinaufgehen.“

„Möchtest du, daß ich mitkomme?“

Er sprach in so eigentümlichen Tone, daß Kitty ihn rasch ansah. Er hatte

das Gesicht ein wenig von ihr abgewandt; er wollte nicht, daß sie ihm in die Augen sehe. Kitty hatte sich in der letzten Zeit eine eigentümliche Fertigkeit angeeignet, die Gedanken anderer zu lesen. Sie hatte Tag für Tag ihr Gehirn anstrengen müssen, um aus einem gelegentlichen Wort oder einer unbewachten Gebärde die verborgenen Gedanken ihres Mannes zu erraten.

Sie wußte sofort, was ihr Vater vor ihr verbergen wollte. Er fühlte eine Erleichterung, eine unendliche Erleichterung, und er erschrak vor sich selbst. Fast dreißig Jahre lang war er ein guter, treuer Ehemann gewesen; niemals hatte er über seine Frau auch nur ein tadelndes Wort gesagt, und nun sollte er um sie trauern. Er hatte immer getan, was man von ihm erwartet hatte. Es wäre ihm entsetzlich gewesen, auch nur durch das Zucken eines Augenlides oder durch das leiseste Zeichen zu verraten, daß er nicht das empfand, was unter solchen Umständen ein leidtragender Ehemann empfinden sollte.

„Nein, bitte, ich möchte allein hinaufgehen“, antwortete Kitty. Sie stieg die Treppe in das große, kalte, protzig eingerichtete Schlafzimmer hinauf, das ihre Mutter so viele Jahre hindurch benützt hatte. Sie erinnerte sich so gut der massiven Mahagonimöbel und der Stahlstiche von Marcus Stone an den Wänden. Die Gegenstände auf dem Toilettentisch waren mit der steifen Genauigkeit aufgestellt, auf der Frau Garstin ihr ganzes Leben lang bestanden hatte. Die Blumen paßten nicht in das Zimmer. Frau Garstin hatte Blumen im Schlafzimmer für dumm, affektiert und ungesund gehalten. Der Duft der Blumen konnte den durchdringenden Geruch von frisch gewaschener Wäsche nicht dämpfen, der Kitty als charakteristisch für das Zimmer ihrer Mutter in Erinnerung geblieben war.

Frau Garstin lag auf dem Bett, die Hände auf der Brust mit einer Sanftmut gefaltet, die sie im Leben nie aufgebracht hatte. Sie sah mit ihren energischen, scharfgeschnittenen Zügen, den eingesunkenen Schläfen, den vom Leiden hohlen Wangen schön und sogar imposant aus. Der Tod hatte dem Gesicht den gemeinen Zug genommen und nur den Eindruck von Charakter gelassen. Sie hätte eine römische Kaiserin vorstellen können. Es kam Kitty seltsam vor, daß von den Leichen, die sie gese-

hen, nur diese allein den Eindruck bewahrt hatte, einst Wohnsitz einer lebenden Seele gewesen zu sein. Schmerz konnte sie nicht fühlen, denn zuviel Bitternis war zwischen ihnen gewesen, um in ihrem Herzen tiefe Gefühle der Zuneigung zu hinterlassen.

Sie dachte an ihre Mädchenjahre und erkannte, daß ihre Mutter sie zu dem gemacht hatte, was sie war. Wie still und unbedeutend die harte, herrschsüchtige und ehrgeizige Frau dalag, deren kleinliche Pläne vom Tod vernichtet worden waren: Kitty spürte die Tragik. Ihr Leben lang hatte sie ihrer Umgebung Unannehmlichkeiten bereitet, Ränke geschmiedet und immer nur Unedles, Niedriges angestrebt.

Da trat Doris ein.

„Ich habe mir gedacht, du würdest mit diesem Zuge kommen. Ich konnte es mir nicht versagen, für einen Augenblick herzusehen. Ist es nicht furchtbar? Arme, geliebte Mutter!“

Sie brach in Tränen aus und stürzte sich in Kittys Arme. Kitty küßte sie. Sie erinnerte sich, wie ihre Mutter Doris vernachlässigt und hart behandelt hatte, weil sie unhübsch und nicht gescheit war. Empfand Doris wirklich diesen übertriebenen Schmerz, den sie zeigte? Doris war immer sentimental gewesen. Kitty wünschte, auch weinen zu können; Doris mußte sie für gefühllos halten. Aber Kitty hatte zuviel gelitten, um eine Trauer zu heucheln, die sie nicht empfand.

„Kommst du zu Vater hinunter?“ fragte Kitty, als der Schmerzensausbruch ein wenig nachgelassen hatte. Doris trocknete ihre Augen. Ihre Züge waren durch die Schwangerschaft verschwommen, sie sah in ihrem schwarzen Kleid dick und unförmig aus.

„Nein, lieber nicht. Ich werde sonst wieder weinen. Der arme Vater, er trägt es wunderbar.“

Kitty begleitete ihre Schwester bis zum Haustor und kehrte dann zu ihrem Vater zurück. Er stand vor dem Feuer; die Zeitung war zusammengefasst. Er wollte ihr zeigen, daß er nicht weitergelesen hatte.

„Ich habe mich zum Essen nicht umgezogen“, sagte er, „ich hielt es für überflüssig.“

Sie saßen bei Tisch. Garstin erzählte Kitty alle Einzelheiten der Krankheit und des Todes seiner Frau, berichtete, wie teilnehmend alle Freunde geschrieben hatten – auf seinem Tisch lagen Stöße von Kondolenzbriefen, und er seufzte, wenn er daran dachte, daß er sie alle beantworten müsse – und welche Verfügungen er wegen des Leichenbegängnisses getroffen habe.

Dann kehrten sie in sein Arbeitszimmer zurück; es war das einzige Zimmer im Hause, in dem ein Feuer brannte. Mechanisch griff er nach der Pfeife auf dem Kaminsims und begann sie zu stopfen, dann sah er seine Tochter zweifelnd an und legte sie wieder zurück. „Willst du denn nicht rauchen?“ fragte sie. „Deine Mutter hat den Pfeifenrauch nach Tisch nicht leiden können, und das Zigarrenrauchen habe ich seit dem Krieg aufgegeben.“

Seine Antwort gab Kitty einen Stich ins Herz. Es war doch schrecklich, daß ein Sechzigjähriger in seinem Arbeitszimmer nicht rauchen durfte, was ihm behagte. „Ich habe Pfeifenrauch gern“, sagte Kitty lächelnd. Helligkeit huschte über das Gesicht des Justizrates; er nahm die Pfeife und zündete sie an. Sie saßen einander gegenüber, zu beiden Seiten des Kamins. Er glaubte, mit Kitty nun von ihrem eigenen Kummer sprechen zu müssen.

„Mutters Brief hast du wohl in Port Said erhalten“, sagte er. „Die Nachricht von dem Tode des armen Walter hat uns beide sehr erschüttert. Er hat mir immer sehr gut gefallen.“

Kitty wußte nicht, was sie antworten sollte.

„Mutter hat mir gesagt, daß du ein Kind erwartest?“

„Ja.“ – „Wann?“ – „In vier Monaten etwa.“

„Es wird dir ein großer Trost sein. Du mußt dir Doris' Jungen bald ansehen; ein schönes Kerlchen.“

Sie sprachen so kühl miteinander, als wären sie Fremde, die sich soeben kennengelernt hatten. Als Fremde hätten Kitty seine Neugierde und sein Interesse angeregt, die gemeinsame Vergangenheit aber richtete sich

wie eine Wand von Gleichgültigkeit zwischen ihnen auf. Kitty wußte, daß sie gar nichts getan hatte, um sich die Zuneigung ihres Vaters zu erringen, er hatte im Hause nie gezählt, es war selbstverständlich gewesen, daß er das Geld hergab. Ein wenig wurde er verachtet, weil er seiner Familie keinen größeren Luxus bot. Kitty hatte es immer für selbstverständlich gehalten, daß er sie liebte, ganz einfach, weil er ihr Vater war; daß sein Herz kein Gefühl für sie kannte, erschütterte sie nun. Er war allen immer langweilig gewesen; daß sie ihn ebenso langweilen konnte, war ihr nie eingefallen. Er war wie stets freundlich und unterwürfig, aber mit dem scharfen Blick, den sie im Leiden gewonnen hatte, sah sie deutlich, daß er sie nicht liebte, wenn es ihm auch nicht zum Bewußtsein gekommen war und nie kommen würde.

Die Pfeife zog schlecht, und er stand auf, etwas zu suchen, um zu stochnern. Vielleicht war es auch nur ein Vorwand, seine Nervosität zu verbergen.

„Mutter wollte dich hier behalten, bis dein Kind zur Welt käme; sie wollte dir dein Zimmer wieder herrichten.“

„Ich weiß. Ich verspreche dir, dich nicht zu sehr zu belästigen.“

„Darum dreht es sich nicht. Jetzt ist der einzig passende Ort für dich das Haus deines Vaters. Aber mir ist soeben die Stelle eines Gerichtspräsidenten auf den Bahamainseln angetragen worden, und ich habe sie angenommen.“ – „Ach, Vater, wie mich das freut! Ich gratuliere dir von ganzem Herzen.“

„Der Antrag kam zu spät für deine arme Mutter; er wäre ihr eine große Genugtuung gewesen.“

Bittere Ironie des Schicksals. Nach allen Anstrengungen, Intrigen und Demütigungen war Frau Garstin gestorben, ohne erfahren zu haben, daß ihr Ehrgeiz, wie gedrückt ihn die Enttäuschungen auch hatten, endlich von Erfolg gekrönt war.

„Anfang nächsten Monats muß ich mich einschiffen. Das Haus werde ich einem Agenten übergeben, ich will auch die Einrichtung verkaufen. Es tut mir leid, daß ich dich nicht auffordern kann, hierzubleiben, aber was du von den Möbeln haben möchtest, um dir eine Wohnung einzurichten, werde ich mich freuen, dir zu schenken.“ Kitty blickte ins Feu-

er. Ihr Herz klopfte heftig. Warum war sie plötzlich so nervös? Endlich zwang sie sich, zu sprechen. Ihre Stimme bebte:

„Könnte ich dich nicht begleiten, Vater?“ „Mich begleiten? Meine liebe Kitty!“

Sein Gesicht verfiel. So oft hatte sie diesen Ausdruck gehört, immer hatte sie ihn für eine Phrase gehalten; zum erstenmal im Leben begriff sie ihn; so deutlich, daß sie förmlich erschrak.

„Aber all deine Freundinnen sind hier und Doris F' fuhr Garstin fort.

„Ich dachte, du würdest dich in London viel wohler fühlen. Ich kenne deine Verhältnisse nicht, aber ich werde dir gern die Miete bezahlen.“

„Ich habe genug zum Leben.“

„Ich gehe in ein fremdes Land. Ich weiß nichts von den Lebensbedingungen dort.“

„Ich bin an die Fremde gewöhnt. London bedeutet mir nichts mehr. Ich könnte hier nicht atmen.“

Für einen Augenblick schloß er die Augen, und sie glaubte, er würde zu weinen anfangen. Er sah tief unglücklich aus. Es griff ihr ans Herz. Sie hatte recht gehabt: der Tod seiner Frau war eine Erlösung für ihn, und die Aussicht, ganz mit der Vergangenheit zu brechen, verhieß ihm Freiheit. Er sah ein neues Leben vor sich. Ruhe winkte nach all den Jahren und mit ihr die Fata Morgana eines glücklichen Daseins. Dreißig Jahre hatte Leid an seinem Herzen genagt.

Endlich schlug er die Augen wieder auf. Ein Seufzer, den er nicht unterdrücken konnte, entrang sich ihm.

„Natürlich werde ich mich sehr freuen, wenn du wirklich den Wunsch hast mitzukommen.“

Es war kläglich. Der Kampf war kurz gewesen, er ergab sich der Pflicht. Mit diesen wenigen Worten ließ er alle Hoffnung fahren.

Sie erhob sich aus ihrem Sessel, ging auf ihn zu, kniete nieder und ergriff seine Hände.

„Nein, Vater, ich komme nur mit, wenn du mich haben willst. Du hast dich genug geopfert. Willst du allein hinfahren, so tu es. An mich darfst du nicht eine Minute lang denken.“

Er löste seine Hand aus der ihren und streichelte ihr schönes Haar.

„Gewiß will ich dich haben, mein liebes Kind. Schließlich bin ich dein Vater, und du bist verwitwet und allein. Wenn du gern bei mir bleiben willst, wäre es sehr herzlos von mir, dich nicht mitzunehmen.“

„Das ist es ja eben, ich stelle keine Ansprüche an dich, weil ich deine Tochter bin. Du bist mir nichts schuldig.“ „Aber liebes Kind!“

„Nichts!“ wiederholte sie heftig. „Das Herz tut mir weh, wenn ich daran denke, wie wir uns das ganze Leben an dir gemästet und es dir mit nichts vergolten haben. Nicht einmal mit ein wenig Liebe. Du hast leider kein glückliches Leben gehabt, Vater. Willst du mir nicht erlauben, dich ein klein wenig für alles zu entschädigen, was ich versäumt habe?“

Er runzelte die Stirn. Ihre Bewegung setzte ihn in Verlegenheit.

„Ich weiß nicht, was du meinst. Ich habe mich nie über dich zu beklagen gehabt.“

„Ach, Vater, ich habe so viel durchgemacht, ich war so unglücklich! Ich bin nicht die Kitty, die euch damals verließ. Ich bin entsetzlich schwach, aber ich bin nicht so gemein wie damals. Willst du es nicht mit mir versuchen? Ich habe jetzt niemanden als dich auf der Welt. Willst du mich nicht versuchen lassen, deine Liebe zu gewinnen? Ach, Vater, ich bin so verlassen, so unglücklich! Ich brauche deine Liebe so!“

Sie legte den Kopf auf seine Knie und weinte hemmungslos.

„Kitty! Meine liebe kleine Kitty!“ murmelte er.

Sie blickte auf und schlang die Arme um seinen Hals.

„Ach, Vater, sei gut zu mir! Laß uns gut zueinander sein!“

Er küßte sie auf den Mund, seine Wangen waren naß von ihren Tränen.

– „Natürlich kommst du mit.“

„Willst du mich wirklich haben, Vater?“ – „Ja.“

„Ich bin so dankbar.“

„Sprich doch nicht so, liebes Kind. Es ist mir peinlich.“ Er zog sein Taschentuch hervor und trocknete ihr damit die Augen. Er lächelte, wie sie ihn nie zuvor hatte lächeln sehen. Wieder schlang sie die Arme um seinen Hals.

„Wir werden kreuzfidel sein, Väterchen. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie lustig wir miteinander sein werden.“

„Hast du vergessen, daß du ein Baby haben wirst?“

„Ich freue mich, daß sie dort draußen zur Welt kommen wird, wo das Meer rauscht und der weite Himmel so blau ist.“

„Du bist also überzeugt, daß es eine Sie' sein wird?“ sagte er mit seinem trockenen Lächeln.

„Ich will eine Tochter haben, um sie so zu erziehen, daß sie nicht die Fehler begeht, die ich gemacht habe. *Wenn* ich an mich zurückdenke, so hasse ich mich. Aber ich konnte nicht anders. Ich werde meine Tochter zur Freiheit und Selbständigkeit erziehen. Ich will mein Kind nicht nur dazu auf die Welt bringen und lieben und aufziehen, damit dann irgendein Mann so gern mit ihr schlafen will, daß er bereit ist, sie dafür lebenslänglich mit Kost und Quartier zu versorgen!“

Sie sah ihren Vater erstarren. Er hatte nie von solchen Dingen gesprochen, und es berührte ihn unangenehm, diese Worte aus dem Munde seiner Tochter zu vernehmen.

„Laß mich dies eine Mal offen sein, Vater. Ich war töricht und schlecht und abscheulich. Ich bin furchtbar gestraft worden. Ich bin entschlossen, meine Tochter vor all dem zu bewahren. Sie soll furchtlos und offen werden. Sie soll unabhängig von den andern sein, ihre eigene Herrin, und sie soll das Leben eines freien Menschen leben und es besser zu gestalten wissen als ich.“ „Aber, liebes Kind, du sprichst, als wärest du fünfzig! Du hast ja noch dein ganzes Leben vor dir! Du darfst nicht verzagen.“

Kitty schüttelte den Kopf und lächelte.

„Ich bin nicht verzagt. Ich habe Hoffnung und Mut. Die Vergangenheit ist vorbei, laß die Toten ihre Toten begraben. Es ist noch ungewiß, was das neue Leben mir bringen wird, aber ich gehe ihm leichten Herzens entgegen. Es gibt so viel, was ich wissen möchte; ich will lesen, ich will lernen. Ich sehe alle Freuden der Welt vor mir, Geselligkeit, Musik, Tanz, und ich sehe ihre Schönheit, das Meer, die Palmen, Sonnenaufgang, Sonnenuntergang und die sternenhelle Nacht. Alles ist noch nebelhaft, aber ich ahne unerschöpflichen Reichtum, das Geheimnis und Wunder in allem, Mitleid und Menschenliebe, den Weg und den Wanderer und vielleicht als Abschluß – Gott.“